

Christopher Lasch

Das Zeitalter des Narzißmus



© 1980 by Verlag Steinhausen GmbH, München
ISBN 3-8205-3475-X

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
THE CULTURE OF NARCISSISM.

AMERICAN LIFE IN AN AGE OF DIMINISHING EXPECTATIONS

© 1979 by W. W. Norton & Company, Inc.

Aus dem Amerikanischen von Gerhard Burmundt



Für Kate

Denn sie ist klug, wenn ich mich drauf verstehe,
Und schön ist sie, wenn nicht mein Auge trügt,
Und treu ist sie, so hat sie sich bewährt.
Drum sei sie, wie sie ist, klug, schön und treu,
Mir in beständigem Gemüt verwahrt.

DER KAUFMANN VON VENEDIG, II, 6

Inhaltsverzeichnis

0	Vorwort	4
0.1	Danksagung	8
1	Das neue Bewußtsein und der gesellschaftliche Eingriff ins Ich	9
1.1	Der Verfall des historischen Zeitgefühls	9
1.2	Die Verdrängung des Religiösen durch therapeutisches Denken	11
1.3	Der Abschied von der Politik	15
1.4	Fragwürdige Formen von Bekenntnis und Selbstenthüllung	17
1.5	Die innere Leere	20
1.6	Die Kritik der Progressiven an der Vorherrschaft des Privaten	23
1.7	Privates und öffentliches Leben: eine historische Gegenüberstellung	25
2	Die narzißtische Persönlichkeit unserer Zeit	28
2.1	Narzißmus als Metapher der Condition humaine	28
2.2	Psychologie und Soziologie	30
2.3	Der Narzißmus in der neueren klinischen Literatur	32
2.4	Gesellschaftliche Einflüsse	35
2.5	Die Weltsicht des Resignierten	41
3	Veränderte Erfolgsmethoden: Vom Arbeiterpräsidenten zur glücklichen Dirne	43
3.1	Der ursprüngliche Sinn der Arbeitsethik	43
3.2	Von der Selbst-»Bildung« zur Selbst-»Förderung« durch »Erfolgsimages«	45
3.3	Der Verfall der Leistung	48
3.4	Die Kunst des sozialen Überlebens	51
3.5	Die Apotheose des Individualismus	53
4	Die Banalität des Pseudo-Selbstbewußtseins: Politisches Theater und Alltagsleben	56
4.1	Die Gebrauchsgüterwerbung	56
4.2	Wahrheit und Glaubwürdigkeit	58
4.3	Werbung und Propaganda	59
4.4	Politik als Schau-Spiel	60
4.5	Radikalismus als Straßentheater	63
4.6	Heldenverehrung und narzißtische Idealisierung	64
4.7	Der Narzißmus und das Theater des Absurden	66
4.8	Das Theater des Alltagslebens	69
4.9	Ironische Distanzierung als Flucht vor der Routine	72
4.10	Ausweglosigkeit	73
5	Die Abwertung des Sports	76
5.1	Geist des Spiels oder Sucht nach nationalem Aufstieg	76
5.2	Huizinga und der Homo ludens	77
5.3	Die Kritik des Sports	78
5.4	Die Trivialisierung des sportlichen Wettstreits	81
5.5	Imperialismus und der Kult des rastlosen Lebens	82
5.6	Betriebsloyalität und Wettbewerb	85
5.7	Bürokratie und »Teamarbeit«	87
5.8	Sport und Unterhaltungsindustrie	88
5.9	Müßiggang als Flucht	90

6	Das Bildungswesen und das neue Analphabetentum	92
6.1	Die wachsende Verdummung	92
6.2	Der Kompetenzschwund	94
6.3	Historische Hintergründe des modernen Schulsystems	95
6.4	Von der industriellen Disziplin zur Selektion menschlicher Arbeitskraft	97
6.5	Von der Amerikanisierung zum lebensorientierten Lernen	99
6.6	Grundausbildung und Landesverteidigung	101
6.7	Die Bürgerrechtsbewegung und die Schulen	103
6.8	Kultureller Pluralismus und neuer Paternalismus	105
6.9	Der Aufstieg der »Multiversität«	106
6.10	Die »elitäre« Kultur und ihre Kritiker	108
6.11	Bildung als Ware	109
7	Die Sozialisierung des Nachwuchses und der Zusammenbruch der Autorität	111
7.1	Die »Sozialisierung des Arbeiters«	111
7.2	Das Jugendgericht	112
7.3	Elternerziehung	115
7.4	Permissivität im Rückblick	116
7.5	Der Kult der Authentizität	118
7.6	Psychologische Auswirkungen der »Funktionsübertragung«	119
7.7	Narzißmus, Schizophrenie und Familie	120
7.8	Narzißmus und der »abwesende Vater«	121
7.9	Die Abdankung der Autorität und die Wandlung des Über-Ichs	124
7.10	Die Beziehung der Familie zu anderen Zentren gesellschaftlicher Kontrolle	127
7.11	Menschliche Beziehungen im Beruf: Der Betrieb als Familie	128
8	Die Abkehr vom Gefühl: Die Soziopsychologie des Geschlechterkampfes	131
8.1	Die Trivialisierung der persönlichen Beziehungen	131
8.2	Der Kampf der Geschlechter: Seine Sozialgeschichte	132
8.3	Die sexuelle »Revolution«	134
8.4	Zusammengehörigkeit	136
8.5	Der Feminismus und die Intensivierung des Geschlechterkrieges	137
8.6	Strategien der Anpassung	139
8.7	Die kastrierende Frau in der Phantasie des Mannes	141
8.8	Die Seele von Mann und Frau im Sozialismus	144
9	Der erschütterte Glaube an die Regeneration des Lebens	145
9.1	Die Angst vor dem Alter	145
9.2	Narzißmus und Alter	145
9.3	Die Theorie vom Altern als sozialem Prozeß: »Wachstum« als vorausbestimmtes Veralten	147
9.4	Lebensverlängerung: Theorien über die Altersbiologie	149
10	Der Paternalismus ohne Väter	152
10.1	Die neuen und die alten Reichen	152
10.2	Die Elite der Manager und Experten als herrschende Klasse	154
10.3	Fortschrittlichkeit (Progressismus) und der Aufstieg des neuen Paternalismus	155
10.4	Die liberale Kritik am Wohlfahrtsstaat	156
10.5	Bürokratische Abhängigkeit und Narzißmus	158
10.6	Die konservative Kritik an der Bürokratie	161
	Anmerkungen	164

0 Vorwort

Kaum fünfundzwanzig Jahre, nachdem **Henry Luce** das »amerikanische Jahrhundert« proklamiert hat, ist das amerikanische Selbstvertrauen auf einen Tiefstand gesunken. Die jüngst noch von Weltmacht träumten, verzweifeln heute bereits an der Verwaltung der Stadt New York. Die Niederlage in Vietnam, die wirtschaftliche Stagnation und das drohende Versiegen der natürlichen Rohstoffquellen haben in höheren Kreisen eine pessimistische Grundstimmung aufkommen lassen, die sich in der übrigen Gesellschaft in dem Maße verbreitet, wie die Menschen das Vertrauen zu den Führungsschichten verlieren. Diese Krise des Selbstvertrauens ergreift auch andere kapitalistische Länder. In Europa zeigen die wachsende Stärke der kommunistischen Parteien, das Wiederaufleben faschistischer Bewegungen und die Terrorismuswelle auf jeweils verschiedene Weise die Schwäche der etablierten Regierungen und den Verfall der überkommenen Traditionen an. Sogar Kanada, lange eine träge Bastion bürgerlicher Verlässlichkeit, sieht sich angesichts der Separatistenbewegung in Quebec jetzt in seiner staatlichen Existenz bedroht.

Die internationalen Dimensionen der gegenwärtigen Misere machen deutlich, daß sie nicht einfach einer amerikanischen Nervenkrise zur Last gelegt werden kann. Allerorten scheint die bürgerliche Gesellschaft ihren Vorrat an konstruktiven Ideen aufgebraucht zu haben. Sie hat Fähigkeit und Willen eingebüßt, den Schwierigkeiten, die sie zu überwältigen drohen, entgegenzutreten. Die politische Krise des Kapitalismus spiegelt eine allgemeine Krise der westlichen Kultur wider; sie zeigt sich in der Verzweiflung an der Aufgabe, den Lauf der modernen Geschichte zu verstehen oder ihn rational zu steuern. Der Liberalismus, die politische Theorie des aufsteigenden Bürgertums, ist seit langem nicht mehr in der Lage, die Geschehnisse in der Welt des Wohlfahrtsstaats und der multinationalen Konzerne zu deuten. An seine Stelle aber ist nichts getreten. Politisch bankrott, ist der Liberalismus auch intellektuell am Ende. Die Wissenschaften, denen er zur Blüte verholfen hat und die sich ehemals zuversichtlich zeigten, die Finsternis der Zeiten zu vertreiben, liefern heute keine befriedigenden Erklärungen mehr für die Phänomene, die sie zu erhellen vorgeben. Die neoklassische ökonomische Theorie kann das Nebeneinander von Arbeitslosigkeit und Inflation nicht begreiflich machen; die Soziologie verzichtet auf den Versuch, eine allgemeine Theorie der modernen Gesellschaft zu entwerfen, und die akademische Psychologie flüchtet vor der Herausforderung durch Freud in die Messung von Banalitäten. Die Wissenschaften, die früher übertriebene Ansprüche geltend gemacht haben, beeilen sich jetzt zu verkünden, daß die Wissenschaft keine Wunderkuren für gesellschaftliche Probleme anzubieten hat.

In den Geisteswissenschaften hat die Demoralisierung sogar ein solches Ausmaß erreicht, daß allgemein eingeräumt wird, das humanistische Studium habe zum Verständnis der modernen Welt nichts beizutragen. Die Philosophen erklären nicht mehr das Wesen der Dinge und behaupten nicht mehr, uns lehren zu können, wie wir zu leben haben.

Literaturkritiker und -wissenschaftler fassen den Text nicht mehr als Repräsentation der realen Welt, sondern als Widerspiegelung der Innenwelt des Künstlers auf. Die Historiker geben, mit einer Formulierung David Donalds, ein »Gefühl der Irrelevanz der Geschichte und der Öde der neuen Ära« zu, »in die wir eintreten«. Weil aber die liberale Kultur immer aufs stärkste mit historischer Bildung zusammenhing, findet der Zusammenbruch eben dieser Kultur eine besonders drastische Illustration im Zusammenbruch des historischen Vertrauens, das einst die Überlieferung öffentlicher Ereignisse mit der Aura von moralischer Würde, Patriotismus und politischem Optimismus umgab. Früher setzten die Historiker voraus, daß die Menschen aus ihren vergangenen Fehlern lernten. Jetzt, da sich die Zukunft bedrohlich und unsicher ausnimmt, gilt die Vergangenheit als

»irrelevant« – sogar bei denen, die ihr Leben ihrer Erforschung widmen. **David Donald** schreibt:

Das Zeitalter des Überflusses ist vorbei. Die »Lehren«, die die amerikanische Vergangenheit erteilt hat, sind heute nicht nur bedeutungslos, sondern auch gefährlich ... Meine sinnvollste Aufgabe bestünde wahrscheinlich darin, den Reiz der Geschichte für die Studenten zu entzaubern, ihnen dabei zu helfen, der Irrelevanz der Vergangenheit gewahr zu werden ... und ihnen in Erinnerung zu rufen, in welchem begrenztem Maße die Menschen ihr Geschick selbst zu gestalten vermögen.¹

So sieht die Perspektive der Leute an der Spitze aus – die Hoffnungslosigkeit gegenüber der Zukunft, wie sie heute weitgehend von denen geteilt wird, die die Gesellschaft lenken, die öffentliche Meinung mitgestalten und die wissenschaftlichen Forschungen leiten, auf die die Gesellschaft angewiesen ist. Wenn man aber die Frage stellt, wie der Mann auf der Straße seine Zukunftschancen sieht, stößt man wohl auf eine Vielzahl von Beweisen, die den Eindruck bestätigen, daß die moderne Welt der Zukunft ohne sonderliche Hoffnung entgegenseht, findet andererseits aber auch Hinweise, die diesen Eindruck abschwächen und die Überzeugung erkennen lassen, daß die westliche Zivilisation die moralischen Ressourcen schon noch hervorbringen könnte, um ihre gegenwärtige Krise zu überwinden. Das weitverbreitete Mißtrauen gegenüber den Machthabern hat die Gesellschaft zunehmend schwerer regierbar gemacht, worüber die herrschende Klasse unentwegt jammert, ohne einzusehen, wie sehr sie selbst daran schuld ist; doch mag eben dies Mißtrauen auch die Grundlage für eine neue Befähigung zur Selbstbestimmung hervorbringen, die schließlich die Situation beenden könnte, die eine herrschende Klasse überhaupt erst notwendig macht und begründet. Was den Politikwissenschaftlern als Wählerapathie erscheint, kann eine gesunde Skepsis gegenüber einem politischen System darstellen, in dem die öffentliche Lüge grassiert und zur Gewohnheit geworden ist. Ein Mißtrauen gegenüber den Experten mag dazu beitragen, die Abhängigkeit von Experten zu verringern, die die Fähigkeit zur Eigeninitiative verkrüppelt hat.

Die moderne Bürokratie hat frühere Traditionen regionaler bürgerlicher Eigeninitiativen untergraben. Nur wenn sie in erweiterter Form wiederaufleben, besteht Hoffnung, daß aus dem Zusammenbruch des Kapitalismus eine vernünftige Gesellschaft erwachsen wird. Die unangemessenen Lösungen, die von oben herab diktiert werden, zwingen die Menschen heute, von unten her Lösungen zu finden. Und die Desillusionierung ist nicht mehr auf staatliche Bürokratien beschränkt, sie betrifft inzwischen auch die Bürokratie der Firmen und Konzerne – der realen Machtzentren der zeitgenössischen Gesellschaft. In Kleinstädten wie in dichtbesiedelten Großstadträumen, ja sogar in Trabantenstädten haben Männer und Frauen mit bescheidenen Versuchen begonnen, ihre Rechte gegen Wirtschaftsunternehmen und Staat zu verteidigen. Was der Elite von Politikern und Managern wie eine »Flucht aus der Politik« vorkommt, mag in Wahrheit den wachsenden Unwillen der Bürger anzeigen, am politischen System als bloße Konsumenten vorfabrizierter Schauspiele teilzunehmen. Es geht hier, mit anderen Worten, vielleicht gar nicht um eine Abkehr von der Politik, sondern um den Beginn einer allgemeinen politischen Revolte.

Vieles wäre zu den Zeichen eines neuen Lebensgefühls in den Vereinigten Staaten zu sagen. Das vorliegende Buch beschreibt jedoch einen niedergehenden Lebensstil – die Kultur des vom Konkurrenzdenken geprägten Individualismus, die in ihrem Niedergang die Logik des Individualismus ins Extrem eines Krieges aller gegen alle getrieben und das Streben nach Glück in die Sackgasse einer narzißtischen Selbstbeschäftigung abgedrängt hat. Die narzißtischen Überlebensstrategien geben sich als Emanzipation von den repressiven Lebensbedingungen der Vergangenheit aus und verhelfen so einer »Kultur-

revolution« zur Entstehung, die die schlimmsten Eigenschaften eben der zerfallenden Kultur reproduziert, die sie zu kritisieren vorgibt. Linke Kulturkritik ist so modisch-schick und leistet dem *Status quo* unwissend einen so verheerenden Vorschub, daß jede Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Gesellschaft, die unter die Oberfläche zu dringen hofft, zugleich einen Großteil dessen aufs Korn nehmen muß, was gegenwärtig unter dem Begriff einer fortschrittlichen linken Kulturkritik kursiert.

Die emanzipatorische Kritik an der modernen Gesellschaft ist von den Ereignissen überholt worden – und ein Großteil der früheren marxistischen Kritik ist nicht minder hoffnungslos veraltet. Viele Kulturkritiker wenden sich noch immer entrüstet gegen die autoritäre Familie, eine repressive Sexualmoral, die literarische Zensur, die protestantische Arbeitsethik und andere Grundlagen der bürgerlichen Ordnung, die vom entwickelten Kapitalismus selbst längst untergraben oder zerstört worden sind. Diese Kulturkritiker und ihre Gefolgsleute sehen nicht, daß die »autoritäre Persönlichkeit« nicht mehr der Prototyp des »ökonomischen Entscheidungsträgers« ist, und der *Homo oeconomicus* hat seinen Platz seinerseits dem *Homo psychologicus* unserer Tage geräumt, dem Endprodukt des bürgerlichen Individualismus. Der neue Narzißt wird nicht von Schuldgefühlen gequält, sondern von Ängsten. Er versucht nicht, seine eigenen Gewißheiten anderen aufzudrängen, sondern im Leben einen Sinn zu finden. Vom Aberglauben der Vergangenheit befreit, bezweifelt er sogar die Realität der eigenen Existenz. Auf oberflächliche Weise entspannt und tolerant, weiß er mit Dogmen ethischer und rassischer Reinheit wenig anzufangen, geht zugleich jedoch der Sicherheit von Gruppenloyalitäten verlustig und faßt jedermann als Rivalen um die Vergünstigungen auf, die ein paternalistischer Staat zu vergeben hat. Seine sexuelle Einstellung ist eher lax als puritanisch, wenn ihm auch die Befreiung von alten Tabus sexuell keine Ruhe schenkt. Einerseits in seinem Verlangen nach Anerkennung und Bewunderung von ungestümem Konkurrenzdenken geprägt, mißtraut er dem Wettbewerb doch, weil er ihn unbewußt mit ungezügelm Zerstörungsdrang assoziiert. Dementsprechend lehnt er auch die Wettbewerbsideologien ab, die frühere Phasen der kapitalistischen Entwicklung kennzeichneten, und beargwöhnt sogar ihre Ausdrucksformen in Spiel und Sport. Er preist Kooperation und Teamwork an, während er in sich tief sitzende antisoziale Impulse birgt. Er predigt Achtung vor Regeln und Ordnungsprinzipien in der heimlichen Überzeugung, daß sie für ihn selbst nicht gelten. Habsüchtig in dem Sinne, daß seine Erwartungen und Ansprüche unermesslich sind, sammelt er keine Güter und Rücklagen für die Zukunft an, wie es der erwerbssüchtige Individualist der politischen Ökonomie des 19. Jahrhunderts getan hat, sondern verlangt nach unverzüglicher Befriedigung seiner Wünsche und lebt in einem Zustand ruhelosen, ewig unbefriedigten Begehrens.

Daß der Narzißt kein Interesse an der Zukunft hat, liegt zum Teil daran, daß er so wenig Interesse an der Vergangenheit hat. Es bereitet ihm Schwierigkeiten, glückliche Assoziationen zu verinnerlichen oder sich einen Grundstock von liebevollen Erinnerungen aufzubauen, mit dem er für seine zweite Lebenshälfte gewappnet ist, die für ihn auch im besten Falle stets Trauer und Schmerz bereithält. In einer narzißtischen Gesellschaft – einer Gesellschaft, die narzißtische Charakterzüge fördert und ihnen zunehmend Bedeutung gibt – spiegelt die kulturelle Entwertung der Vergangenheit nicht nur die Dürftigkeit der herrschenden Ideologien, denen die Wirklichkeit entglitten ist und die es aufgegeben haben, sie zu meistern, sondern auch die innere Armut des Narzißten. Eine Gesellschaft, die »Nostalgie« als marktgängiges Konsumgut an der kulturellen Börse handelt, kann sich bald nicht mehr vorstellen, daß das Leben in der Vergangenheit in bedeutsamer Weise besser gewesen sein könnte als heute. Nachdem die Menschen die Vergangenheit insofern trivialisiert haben, als sie sie mit veralteten Konsumgewohnheiten, abgelegten Moden und Verhaltensweisen gleichsetzen, nehmen sie an jedem Anstoß, der ernsthaft auf die Vergangenheit Bezug nimmt oder in ihr Maßstäbe zur Beurteilung der Gegenwart zu finden sucht.

Und das vorherrschende intellektuelle Klima sieht in jeder derartigen Bezugnahme auf die Vergangenheit bereits eine Ausdrucksform von Nostalgie. Wie **Albert Parr** bemerkt hat, erklärt der Mensch bei solcher Einstellung »alle durch persönliche Erfahrung gewonnenen Einsichten und Wertbegriffe für ungültig, weil solche Erfahrungen immer in der Vergangenheit liegen – und damit im Bereich der Nostalgie«. ²

Die Vielschichtigkeit unseres Verhältnisses zur Vergangenheit unter dem Motto »Nostalgie« diskutieren, heißt Schlagworte an die Stelle objektiver Gesellschaftskritik setzen, als welche sich diese Einstellung aber gern ausgibt. Das modisch-schicke Hohnlachen, das heute nahezu automatisch jedem liebevollen Umgang mit der Vergangenheit entgegenschlägt, versucht, die Vorurteile einer pseudoprogressiven Gesellschaft zugunsten des *Status quo* auszubehuten. Wir wissen jedoch – dank der Arbeiten von **Christopher Hill**, **E. P. Thompson** und anderer Historiker –, daß viele revolutionäre Bewegungen der Vergangenheit ihre Kraft und Ausdauer aus dem Mythos oder der Erinnerung an ein Goldenes Zeitalter in der noch weiter entlegenen Vergangenheit geschöpft haben. Dieser historische Befund bekräftigt die psychoanalytische Erkenntnis, daß liebevolle Erinnerungen für die menschliche Reife ein unerläßliches psychologisches Kraftfeld bilden und daß, wer sich nicht auf solche positiven Erinnerungen aus der Vergangenheit berufen kann, in der Folge an schwersten Störungen leidet. Die Überzeugung, daß die Vergangenheit eine in mancher Hinsicht glücklichere Zeit gewesen sei, beruht keineswegs auf einer sentimental Illusion, noch führt sie zu einer rückwärts-gewandten, reaktionären Lähmung des politischen Willens.

Mein eigenes Verständnis der Vergangenheit ist das genaue Gegenteil der Auffassung von David Donald. Weit entfernt, sie als nutzlose Hypothek aufzufassen, sehe ich die Vergangenheit als politische und psychologische Schatzkammer, aus der wir die Reserven beziehen (wenn auch nicht immer in Form von »Lehren«), die wir brauchen, um uns der Zukunft gewachsen zu zeigen. Die Gleichgültigkeit unserer heutigen Kultur gegenüber der Vergangenheit – die nur allzu leicht in aktive Feindseligkeit oder Ablehnung umschlägt – liefert den schlagendsten Beweis für den Bankrott dieser Kultur.

Die vorherrschende Einstellung, die sich an der Oberfläche so aufgeschlossen und vorausschauend gibt, rührt von einer narzißtischen Verarmung der Psyche und aus der Unfähigkeit, unsere Bedürfnisse in dem Erlebnis von Befriedigung und Zufriedenheit zu verankern. Anstatt uns auf unsere eigenen Erfahrungen zu verlassen, überlassen wir es den Fachleuten und Experten, unsere Bedürfnisse für uns zu formulieren und sind dann erstaunt, daß diese Bedürfnisse offenbar nie zufriedengestellt werden können. Dazu schreibt **Iwan Illich**:

Da die Menschen gefügte Schüler sind, die sich ihre Bedürfnisse vorformulieren zu lassen lernen, wird die Fähigkeit, Wünsche aus selbsterfahrener Befriedigung zu bilden, zu einer seltenen Gabe, die sich nur bei sehr Reichen oder ernstlich Unterprivilegierten findet. ³

Aus allen diesen Gründen ist die Abwertung der Vergangenheit zu einem besonders bedeutsamen Symptom der Kulturkrise geworden, mit der sich das vorliegende Buch befaßt, das selbst häufig auf die Vergangenheit Bezug nimmt, um zu erläutern, was an unseren gegenwärtigen Verfahrensweisen falsch ist. Ein Leugnen der Vergangenheit, das sich oberflächlich progressiv und optimistisch gibt, erweist sich bei genauerem Hinsehen als Ausdruck der Verzweiflung einer Gesellschaft, die der Zukunft nicht ins Auge zu sehen vermag.

0.1 Danksagung

Einige der Gedanken in diesem Buch haben an Klarheit gewonnen durch Briefwechsel und Gespräche mit Michael Rogin und Howard Shevrin, denen ich für ihr Interesse an meiner Arbeit wie für ihre wertvollen Anregungen danken möchte. Ich möchte außerdem betonen, wieviel ich Philip Rieff und Russell Jacoby verdanke, die so viel dazu beigetragen haben, die kulturellen und psychologischen Probleme zu klären, mit denen sich dieses Buch beschäftigt. Keiner dieser Wissenschaftler sollte für meine Schlußfolgerungen verantwortlich gemacht werden, von denen sie einigen vielleicht nicht werden beipflichten können.

Dem Manuskript ist die kritische Lektüre meiner Frau und von Jeannette Hopkins zugute gekommen, die mich mehr als einmal vor unvorsichtigen und unnötig abstrakten Formulierungen bewahrt haben. Jean DeGroat möchte ich aufs neue für ihre Geschicklichkeit und Geduld beim Schreiben des Manuskripts danken.

Einiges von dem Material, das in diesem Buch erscheint, ist früher in Essays veröffentlicht worden, die sich allerdings von dem hier überarbeiteten Text erheblich unterscheiden:

- in der *New York Review*:
 - »The Narcissist Society«, am 30. September 1976;
 - »Planned Obsolescence«, am 28. Oktober 1976;
 - »The Corruption of Sports«, am 22. April 1977;
 - »The Siege of the Family«, am 24. November 1977;
- in der *Partisan Review*:
 - (»The Narcissistic Personality of Our Time«, 1977, Heft 1);
- im *Hastings Center Report*:
 - »Aging in a Culture without a Future«, August 1977);
- in *Marxist Perspectives*:
 - (»The Flight from Feelings«, Frühjahr 1978);
- und in *Psychology Today*:
 - (»To be Young, Rich and Entitled«, März 1978).

1 Das neue Bewußtsein und der gesellschaftliche Eingriff ins Ich

Das marivauxsche Dasein kommt nach Poulet einem vergangenheitslosen, zukunftslosen Menschen zu, der in jedem Augenblick von neuem geboren wird. Die Augenblicke sind Punkte, die sich zu einer Linie zusammensetzen, aber was zählt, ist der Augenblick, nicht die Linie. Das marivauxsche Dasein hat gewissermaßen keine Geschichte. Nichts folgt aus dem, was voraufgegangen ist. Es wird beständig überrascht. Es kann seine eigene Reaktion auf Ereignisse nicht voraussagen. Es wird beständig von Ereignissen überholt. Ein Zustand von Atemlosigkeit und Geblendetsein umgibt es.
Donald Barthelme

Der Gedanke, daß man gern woanders sein möchte, irritiert lediglich. Wir sind hier und jetzt.
John Cage

1.1 Der Verfall des historischen Zeitgefühls

Während sich das 20. Jahrhundert seinem Ende nähert, wächst die Überzeugung, daß mit ihm vieles andere zu Ende geht. Sturmwarnungen, böse Vorzeichen und Katastrophendrohungen suchen unsere Epoche heim. Die Ahnung von einem bevorstehenden Weltuntergang, die die Literatur des 20. Jahrhunderts maßgeblich geprägt hat, hat inzwischen die breite Öffentlichkeit erfaßt. Der Holocaust der Nazis, die Gefahr einer nuklearen Vernichtung, das Versiegen der Rohstoffquellen und wohlbegründete Vorausagen einer ökologischen Katastrophe haben Prophezeiungen der Dichter erfüllt und dem Alptraum – oder der Todessehnsucht – historisch-konkrete Gestalt verliehen, dem die Künstler der Avantgarde als erste Ausdruck gaben. Die Frage, ob die Welt im Feuer verlodern oder in Eis erstarren, ob sie mit einem Knall oder mit einem Wimmern enden wird, interessiert nicht mehr nur Künstler. Die drohende Katastrophe gehört zur alltäglichen Sorge und ist zu einem so vertrauten Gemeinplatz geworden, daß eigentlich niemand mehr darüber nachdenkt, wie sie abgewendet werden könnte. Statt dessen befasen sich die Menschen mit Taktiken zum persönlichen Überleben, mit Maßnahmen zur Verlängerung des eigenen Daseins oder Programmen, die Gesundheit und Seelenfrieden garantieren sollen.⁶

Wer Luftschutzbunker aushebt, hofft zu überleben, indem er sich mit den Erzeugnissen modernster Technologie umgibt. Die Kommunarden auf dem Lande haben einen entgegengesetzten Plan: sich aus der Abhängigkeit von dieser Technologie zu lösen und so ihren Zusammenbruch oder Ruin zu überleben. Der Besucher einer Landkommune in North Carolina schreibt: »Jeder hier scheint dieses Gefühl eines unmittelbar bevorstehenden Jüngsten Gerichts zu teilen.«⁷ **Steward Brand**, der Herausgeber des *WHOLE EARTH CATALOGUE*, berichtet, daß das »*SURVIVAL BOOK* [Überlebenshandbuch] einen Verkaufsboom erlebt; es ist einer unserer bestgehenden Titel«. Beide Strategien spiegeln die wachsende Verzweiflung wider, die Gesellschaft verändern oder auch nur verstehen zu können, die auch dem heute so weitverbreiteten Kult der Bewußtseinserweiterung, der Gesundheit und des persönlichen »Wachstums« zugrunde liegt.

Nach der politischen Turbulenz der sechziger Jahre haben die Amerikaner sich auf rein private Neigungen zurückgezogen. Da die Leute die Hoffnung aufgegeben haben, ihr Leben in entscheidenden objektiven Dingen verbessern zu können, haben sie sich klargemacht, es komme lediglich auf eine psychische Selbstverbesserung an: sie wollen in Übereinstimmung mit ihren Gefühlen leben, naturreine Nahrungsmittel essen, Ballettunterricht nehmen oder Bauchtanz lernen, sich in die Weisheit des Ostens versenken, *jogging* treiben, miteinander in »Verbindung« kommen oder die »Angst vor der Lust« überwinden. Solcherlei ist an sich harmlos; doch zum Programm erhoben und in Ver-

knüpfung mit dem Begriff vom echten, ursprünglichen Leben und vom erweiterten Bewußtsein, markieren solche Praktiken eine Abwendung vom Politischen und die Ablehnung der jüngsten Geschichte. In der Tat scheinen die Amerikaner nicht nur die sechziger Jahre, den Aufruhr auf den Straßen, die neue Linke, die Unruhen in den Universitäten, Vietnam, Watergate und die Präsidentschaft Nixons vergessen zu haben, sondern ihre gesamte historische Vergangenheit, sogar in der sterilen Form, wie sie ihnen während der Zweihundertjahrfeiern präsentiert wurde. **Woody Allens** Film *SLEEPER* aus dem Jahre 1973 hat die Stimmung der siebziger Jahre exakt eingefangen. Der Film ist formal eine Parodie auf die futuristische *Science-fiction* und vermittelt auf vielerlei Weise die Erkenntnis, daß »politische Lösungen nicht mehr greifen«, wie Allen es einmal kategorisch ausspricht. Gefragt, woran er glaube, erklärt Allen, nachdem er Politik, Religion und Wissenschaft ausgeklammert hat: »Ich glaube an Sex und Tod – zwei Erfahrungen, die einmalig sind.«

Für den Augenblick, für sich selbst zu leben und nicht für Vorfahren oder Nachwelt, das ist die heute vorherrschende Passion. Das Gefühl einer historischen Kontinuität, das Wissen, in einer Folge von Generationen zu stehen, die aus der Vergangenheit kommen und in die Zukunft weiterführen – das geht immer mehr verloren. Es ist dieser Verfall des historischen Zeitgefühls – insbesondere das Nachlassen eines entschiedenen Sorgens um die Nachwelt –, der die Krise der siebziger Jahre von früheren Ausbrüchen religiöser Endzeitstimmungen unterscheidet, denen sie auf oberflächliche Weise ähnelt. Die Ähnlichkeiten sind von vielen Kulturkritikern aufgegriffen worden, um die zeitgenössische »Kulturrevolution« zu verstehen, ohne daß ihre Abweichungen von den religiösen Phänomenen der Vergangenheit berücksichtigt worden wären. So proklamierte **Leslie Fiedler** vor einigen Jahren ein »Neues Zeitalter des Vertrauens«. **Tom Wolfe** hat den neuen Narzißmus vor kurzem als ein »drittes großes Erwachen« gedeutet, als Ausbruch einer orgiastischen und ekstatischen Religiosität. In einem Buch, das sich zugleich als Kritik und als Lob der zeitgenössischen Dekadenz anzubieten scheint, vergleicht **Jim Houghan** die Grundstimmung von heute mit dem Chiliasmus des Spätmittelalters.⁸ »Die Ängste des Mittelalters sind von denen der Gegenwart nicht so sehr verschieden«, schreibt er: damals wie heute seien durch gesellschaftliche Umwälzungen Sekten entstanden, die den Ausbruch des tausendjährigen Reiches verkündeten.⁹

Houghan wie Wolfe liefern jedoch, ohne es zu wollen, Hinweise, die eine religiöse Deutung der heutigen Tendenzen untergraben. Houghan bemerkt, daß Überleben zur »Lösung der siebziger Jahre« und »kollektiver Narzißmus« zur vorherrschenden Einstellung geworden ist. Da »die Gesellschaft« keine Zukunft hat, sei es sinnvoll, einzig für den Augenblick zu leben, das Augenmerk auf »persönliches Gelingen« zu richten, die eigene Dekadenz liebevoll zu genießen und eine »transzendente Selbstbezogenheit« zu kultivieren. Das aber sind nicht die Haltungen, die sich mit den historischen Ausbrüchen von Chiliasmus in Verbindung bringen lassen. Die Wiedertäufer des 17. Jahrhunderts erwarteten die Apokalypse keineswegs mit transzendenter Selbstbezogenheit, sondern mit der ungeduldigen Hoffnung auf das Goldene Zeitalter, das sie herbeiführen sollte. Und sie standen auch der Vergangenheit nicht gleichgültig gegenüber. Alte Volksüberlieferungen wie die vom »schlafenden König« – von einem Herrscher, der zu seinem Volk wiederkehren und ein verlorenes Goldenes Zeitalter zurückbringen wird – waren in den chiliastischen Bewegungen jener Epoche lebendig. Der Revolutionär vom Oberrhein, der anonyme Autor vom *BUCH MIT DEN HUNDERT KAPITELN*, erklärte:

Die Deutschen hielten einst die ganze Welt in Händen und werden es wieder tun, und mit mehr Macht als je zuvor.¹⁰

Er prophezeite, daß Friedrich II., der »Herr der letzten Tage«, auferstehen, die ursprüngliche Religion wiedereinführen, die Hauptstadt der Christenheit von Rom nach Trier verlegen, das Privateigentum abschaffen und die Unterschiede zwischen arm und reich aufheben werde.

Solche Überlieferungen, die häufig mit nationalem Widerstand gegen fremde Eroberer zusammenhängen, hat es in vielen Epochen und in mancherlei Form gegeben, nicht nur in der christlichen Vorstellung vom Jüngsten Gericht. Sogar die radikalsten der jenseitsorientierten, religiösen Bewegungen der Geschichte geben aufgrund ihrer egalitären und quasihistorischen Glaubensinhalte zu erkennen, daß Hoffnung auf soziale Gerechtigkeit und ein Bewußtsein geschichtlicher Kontinuität vorhanden waren. Die Mentalität der siebziger Jahre aber ist dadurch gekennzeichnet, daß ihr solche Wertvorstellungen abgehen. Die »Weltauffassung, die sich in unseren Tagen entwickelt«, schreibt Peter Marin,¹¹ kreist »ausschließlich um das Ich« und kennt »als einziges Gut nur das individuelle Überleben«. In seinem Versuch, die besonderen Wesenszüge der zeitgenössischen Religiosität ausfindig zu machen, weist **Tom Wolfe** selbst darauf hin, daß die

meisten Menschen der Geschichte ihr Leben *nicht* so gelebt haben, als hätten sie gemeint: »Ich habe nur ein Leben.« Statt dessen haben sie gelebt, als lebten sie das Leben ihrer Ahnen und das ihrer Nachkommen ...

Diese Bemerkungen treffen sehr genau den Kern des Problems, lassen jedoch Wolfes Deutung des neuen Narzißmus als eines dritten großen Erwachens fragwürdig erscheinen.¹²

1.2 Die Verdrängung des religiösen durch therapeutisches Denken

Das zeitgenössische Klima ist eben nicht religiös, sondern therapeutisch. Heute sehnen die Menschen sich nicht nach Erlösung, geschweige denn nach der Wiederherstellung eines Goldenen Zeitalters, sondern nach dem Empfinden, der momentanen Illusion von persönlichem Wohlbefinden, von Gesundheit und seelischer Geborgenheit. Sogar die linke Bewegung der sechziger Jahre diente vielen, die sich ihr eher aus persönlichen denn aus politischen Motiven anschlossen, nicht als Religionsersatz, sondern als eine Art Therapie. Politisches Engagement füllte bei vielen eine persönliche Leere, gab ihnen das Gefühl, Sinn und Ziel gefunden zu haben.

In ihren Erinnerungen an die *Weathermen*¹³ beschreibt **Susan Stern**¹⁴ deren Anziehungskraft in einer Sprache, die der Psychiatrie und der Medizin mehr verdankt als der Religion. Wenn sie ihre geistige Verfassung während der Demonstrationen des Jahres 1968 beim Parteitag der Demokraten in Chicago erläutern will, beschreibt sie statt dessen ihren Gesundheitszustand:

Ich fühlte mich wohl. Ich spürte, wie geschmeidig, stark und schlank mein Körper war; ich hätte meilenweit laufen können, und ich spürte, wie sicher und behend meine Füße sich unter mir bewegten.

Einige Seiten weiter bemerkt sie:

Ich hatte ein Gefühl meiner eigenen Wirklichkeit.

Sie betont immer wieder, daß sie in Verbindung mit bedeutenden Leuten ihre eigene Bedeutung spürt:

Ich fühlte es, ich war Teil eines riesigen Zusammenhangs von starken, aufregenden, brillanten Menschen.

Als ihre Idole sie enttäuschten, wie es immer wieder geschah, hielt sie nach Ersatz, nach neuen Heroen Ausschau, in der Hoffnung, sich an deren »Glanz« zu wärmen und das Gefühl der eigenen Belanglosigkeit zu überwinden. In ihrer Gegenwart kam sie sich gelegentlich »stark und fest« vor – nur um sich, wenn die Ernüchterung erneut einsetzte,

von der »Arroganz« derer, die sie vordem bewundert hatte, von ihrer »Verachtung für alle in ihrer Umgebung« zurückgestoßen zu fühlen.

Viele Einzelheiten aus Susan Sterns Bericht über die *Weathermen* wären Kennern der revolutionären Mentalität früherer Epochen durchaus vertraut: der Eifer ihrer revolutionären Bindung, die endlosen Gruppendiskussionen über die Feinheiten des politischen Dogmas, die unnachgiebige »Selbst-Kritik«, zu der alle Mitglieder der Sekte unentwegt aufgefordert wurden, und das Bemühen, jede Faser des eigenen Lebens in Übereinstimmung mit der revolutionären Überzeugung zu bringen. Doch jede revolutionäre Bewegung gehört der Kultur ihrer Epoche an, und diese Bewegung enthielt Elemente, die sie unmittelbar als Produkt der amerikanischen Gesellschaft in einer Zeit schwindender Erwartungen auswies. Die Atmosphäre, in der die *Weathermen* lebten – ein Klima von Gewalt, Gefahr, sexueller Promiskuität und moralischem wie physischem Chaos – erwuchs nicht so sehr aus einer älteren revolutionären Tradition, als vielmehr aus dem Aufbruch und der narzißtischen Angst des zeitgenössischen Amerika.

In der vorrangigen Beschäftigung mit dem eigenen seelischen Befinden und der gleichzeitigen Abhängigkeit ihres Identitätsgefühls von anderen Menschen unterscheidet sich Susan Stern von dem Typus des religiösen Suchers, der sich der Politik zuwendet, um eine säkularisierte Erlösung zu finden. Ihr ging es darum, eine eigene Identität aufzubauen, nicht aber in einem größeren Ziel aufzugehen. Der Narzißt unterscheidet sich in der dürftigen Ausbildung seines Selbstgefühls auch von einem früheren Typus des amerikanischen Individualisten, dem »amerikanischen Adam«, wie ihn **R. W. B. Lewis**, **Quentin Anderson**, **Michael Rogin** und Beobachter des 19. Jahrhunderts wie **Tocqueville** analysiert haben.¹⁵ Zwar gibt es eine oberflächliche Ähnlichkeit zwischen dem zeitgenössischen Narzißt mit seiner größtenwahnsinnigen Selbstbezogenheit und dem »heroischen Ich«, das in der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts so häufig besungen und dargestellt worden ist. Wie seine heutigen Nachfahren versuchte der »amerikanische Adam«, sich von der Vergangenheit zu befreien und etwas zu errichten, was **Emerson** als »ursprüngliche Beziehung zum Universum« bezeichnet hat. Die Redner und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts formulierten in vielfältigen Variationen die Lehre Jeffersons, daß die Erde den Lebenden gehört. Der Bruch mit Europa, die Aufhebung des Erstgeburtsrechts und die Lockerung der Familienbande unterstützten sie in ihrem Glauben (wenn der sich letztlich auch als Illusion erwies), daß die Amerikaner sich als einziges Volk der Erde dem erstickenden Einfluß der Vergangenheit zu entziehen vermochten. Laut **Tocqueville** waren sie von der Vorstellung beflügelt, daß sie »ihr Geschick in ihren eigenen Händen«¹⁶ hielten. Die gesellschaftlichen Bedingungen in Amerika, schrieb Tocqueville, lösten die Bande, die früher eine Generation mit der anderen verknüpften:

Das Gewebe der Zeit reißt mit jedem Augenblick ab, und die Spur der Generation ist verwischt. Die Vorfahren sind bald vergessen; von denen, die nachkommen, hat niemand eine Vorstellung: das Interesse der Menschen beschränkt sich auf die Personen ihres engeren Umkreises.

Der Narzißmus der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts ist gelegentlich mit ähnlichen Worten beschrieben. Die neuen Therapien, wie sie von der Bewegung zur »Weckung des menschlichen Potentials« am laufenden Bande ausgeheckt werden, lehren laut **Peter Marin**, daß »der Wille des einzelnen allmächtig ist und völlig sein Schicksal bestimmt«, wodurch sie die »Isolation des Ich«¹⁷ verschärfen. Solche Gedankengänge entsprechen einer bekannten gesellschaftstheoretischen amerikanischen Tradition. Manns Plädoyer, sich auf den »ungeheuer großen gemeinsamen Nenner der menschlichen Gemeinschaft« zu besinnen, erinnert an **Van Wyck Brooks**, der die Transzendentalisten Neu-Englands kritisierte, weil sie den »freundlichen, gemeinsamen Boden der menschlichen Tradition«¹⁸ außer acht ließen. Als Brooks seine eigene Anklage gegen die ame-

rikanische Kultur formulierte, bezog er sich auf **Santayana, Henry James, Orestes Brownson** und **Tocqueville**.¹⁹

Die kritische Tradition, die sie begründeten, kann uns immer noch einiges über die Schattenseiten eines zügellosen Individualismus lehren, muß jedoch neu formuliert werden, damit die Unterschiede zwischen dem »Adam« des 19. Jahrhunderts und dem Narziß unserer Tage berücksichtigt werden. Die Kritik am »Privatismus« mag helfen, das Wissen um die Notwendigkeit der Gemeinschaft lebendig zu halten; sie führt jedoch immer mehr in die Irre, wie die Möglichkeit einer echten Privatsphäre dahinschwindet. Der zeitgenössische Amerikaner mag es – wie seine Vorgänger – versäumt haben, eine wie immer geartete Form von Gemeinschaftsleben aufzubauen; die Integrationstendenzen der modernen Industriegesellschaft haben zur gleichen Zeit jedoch seine »Isolation« abgebaut. Da er den größten Teil seiner handwerklichen und technischen Fertigkeiten an die Unternehmen abgetreten hat, kann er seine materiellen Bedürfnisse nicht mehr selbst befriedigen. Da die Familie nicht nur ihre materiell produktiven, sondern auch viele ihrer erzieherischen Funktionen verliert, vermögen Männer und Frauen ihre Kinder nicht einmal mehr ohne die Hilfe diplomierter Fachleute aufzuziehen. Die Auszehrung von älteren Traditionen des Sich-zu-helfen-Wissens hat die Kompetenz des Menschen im täglichen Leben auf einem Gebiet nach dem anderen beschnitten und das Individuum von Staat, Firmen und anderen Bürokratien abhängig gemacht.

Der Narzißmus stellt die psychologische Dimension dieser Abhängigkeit dar. Ungeachtet der gelegentlichen Illusionen über seine Allmacht ist der Narziß zur Bestätigung seiner Selbstachtung auf andere angewiesen. Ohne bewunderndes Publikum kann er nicht leben. Seine scheinbare Freiheit von familiären Bindungen und institutionellen Zwängen befähigt ihn keineswegs, auf eigenen Füßen zu stehen oder sich seiner Individualität zu freuen. Im Gegenteil: sie trägt zu seiner Unsicherheit bei, die er nur überwinden kann, wenn er sein »grandioses Ich« in der Aufmerksamkeit anderer reflektiert sieht oder indem er sich Menschen anschließt, die Berühmtheit, Macht und Charisma ausstrahlen. Für den Narzißten ist die Welt ein Spiegel, während der robuste Individualist in ihr nichts als eine freie Wildnis sah, die er nach seinem Willen formen wollte.

In der amerikanischen Phantasie des 19. Jahrhunderts symbolisierte der Kontinent mit seiner riesigen Ausdehnung nach Westen die Chance, der geschichtlichen Vergangenheit zu entkommen, im positiven wie im negativen Sinne, als Verheißung und Gefahr. Der Westen bot die Chance, eine neue Gesellschaft ohne feudale Hemmungen aufzubauen, führte die Menschen aber auch in Versuchung, sich der Kultur zu entledigen und in die Barbarei zurückzufallen.

Aufgrund von zwanghaftem Fleiß und einer unerbittlichen Verdrängung des Geschlechtlichen errangen die Amerikaner des 19. Jahrhunderts einen (allerdings unsicheren) Sieg über das Es. **Die Gewalt, die sie gegen Natur und Indianer richteten, entsprang nicht einem ungezügelten Impuls, sondern dem Über-Ich der weißen Angelsachsen, das die Wildnis des Westens fürchtete, weil sie die innere Wildnis des einzelnen veranschaulichte.** Während die Amerikaner in ihrer volkstümlichen Literatur noch die Abenteuerromantik des Westens feierten, drückten sie der Wildnis in Wirklichkeit eine neue Ordnung auf, die den spontanen Impuls im Zaum halten, gleichzeitig aber dem Erwerbsstreben alle Freiheiten lassen sollte.

Kapital anzuhäufen als Tätigkeit, die an sich schon wertvoll war, sublimierte den Appetit des einzelnen und ordnete persönliche Interessen dem Dienst an kommenden Generationen unter. In der Hitze des Kampfes um den Westen ließ der amerikanische Pionier seiner Habgier und seiner mörderischen Grausamkeit freien Lauf, hatte dabei vom Endresultat jedoch immer – nicht ohne böse Vorahnungen, die in einem nostalgischen Kult der verlorenen Unschuld zum Ausdruck kamen – die Vision einer friedlichen, achtbaren und kirchentreuen Gemeinschaft, die den Frauen und Kindern Sicherheit bot. Er stellte

es sich so vor, daß seine Nachkommen, erzogen unter dem moralisch bessernden Einfluß weiblicher »Kultur«, zu besonnenen, gesetzestreu und häuslichen amerikanischen Bürgern heranwachsen würden, und der Gedanke an die besseren Umstände, die ihnen zufallen würden, rechtfertigte seine Plackerei und entschuldigte, wie er meinte, seine Rückfälle in Brutalität, Sadismus und Raub.

Heute sind die Amerikaner nicht vom Gefühl unbegrenzter Möglichkeiten, sondern von der Banalität der gesellschaftlichen Ordnung überwältigt, die sie dagegen errichtet haben. Sie haben die gesellschaftlichen Einschränkungen, mittels derer sie einst versuchten, diese »unbegrenzten« Möglichkeiten innerhalb zivilisierter Grenzen zu halten, verinnerlicht und fühlen sich jetzt von einer vernichtenden Langeweile überkommen – wie Tiere, deren Instinkte in der Gefangenschaft verdorrt sind. Ein Rückfall in die Barbarei stellt für sie eine so geringe Gefahr dar, daß ihnen gerade ein kraftvolleres Triebleben wünschenswert erscheint. Die Menschen klagen heutzutage über einen Mangel an Empfindungen. Sie jagen starken Erlebnissen hinterher, versuchen, das schlaffe Fleisch zu neuem Leben aufzupeitschen und mühen sich, abgestumpfte Sinnesreize wiederzubeleben. Sie verdammen das Über-Ich und verherrlichen das verlorene Sinnesleben. Die Menschen des 20. Jahrhunderts haben so viele psychologische Schranken gegen starke Gefühle aufgerichtet und in diese Abwehrmechanismen so viel von der Energie gesteckt, die aus den verbotenen Triebimpulsen abgeleitet ist, daß sie sich gar nicht mehr erinnern können, was es heißt, von Lust und Begehren überflutet und umgetrieben zu werden. **Eher neigen sie dazu, sich von Zorn und Wut verzehren zu lassen, die aus der Abwehr des Begehrens rühren und ihrerseits neue Abwehrmechanismen gegen diese Wut entstehen lassen.** Nach außen hin nett und freundlich, unterwürfig und umgänglich, kochen sie innerlich vor zorniger Erregung, für die es aber in einer dichten, überfüllten und bürokratisierten Gesellschaft nur wenige legitime Ventile geben kann.

Die wachsende Bürokratie schafft ein kompliziertes Netz persönlicher Beziehungen, belohnt gesellschaftliche Fertigkeiten und macht den zügellosen Egoismus des amerikanischen Adams unhaltbar. Gleichzeitig aber baut sie alle Formen patriarchalischer Autorität ab und schwächt damit das kollektive Über-Ich, das einst von Vätern, Lehrern und Pfarrern verkörpert wurde. Der Verfall der institutionalisierten Autorität in einer offenkundig permissiven [freizügigen] Gesellschaft führt jedoch keineswegs zu einem »Verfall des Über-Ichs« bei den Individuen. Er fördert vielmehr die Entwicklung eines harten, strafenden Über-Ichs, das angesichts fehlender, maßgebender, gesellschaftlicher Verbote einen Großteil seiner psychischen Energie aus den destruktiven aggressiven Impulsen im Es herleitet. Das Über-Ich wird allmählich von unbewußten, irrationalen Elementen in ihm selbst beherrscht. In dem Maße, wie die Autoritätsfiguren in der modernen Gesellschaft ihre »Glaubwürdigkeit« verlieren, entwickelt sich das individuelle Über-Ich zunehmend aus den primitiven Phantasien des Kindes über seine Eltern – Phantasien, die mit sadistischer Wut aufgeladen sind – und kaum mehr aus verinnerlichten Ich-Idealen, wie sie aus der späteren Erfahrung mit geliebten und geachteten Vorbildern gesellschaftlichen Verhaltens erwachsen.²⁰

Der Kampf um die Erhaltung des psychischen Gleichgewichts in einer Gesellschaft, die Unterordnung unter die Regeln des gesellschaftlichen Umgangs verlangt, sich jedoch weigert, diese Regeln in einem moralischen Verhaltenskodex zu verankern, ermutigt eine Form der Selbstbefangenheit, die mit dem ursprünglichen Narzißmus des herrischen Ich wenig gemein hat.

Die Persönlichkeitsstruktur wird in wachsendem Maße von archaischen Elementen beherrscht, und »das Selbst schrumpft«, mit den Worten von **Morris Dickstein**, »auf einen passiven und urzeitlichen Zustand zurück, in dem die Welt ungeschaffen und formlos bleibt«. Das selbstsüchtige, Erfahrungen gierig aufgreifende, herrische Ich bildet sich zurück zu einem Ich, das pompös, narzißtisch, infantil, leer ist: »ein dunkles,

feuchtes Loch«, wie **Rudolph Wurlitzer** in NOG schreibt, »in dem sich früher oder später einmal alles findet. Ich bleibe nahe dem Eingang und nehme die Dinge an, wie sie hereingestoßen werden, höre zu und nicke zustimmend. Ich habe mich in dieser Gefangenschaft langsam aufgelöst.«²¹

Von Angst, Depressionen, vagen Mißgestimmtheiten und dem Gefühl innerer Leere gequält, sucht der *Homo psychologicus* des 20. Jahrhunderts weder individuelle Selbsterhöhung noch die Transzendenz, sondern den Seelenfrieden, und das unter zunehmend schwierigeren Bedingungen. In seinem Ringen um Gemütsruhe sind seine Hauptverbündeten nicht etwa Priester, populäre Verkünder des »Hilf-dir-Selbst« oder Erfolgsvorbilder, wie beispielsweise Industriekapitäne, sondern Therapeuten; ihnen wendet er sich in der Hoffnung zu, das moderne Äquivalent von Erlösung zu finden: »psychische Gesundheit«. Die Therapie hat den stiernackigen Individualismus wie auch die Religion abgelöst; das heißt aber keineswegs, daß eine »dominierende Therapeutik« zu einer neuen, eigenständigen Religion geworden ist. Die Therapie bildet eine Gegenreligion, und zwar ganz gewiß nicht deshalb, weil sie sich an rationale Erklärungen oder wissenschaftliche Heilmethoden hält, wie ihre Verfechter uns glauben machen wollen, sondern weil die moderne Gesellschaft »keine Zukunft« kennt und deswegen an nichts denkt, was über ihre unmittelbaren Bedürfnisse hinausgeht. Selbst wenn Therapeuten vom Bedürfnis nach »Lebenssinn« und »Liebe« sprechen, verstehen sie Liebe und Lebenssinn nur im Sinne einer Erfüllung der emotionalen Forderungen des Patienten. Es fällt ihnen kaum ein – und in Anbetracht der Natur der therapeutischen Praxis wäre dafür auch kein Grund zu sehen –, die Patienten zu ermutigen, ihre Bedürfnisse und Interessen einem anderen Menschen, einer Sache oder einer Tradition unterzuordnen.

»Liebe« als Selbstopfer oder Selbsterniedrigung, »Sinn« als Loyalität gegenüber einer höheren Instanz – solche Sublimierungsformen gelten der therapeutischen Sensibilität als unerträgliche Unterdrückung, dem gesunden Menschenverstand unzumutbar und persönlichem Glück und Wohlbefinden abträglich. Die nachfreudianischen Therapien und insbesondere ihre populären Vertreter haben es sich zur vordringlichsten Aufgabe gemacht, die Menschheit von solchen überholten Vorstellungen wie Liebe und Pflicht zu befreien. Für sie ist die psychische Gesundheit gleichbedeutend mit dem Überbordwerfen von Hemmungen und mit der unverzüglichen Befriedigung jeder impulsiven Regung.

1.3 Der Abschied von der Politik

Nachdem das therapeutische Denken die Religion als formenden Rahmen der amerikanischen Kultur ersetzt hat, droht sie nunmehr, auch die Politik und damit das letzte Refugium der Ideologie abzulösen. Die Bürokratie macht aus kollektiven Mißständen persönliche Probleme, die sich therapeutisch behandeln lassen; insofern die neue Linke diesen Prozeß, diese Trivialisierung politischer Konflikte ins Licht rückte, leistete sie in den sechziger Jahren einen ihrer wichtigsten Beiträge zum politischen Denken. In den siebziger Jahren haben sich jedoch viele frühere Linke selbst der therapeutischen Sensibilität verschworen. Rennie Davis läßt die radikale Politik fahren und folgt dem Teenager-Guru Maharaj Ji. Abbie Hoffman, der frühere Anführer der Yippies, hält es für wichtiger, den eigenen Kopf in Ordnung zu bringen als die Massen zu bewegen. Sein ehemaliger Verbündeter Jerry Rubin zieht, nachdem er das gefürchtete dreißigste Lebensjahr erreicht hat und sich privaten Ängsten und Phobien gegenüber sieht, von New York nach San Francisco, wo er sich – bei anscheinend unerschöpflichen Einkünften – auf den intellektuellen Märkten der Westküste tummelt: »In den fünf Jahren von 1971 bis 1975«, schreibt Rubin, »habe ich Est, Gestalttherapie, Bioenergetik, Rolfing, Massage, Jogging, biologisch reine Nahrungsmittel, Tai Chi, Esalen, Hypnotismus, modernen Tanz, Meditation, *Silva Mind Control*, Arica, Akupunktur, Sexualtherapie, Reich-

sche Therapie und *More House* ausprobiert – ein Selbstbedienungskurs im Neuen Bewußtsein«. ²²

In seinem Buch mit dem kokettierenden Titel *GROWING (UP) AT THIRTY-SEVEN* bezeugt Rubin die Heilwirkungen seiner therapeutischen Diätikuren. Nach Jahren der Vernachlässigung seines Körpers gab er sich die »Erlaubnis, gesund zu sein«, und verlor rasch dreißig Pfund an Gewicht. Biologisch reine Nahrungsmittel, Jogging, Yoga, Saunabäder, Chiropraktiker und Akupunkteure haben es schließlich geschafft, daß er sich mit siebenunddreißig Jahren »wie fünfundzwanzig« fühlte. Der geistig-psychische Fortschritt erwies sich als gleichermaßen zufriedenstellend und schmerzlos. Er sprengte seinen Schutzpanzer, änderte seine Einstellung zur Sexualität, legte seine »Liebeshörigkeit« ab und lernte am Ende, sich »selbst so zu lieben, daß ich niemanden mehr brauche, um glücklich zu sein«. Er begriff, daß seine revolutionären, politischen Aktivitäten lediglich eine »puritanische Verfassung« verschleiert hatten, die ihm überdies gelegentlich wegen seiner Berühmtheit und der finanziellen Vorteile, die daraus erwachsen, ein schlechtes Gewissen verursachte. Es bedurfte allerdings für Rubin keiner großen seelischen Anstrengungen, um sich davon zu überzeugen, daß es »o.k. ist, sich der Vergünstigungen des Lebens zu erfreuen, die Geld mit sich bringen«.

Er lernte, Sex nicht mehr überzubewerten und ihn zu genießen, ohne ihn mit »symbolischen Bedeutungen« zu besetzen. Unter dem Einfluß einer ganzen Folge von Seelenheilexperten wütete er gegen seine Eltern und den selbstgerechten, strafenden »Richter« in sich selbst und schaffte es schließlich, seinen Eltern und seinem Über-Ich zu verzeihen. Er ließ sich die Haare schneiden, schor sich den Bart ab und ihm »gefiel, was ich sah«. Jetzt »trat ich ein, und niemand wußte, wer ich war, weil ich dem Bild nicht mehr entsprach, das man von mir hatte. Ich war fünfunddreißig Jahre alt, sah aber aus wie dreiundzwanzig«.

Rubin sieht seine »Reise in mein Inneres« als Teil des »neuen Bewußtseins« der siebziger Jahre. Und doch hat diese »massive Selbstprüfung« wenig Hinweise auf ein neues – persönliches oder kollektives – Selbstverständnis erbracht. Das Bewußtsein von sich selbst bleibt an Emanzipationsklischees gefesselt. Rubin diskutiert »das Weibliche in mir«, die Notwendigkeit einer toleranteren Haltung gegenüber der Homosexualität und die Notwendigkeit, sich mit den Eltern auszusöhnen, so als ob diese Gemeinplätze hart erkämpfte Einsichten in die *Condition humaine* böten. Als erfahrener Manipulator des gerade gängigen Gedankenguts, als eingestandener »Medienfreak« und Propagandamacher nimmt er an, daß alle Ideen, Charakterzüge und kulturellen Verhaltensweisen von Propaganda und »Umwelteinflüssen« herrühren. Seine Heterosexualität entschuldigt er, indem er schreibt: »Männer machen mich nicht an, weil ich als Kind in einer Umgebung aufwuchs, die Homosexualität als Krankheit auffaßte.« Mit Hilfe therapeutischer Behandlung versuchte er, die »negative Programmierung der Kindheit rückgängig zu machen«. Zwischen seinen politischen Aktivitäten der sechziger Jahre und seiner gegenwärtigen Beschäftigung mit seinem Körper und mit seinen »Gefühlen« versucht er, eine Beziehung herzustellen, indem er sich einredet, daß gesellschaftliche und politische Veränderungen auf der Grundlage einer kollektiven Entprogrammierung stattfinden werden. Wie viele frühere Linke tauscht auch er nur zeitgemäß therapeutische Slogans gegen die politischen Redensarten ein, die er früher im Munde zu führen pflegte. Um die eigentlichen Inhalte kümmert er sich nicht, weder jetzt noch damals.

Rubin gibt vor, daß »die innere Revolution der siebziger Jahre« aus der Erkenntnis erwuchs, daß die politische Linke der sechziger Jahre es versäumte, sich der Fragen des persönlichen und kulturellen Lebens anzunehmen, weil man der irrigen Auffassung gewesen sei, daß Probleme der »persönlichen Entwicklung«, wie er sagt, »bis nach der Revolution« warten könnten. Dieser Vorwurf ist nicht ganz falsch. Die Linke hat nur zu häufig als Zufluchtsort vor den Schrecken der Innenwelt gedient. Ein anderer ehemaliger Linker, Paul Zweig, hat sich dahingehend geäußert, er sei in den späten fünfziger

Jahren Kommunist geworden, weil »der Kommunismus ... ihn von den ramponierten Räumen und zerbrochenen Vasen eines bloß privaten Lebens«²³ befreite. Solange politische Bewegungen eine fatale Anziehungskraft auf Menschen ausüben, die das Gefühl persönlichen Versagens in kollektivem Handeln zu ertränken suchen – als ob kollektives Handeln eine intensive Beachtung des persönlichen Befindens eines Menschen ausschliesse –, werden politische Bewegungen über die persönliche Dimension sozialer Krisen wenig aussagen können.

Und doch begann die neue Linke, im Gegensatz zur alten, sich in ihrer kurzen Blütezeit Mitte der sechziger Jahre diesen Problemen zuzuwenden. In jenen Jahren wuchs die – keineswegs nur auf die Mitglieder der neuen Linken beschränkte – Erkenntnis, daß die Krise der Persönlichkeit im heutigen Ausmaß ein eigenständiges, politisches Problem darstellt und daß eine gründliche Analyse der modernen Politik und Gesellschaft unter anderem zu erklären hat, warum persönliche Entwicklung und persönliches Wachstum so schwer zu erreichen sind; warum in unserer Gesellschaft die Angst vor Erwachsenwerden und Altem so groß ist; warum persönliche Beziehungen so zerbrechlich und heikel geworden sind und warum die »Innenwelt« keine Zuflucht mehr vor den Gefahren rundum bietet. Das Entstehen einer neuen literarischen Form in den siebziger Jahren, die Kulturkritik, politische Reportage und Autobiographie miteinander verbindet, bedeutete einen Versuch, Fragen auszuloten und den Schnittpunkt von Privatsphäre und Politik, von Geschichte und persönlicher Erfahrung zu erhellen. Bücher wie **Norman Mailers HEERE AUS DER NACHT** ermöglichten dadurch, daß sie bis dahin übliche journalistische Objektivität aufgaben, häufig einen tieferen Einblick in die Ereignisse als Berichte von angeblich unvoreingenommenen Beobachtern. Die Literatur dieser Epoche, in der der Autor seine persönliche Anteilnahme oder seinen Standpunkt unumwunden zugab, bewies, daß der Akt des Schreibens zum durchaus eigenständigen literarischen Thema werden konnte. Die Kulturkritik nahm einen persönlichen und autobiographischen Zug an, der im schlimmsten Fall in bloßen Exhibitionismus ausartete, im besten Falle aber verdeutlichte, daß kulturelle Phänomene nur verstanden werden können, wenn der Kritiker berücksichtigt, wie sie sein eigenes Bewußtsein geprägt haben. Die politischen Umwälzungen waren in allen Diskussionen präsent und machten es unmöglich, die Zusammenhänge zwischen Kultur und Politik außer acht zu lassen. Und indem die politischen Veränderungen der sechziger Jahre die Illusion zerstörten, die Kultur habe eine unabhängige Entwicklung, die nichts mit der Verteilung von Reichtum und Macht zu tun habe, wirkte sie auch auf die Aufhebung der Trennung zwischen hoher und populärer Kultur hin und machte das Triviale zum Gegenstand ernsthafter Untersuchungen und Diskussionen.

1.4 Fragwürdige Formen von Bekenntnis und Selbstenthüllung

Daß die autobiographische, bekenntnishafte Literatur so beliebt ist, weist natürlich auf den neuen Narzißmus hin, der die gesamte amerikanische Kultur durchsetzt; die besten Arbeiten dieses Genres versuchen jedoch, eben durch Selbstenthüllung eine kritische Distanz zum Ich aufzubauen und Einsicht in die geschichtlichen Mächte zu gewinnen, die den Begriff der persönlichen Identität so problematisch gemacht haben. Der bloße Akt des Schreibens setzt ja bereits eine gewisse Distanzierung vom Ich voraus, und die Objektivierung der eigenen Erfahrung ermöglicht, wie psychiatrische Untersuchungen zum Narzißmusproblem gezeigt haben, von den »tiefen Quellen von Größenvorstellungen und Exhibitionismus – nach adäquater Zielhemmung, Zählung und Neutralisierung – zu den realitätsorientierten Oberflächenaspekten des Ichs Zugang [zu] finden und sich mit diesen [zu] verbinden«.²⁴

Und doch weist die wachsende wechselseitige Durchdringung von Literatur, Journalismus und Autobiographie unbestreitbar auch darauf hin, daß viele Autoren es für immer schwieriger halten, jene für die Kunst unerläßliche Distanzierung zustande zu bringen. Anstatt autobiographisches Material zu fiktionalisieren oder auf andere Art und Weise zu ordnen, haben sie es sich angewöhnt, es im Rohzustand darzubieten und dem Leser die Deutung zu überlassen.

Anstatt ihre eigenen Erinnerungen durchzuarbeiten, bauen viele Autoren nunmehr darauf, das Interesse des Lesers durch pure Selbstoffenbarungen wachzuhalten; sie sprechen nicht seine Urteilskraft an, sondern seine wollüstige Neugier auf das Privatleben berühmter Mitmenschen. In Mailers Werken und denen seiner vielen Nachahmer endet, was als kritische Reflexion der Ambitionen des Autors beginnt, die frank und frei als Bemühung um literarische Unsterblichkeit eingestanden werden, häufig in einem geschwätzigem Monolog, in dem der Autor aus seiner Berühmtheit Kapital schlägt und Seite um Seite mit einem Stoff füllt, der nur deshalb Aufmerksamkeit beanspruchen kann, weil er mit einem bekannten Namen zu tun hat. Nachdem **Erica Jong** dadurch ein Publikum gewonnen hatte, daß sie so gefühllos über Sex schrieb wie ein Mann, legte sie unverzüglich einen neuen Roman vor, der von einer jungen Frau handelt, die eine literarische Berühmtheit wird.

Sogar die besten dieser autobiographisch orientierten Schriftsteller bewegen sich auf dem schmalen Grat zwischen Selbstanalyse und Sichgehenlassen. Ihre Bücher – **Mailers** REKLAME FÜR MICH SELBST, **Norman Podhoretz'** MAKING IT, **Philip Roths** PORTNOYS BESCHWERDEN, **Paul Zweigs** THREE JOURNEYS oder **Frederick Exleys** A FAN'S NOTES – schwanken zwischen harterkämpfter, persönlicher Selbstoffenbarung, die durch die innere Qual, mit der sie gewonnen wurde, geläutert ist, und jener Art einer unehrlichen Scheinbeichte, die den Leser höchstens interessieren kann, weil sie Dinge nennt, die für den Autor von unmittelbarer Bedeutung sind. Wenn diese Autoren einer Erkenntnis nahekommen, ziehen sie sich häufig auf selbstparodistische Ebenen zurück, um kritischen Einwänden von vornherein zuvorzukommen. Sie versuchen, den Leser zu bestriicken, statt für die Bedeutung ihrer Erzählung zu plädieren. Sie bedienen sich des Humors nicht so sehr, um sich vom Stoff zu lösen, als um sich beim Leser einzuschmeicheln und seine Aufmerksamkeit zu fesseln, ohne aber von ihm zu verlangen, den Autor oder sein Thema ernst zu nehmen. Viele Erzählungen Donald Barthelmes, so brillant und bewegend sie in ihrer Kritik am Alltag häufig sein mögen, leiden darunter, daß er sich einen oberflächlichen Scherz nicht versagen kann.

In PERPETUA beispielsweise fällt seine Satire auf eben geschiedene Ehepaare, ihre zeit-totschlagenden Geselligkeitsformen und ihre pseudoliberalen »Lebensstile« in unangemessener Witzigkeit zusammen.

Nach dem Konzert zog sie ihre ... Wildleder-Jeans an, streifte sich das Hemd über, das aus bunten Halstüchern zusammengenäht war, und legte ihr holzgeschnitztes Halsband und ihr mit silberfarbenem Futter unterlegtes D'Artagnan-Cape an.

Perpetua konnte nicht mehr zwischen dem unterscheiden, was in diesem Jahr und was im letzten vorgefallen war. Hatte sich etwas gerade eben oder vor langer Zeit ereignet? Sie traf viele neue Leute. »Du bist so anders«, sagte Perpetua zu Sunny Marge. »Sehr wenige Mädchen, die ich kenne, tragen eine Tätowierung des Kopfes von Marschall Foch auf dem Rücken.«²⁵

Woody Allen, ein meisterhafter Parodist therapeutischer Klischees und der Selbstbezogenheit, aus der sie erwachsen, unterläuft seine eigenen Ideen häufig mit der oberflächlichen, verbindlichen, selbstabschätzigen Art von Humor, die zum Hauptrequisit des amerikanischen Konversationsstils geworden ist.

In seiner Parodie auf die modisch-oberflächliche Innenschau in einer Welt ohne Hoffnung – OHNE LEIT KEIN FREUD – untergräbt Allen die Ironie mit Scherzen, die allzu üppig wie aus unerschöpflichen Quellen fließen:

Guter Gott, warum fühle ich mich so schuldig? Weil ich meinen Vater gehaßt habe? Wahrscheinlich war es der Zwischenfall mit dem Kalbsgulasch; was hatte es aber auch in seiner Brieftasche zu suchen? ... Was für ein trauriger Mensch! Als mein erstes Stück, EINE CYSTE FÜR GUS, im Lyceum aufgeführt wurde, kam er zur Premiere in Frack und Gasmasken.

Was ist denn am Tod eigentlich so besonderes, das mich fortgesetzt in Atem hält? Wahrscheinlich die Stunde.

Schaut mich an, dachte er. Fünfzig Jahre alt. Ein halbes Jahrhundert. Nächstes Jahr werde ich einundfünfzig. Dann zweiundfünfzig. Und wenn er auf diese Weise nachzudenken fortfuhr, konnte er sich sein Alter bis fünf Jahre in die Zukunft voraus vorstellen.²⁶

Das Bekenntnisartige der heutigen Literatur erlaubt es aufrichtigen Schriftstellern wie Exley oder Zweig, eine erschütternde Darstellung der geistigen Verzweiflung unserer Tage zu bieten; sie macht es aber auch möglich, daß faule Schriftsteller »jener Art unbescheidener Selbstenthüllung frönen, die letztlich mehr verbirgt als offenbart«. Die scheinbare Einsicht des Narzißten in seine eigene Verfassung, die gewöhnlich in Klichschees aus der Sprache der Psychiatrie ausgedrückt wird, dient dazu, mögliche Kritik abzuwenden und Verantwortung für sein Handeln zu bestreiten. »Ich bin mir bewußt, daß das vorliegende Buch auf ziemlich verblüffende Weise einen männlichen Chauvinismus bezeugt«, schreibt **Dan Greenberg** in seinem SCORING. A SEXUAL MEMOIR. »Was also kann ich Ihnen erzählen? ... Ich meine, so waren wir damals – was ist also Neues daran? Ich entschuldige diese Einstellung nicht, ich berichte bloß darüber.« An einer Stelle beschreibt Greenberg, wie er es mit einer im Alkoholrausch zusammengebrochenen Frau hatte, die sich nicht wehren konnte, um den Leser dann im nächsten Kapitel zu informieren, daß an dem ganzen Bericht »kein Gran Wahrheit« gewesen sei:

Was halten Sie jetzt davon? Sind Sie froh? Hat dieser ganze vorge-täuschte Zwischenfall mit Irene Sie auf die Idee gebracht, ich sei so kaputt und abstoßend, daß Sie sogar die Lektüre des Buches aufgeben wollten? Offenbar nicht, denn Sie haben ja weitergelesen und jetzt dieses Kapitel erreicht ... Möglicherweise fühlen Sie sich an der Nase herumgeführt und folgern nun, daß ich, wenn ich Ihnen schon eine Unwahrheit untergeschoben habe, Ihnen auch noch andere Lügen erzählt haben könnte. Das ist aber nicht der Fall – alles andere in diesem Buch ... ist absolut wahr, und Sie mögen das, ganz nach Belieben, glauben oder nicht.²⁷

In SCHNEEWITTCHEN bedient **Donald Barthelme** sich eines ähnlichen Mittels, um den Leser in die Erfindung des Autors einzubeziehen. In der Mitte des Buches findet der Leser einen Fragebogen, der seine Meinung über den weiteren Fortgang der Geschichte einholt und ihn auf die Abweichungen des Autors vom ursprünglichen Märchen aufmerksam macht. Als **T. S. Eliot** seinem Gedicht *Das Wüste Land* Anmerkungen beigab, war er damit einer der ersten Dichter, die auf ihre eigene imaginative Umgestaltung der Wirklichkeit aufmerksam machten; er aber tat es, um das Bewußtsein des Lesers für Anspielungen zu schärfen und eine tiefere Resonanz zu erzeugen – und keineswegs, um, wie in diesen neueren Beispielen, das Vertrauen des Lesers in den Autor zu demolieren.

Ein literarisches Mittel, das eine lange Tradition hat, ist die Einführung einer unzuverlässigen, befangenen Erzählfigur. In der Vergangenheit benutzten Schriftsteller es oft,

um die unvollkommene Wahrnehmungsperspektive des fiktiven Erzählers zu ironisieren, indem sie die genauere Sicht des Autors danebenstellten. In der experimentellen Literatur der Gegenwart wird dieser Kunstgriff eines fiktiven Erzählers kaum noch verwendet. Der Autor spricht jetzt mit eigener Stimme, warnt den Leser jedoch, daß seiner Darstellung der Wahrheit nicht zu trauen sei. »Nichts in diesem Buch ist wahr«, kündigt **Kurt Vonnegut** auf der allerersten Seite von CAT'S CRADLE an. Insofern der Autor auf sich als Akteur aufmerksam macht, beraubt er den Leser der Möglichkeit, sich dem Erzähler anzuvertrauen. Indem er den Unterschied zwischen Wahrheit und Täuschung verwischt, verlangt er vom Leser, seine Geschichte für wahr zu halten, nicht weil sie plausibel klingt oder der Autor sie einfach für wahr ausgibt, sondern lediglich deshalb, weil er den Anspruch erhebt, es sei – wenigstens partiell – denkbar, daß sie wahr sein könnte, falls der Leser sich entschlösse, ihm Glauben zu schenken. Der Schriftsteller verzichtet auf das Recht, ernstgenommen zu werden, und gleichzeitig entledigt er sich der Verantwortung, die mit dem Ernstgenommenwerden verbunden ist. Er bittet den Leser nicht um Verständnis, sondern um Entschuldigung. Und indem der Leser das Eingeständnis der Lüge beim Schriftsteller akzeptiert, verzichtet der Leser seinerseits auf das Recht, den Autor für die Wahrheit seines Berichts verantwortlich zu machen. Auf solche Weise versucht der Autor, den Leser zu umgarnen, statt ihn zu überzeugen, und setzt auf den Nervenkitzel der Pseudoenthüllung, um das Interesse des Lesers wachzuhalten.

In dieser Unverbindlichkeit wird die Bekenntnisliteratur das genaue Gegenteil dessen, was sie zu sein vorgibt. Das Zeugnis des Innenlebens wird zur unbeabsichtigten Parodie. Ein literarisches Genre, das die Innerlichkeit zu bestätigen und zu bejahen scheint, verdeutlicht, daß eben das Innenleben nicht mehr ernstgenommen werden kann. Das belegt, warum Allen, Barthelme und andere Satiriker so häufig den Bekenntnisstil früherer Zeiten bewußt parodieren, als der Künstler seine inneren Kämpfe und Probleme bloßlegte, weil er glaubte, sie seien ein Abbild der größeren Welt. Heute sind die »Bekenntnisse« des Künstlers nur noch ihrer totalen Banalität wegen bemerkenswert. Woody Allen schreibt eine Parodie der Briefe van Goghs an seinen Bruder, in der der Künstler zum Zahnarzt will, dem es vor allem um »orale Prophylaxe«, »Wurzelkanalpflege« und die »richtige Methode des Zähneputzens« geht.²⁸ Die Reise ins Innere führt nur noch zur Entdeckung der Leere. Der Schriftsteller sieht das Leben nicht mehr in seiner Vorstellungswelt reflektiert, im Gegenteil: er sieht die Welt, sogar in ihrer Leere, als Spiegel seiner selbst. Wenn er seine »inneren« Erfahrungen festhält, versucht er nicht mehr, einen repräsentativen Ausschnitt der Realität objektiv darzustellen, sondern andere zu verführen, ihm ihre Aufmerksamkeit, ihren Beifall oder ihre Sympathie zu schenken und damit sein schwankendes Selbstgefühl zu stützen.

1.5 Die innere Leere

Trotz der Abwehrmechanismen, mit denen sich die zeitgenössische Bekenntnisliteratur absichert, bieten diese Bücher häufig doch Einblicke in die Angst, die zur Suche nach seelischem Frieden führt. Paul Zweig spricht von der »wachsenden Überzeugung, die geradezu einem religiösen Glauben entspricht, daß mein Leben um einen weichen Kern herum organisiert war, der alles, was ich berührte, mit dem Schatten von Anonymität überzog; von dem »Winterschlaf der Gefühle, der nahezu bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr dauerte«; von dem nicht nachlassenden »Verdacht einer persönlichen Leere, die von all meinem Reden und meinem ängstlichen Bemühen, liebenswert und charmant zu sein, umgeben und verziert wird, die aber nicht zu ihr durchdringen und ihr nicht einmal nahekommen kann«.²⁹ In ähnlicher Weise schreibt Frederick Exley:

Ob ich nun Schriftsteller bin oder nicht, ich habe ... das Gefühl entwickelt, einer zu sein, die Abneigung vor der Herde kultiviert, in meinem unglücklichen Fall jedoch ohne die Fähigkeit, diese Abneigung zu artikulieren und nutzbar zu machen.³⁰

Mit ihrem Starrummel und ihrem Bemühen, Berühmtheiten mit Glamour und erregendem Spektakel zu umgeben, haben die Massenmedien die Amerikaner zu einer Nation von Fans und Kinogängern gemacht. Die Medien steigern narzißtische Träume von Ruhm und Ehre und geben ihnen Nahrung; sie ermutigen den einfachen Mann auf der Straße, sich mit den Stars zu identifizieren und die gewöhnliche Masse zu verachten, und sie erschweren es ihm zunehmend, die Banalität des Alltagslebens zu ertragen. Frank Gifford und die *New York Giants*, schreibt **Exley**, »hielten für mich die Illusion aufrecht, daß der Ruhm greifbar nahe und möglich war«. »Von diesem schrecklichen Traum vom Ruhm zerstört«, der ihn nicht losließ, »von dieser Illusion, ich könne der öden Anonymität des Lebens entgehen«, schildert Exley sich selbst oder seinen Erzähler – wie gewöhnlich bleibt der Unterschied unklar – als gähnende Leere, als unstillbaren Hunger, als Vakuum, das darauf wartet, mit einem reichen Erleben gefüllt zu werden, das wenigen Auserwählten vorbehalten bleibt. In vieler Hinsicht ein durchaus gewöhnlicher Mensch, träumt Exley doch von einem »Schicksal, das groß genug für mich ist! Wie der Gott Michelangelos seine Hand nach Adam ausstreckt, so möchte ich nichts weniger, als über die Zeitalter hinüberzureichen und meine schmutzigen Finger in die Nachwelt zu stecken! ... Es gibt nichts, was ich mir nicht wünschte! Ich möchte *dieses*, ich möchte *jenes*, und ich möchte – eben *alles!*«

Die moderne Konsumgüterwerbung und der hohe Lebensstandard haben die sofortige Bedürfnisbefriedigung sanktioniert und entheben das Es der Notwendigkeit, sich für seine Wünsche entschuldigen oder ihr grandioses Ausmaß verschleiern zu müssen. Eben diese Konsumgüterwerbung aber hat auch Versagen und Verzicht unerträglich gemacht. Wenn jedoch der neue Narzißmus schließlich einmal erkennen muß, daß er »nicht nur ohne Ruhm, sondern sogar ohne Ich zu leben vermag, daß er leben und sterben kann, ohne daß seinen Mitmenschen auch nur der mikroskopisch kleine Raum zu Bewußtsein gekommen ist, den er auf diesem Planeten einnimmt«, so erlebt er diese Entdeckung nicht bloß als Enttäuschung, sondern als erschütternden Schlag gegen sein Selbstgefühl. »Der Gedanke überwältigt mich beinahe«, schreibt Exley, »und ich konnte nicht dabei verweilen, ohne unsagbar depressiv zu werden.«³¹

In seiner Leere und Bedeutungslosigkeit versucht der Mensch mit durchschnittlichen Fähigkeiten, sich am Glanz der Stars zu wärmen. In seinem Buch *PAGES FROM A COLD ISLAND* spricht **Exley** von seiner Faszination für Edmund Wilson und berichtet, wie er nach dem Tode des großen, maßgeblichen Kritikers und Literaten seinem Idol dadurch näherzukommen versucht habe, daß er die Hinterbliebenen des großen Mannes interviewte. Da diese Interviewberichte weitaus mehr von Exley handeln als von Wilson, und da Exley Wilsons literarische Leistung immer wieder nur in der Rhetorik konventioneller Lobeshymnen preist – »einer der großen Männer des 20. Jahrhunderts«; »fünfzig Jahre unerbittlicher Hingabe an seine Aufgabe«; »einen Mann seiner Statur hat die amerikanische Literatur ... zuvor nicht gekannt« –, wird deutlich, daß Wilson noch im Tode für Exley eine Art magischer Gestalt darstellt, mit der in Verbindung zu stehen seinen literarischen Bewunderern und posthumen Anhängern selbst sekundäre Bedeutung bringt. Exley selbst sagt, daß er sich so verhalten habe, »als ob die Nähe zu Wilson mir Glück brächte«.

Andere Autoren beschreiben, wenn auch ohne Exleys Befangenheit, denselben Versuch, in der Sonne anderer zu leben, die eine größere Ausstrahlungskraft haben als man selbst. Susan Stern vermittelt den Eindruck, daß sie sich den *Weathermen* anschloß, weil die Beziehung zu Medienstars wie Mark Rudd und Bernadine Dohrn ihr das Gefühl gab, schließlich doch noch ihre »Nische im Leben« gefunden zu haben. Dohrn be-

eindruckte sie als »Königin«, als »Hohepriesterin«, die durch ihren »Glanz und Adel« vom »untergeordneten« und »drittrangigen Führungskreis« des SDS abgerückt war. »Welche Eigenschaft sie auch besaß, ich wünschte sie mir. Ich wollte gehegt und geachtet sein wie Bernadine.« Als der Prozeß gegen die Sieben von Seattle (eine Gruppe von sieben Studenten, die 1970 wegen Verschwörung und Geheimbündelei mehrfach inhaftiert wurde) Susan Stern selbst zur Medienberühmtheit machte, glaubte sie schließlich, zu guter Letzt auch »jemand« zu sein, »weil mich so viele Leute umdrängten, die nur Fragen stellten, Antworten von mir erwarteten oder mich ganz einfach anstarrten und mir anboten, bestimmte Dinge für mich zu tun, um etwas vom Glanz des Rampenlichts auf sich zu lenken«. Jetzt endlich auf dem »Gipfel«, sah sie sich als »auffällig, strahlend und vulgär, hart und komisch, aggressiv und dramatisch« und versuchte, auch andere mit diesem Image zu beeindrucken. »Wohin ich ging, man liebte mich.« Ihre prominente Stellung in dem gewalttätigsten Flügel der amerikanischen Linken gestattete es ihr, vor einem großen Publikum ihren Phantasien von zerstörerischer Wut freien Lauf zu lassen, die ihrer Ruhmsucht zugrunde lagen. Sie sah sich als rächende Furie, als Amazone, als Walküre. An die Wand ihres Hauses pinselte sie eine »nackte Frau von 1,90 m Größe, mit wallendem, grün-blondem Haar und einer brennenden amerikanischen Fahne, die aus ihrer Möse herausragte«. In ihrer »ätzenden Raserei«, schrieb sie, »hatte ich gemalt, was ich irgendwo tief in meinem Innern sein wollte: groß und blond, nackt und bewaffnet, beim Aufzehren – oder Löschen – eines brennenden Amerika.«³²

Weder Drogen noch Zerstörungsphantasien – selbst wenn sie in einer »revolutionären Praxis« objektiviert werden – stillen das innere Hungergefühl, aus dem sie hervorgehen. Persönliche Beziehungen, die sich auf Anteilnahme an Ruhm, auf das Bedürfnis gründen, zu bewundern und bewundert zu werden, erweisen sich als flüchtig und unzulänglich. Susan Sterns Freundschaften und Liebesaffären endeten gewöhnlich mit Enttäuschungen und bitteren Vorwürfen. Sie klagt über ihre Unfähigkeit, irgend etwas gefühlsmäßig zu erfassen: »Ich vereiste innerlich mehr und mehr, je heftiger ich nach außen agierte.« Obwohl ihr Leben sich um Politik drehte, bleibt die politische Welt in ihren Erinnerungen ohne Realität; sie figuriert lediglich als Projektion ihrer eigenen Wut und Unruhe, als Traum von Angst und Gewalt. Viele andere Bücher unserer Zeit, sogar Bücher, die Produkte politischer Umwälzungen sind, vermitteln dasselbe Gefühl von der Unwirklichkeit der politischen Sphäre. Paul Zweig, der in den 50ern und 60ern zehn Jahre in Paris weilte und an der Agitation gegen den Algerien-Krieg teilnahm, schrieb, daß »der Krieg allmählich zu einer Art Umwelt wurde, der jeden anderen Aspekt meiner Existenz beherrschte«; und doch führen äußere Ereignisse in seiner Erzählung nur ein Schattendasein. Sie haben den Charakter von Halluzinationen, bilden einen vagen Hintergrund von »Terror und Verwundbarkeit«. Auf dem Höhepunkt der von Gewalt gezeichneten Proteste gegen den Algerien-Krieg erinnerte er sich an einen Satz, den er früher einmal in einem Buch über das Lebensgefühl von Schizophrenen gelesen hatte: »La terre bouge, elle ne m'inspire aucune confiance«.³³ Dasselbe Gefühl, so Zweig, überwältigte ihn später in der Sahara, wo er seine »innere Trockenheit« zu überwinden versuchte, indem er sich, allein, gegen die Naturgewalten auf die Probe stellte. »Die Erde bebt, ich kann kein Vertrauen zu ihr haben.«

In Zweigs Lebensbericht steuern Freunde und Geliebte Augenblicke dessen bei, was Glück genannt werden könnte; sie können den »leeren Wirbel seiner inneren Existenz« nicht zum Stillstand bringen. Eine Zeitlang lebte er mit einem Mädchen zusammen, das »ohne Erfolg gegen seine Empfindungslosigkeit« anging. Eine sorgsam arrangierte Szene, die offensichtlich das Wesen dieser ihrer Beziehung einfangen soll, belegt die schwer faßbare Eigenart des Zweigschen Stils, seine Selbstverspottung, die darauf abzielt, zu bestriicken und eventuelle Kritik zu entwapfnen, und das fürchterliche Eingeständnis mangelnder Echtheit, das ihr zugrunde liegt:

Gleichsam als Hohn auf die qualvolle Stimmung im Raum treibt der fahlgraue Rumpf von Notre Dame aus der Nacht hervor, auf dem Hintergrund magischer, leise surrender Autos. Das Mädchen sitzt auf dem Fußboden, neben verstreuten Farbpinseln und einer dunklen, hölzernen Palette. Der Junge, der wie zerbrochen auf dem Bett liegt – jedenfalls fühlt er sich so – sagt mit einem erstickten theatralischen Flüstern: »Je ne veux pas être un homme«. ³⁴ Um den Sinn der Worte zu verdeutlichen, das heißt, um seine Angst ins Geistige zu heben, wiederholt er: »Je ne veux pas être un homme«, auf ein prinzipielles Problem anspielend, das das Mädchen in seiner offensichtlichen Abgestumpftheit nicht begreifen kann, denn sie läßt nur ein Stöhnen hören und beginnt zu weinen.

Nach sechs Jahren derartiger Erlebnisse »heirateten sie und ließen sich nach wenigen erfrischenden Wochen wieder scheiden«. Zweigs Exil ging zu Ende und damit auch sein Versuch, »seine Existenz mit der Wendigkeit dessen zu verkörpern, der nichts mehr zu verlieren hat«.

Das innere Vakuum besteht jedoch weiter:

... die Erfahrung einer inneren Leere, das erschreckende Gefühl, daß ich auf einer bestimmten Ebene meiner Existenz nichts bin, daß meine Identität zusammengebrochen ist und daß ganz tief unten niemand ist.

Swami Muktananda, einem von den New Yorkern auf der Suche nach spiritueller Heilung bevorzugten Guru, bleibt es vorbehalten, Zweig beizubringen, wie man seinen »Doppelgänger« einschläfert. »Baba« – Vater – lehrt die »Sinnlosigkeit geistiger Prozesse«. Unter seiner Anleitung hat Zweig das »Delirium der Befreiung« erlebt. Wie Jerry Rubin schreibt er diese »Kur«, diese Empfindung, »geheilt und lebensfroh zu sein«, der Zerstörung seiner psychischen Abwehrmechanismen zu. »Nicht mehr in den Anstrengungen der Selbstverteidigung gefangen«, hat er den Teil seiner selbst anästhesiert, der »aus bloßer geistiger Betriebsamkeit besteht ... aus Zwangsdanken zusammengeleimt ist und von Angst angetrieben wird.«

1.6 Die Kritik der Progressiven an der Vorherrschaft des Privaten

Die Popularisierung psychiatrischer Denkweisen, die Verbreitung der »Neuen Bewußtwerdungsbewegung«, der Traum vom Ruhm und das gequälte Gefühl des Versagens, welche die Suche nach geistigen Allheilmitteln allesamt noch dringlicher machen, haben eins gemeinsam: eine ungewöhnlich starke Beschäftigung mit dem Ich. Diese Selbstbezogenheit prägt das moralische Klima der zeitgenössischen Gesellschaft. Es geht nicht mehr darum, die Natur zu erobern oder neue, gesellschaftliche Herausforderungen zu suchen, sondern um Selbstverwirklichung. Der Narzißmus ist zu einem der zentralen Themen der amerikanischen Kulturszene geworden; Jim Houghan, Tom Wolfe, Peter Marin, Edwin Schur, Richard Sennett und andere Autoren haben neuerlich auf jeweils verschiedene Weise darauf hingewiesen. Wenn wir uns aber nicht damit zufriedengeben wollen, unter dem Deckmantel eines psychiatrischen Jargons zu moralisieren, müssen wir den Begriff des Narzißmus genauer als in der geläufigen Gesellschaftskritik verwenden und uns seiner klinischen Implikationen bewußt werden.

Kritiker des zeitgenössischen Narzißmus und der neuen therapeutischen Sensibilität verurteilen die Orientierung an der Psychiatrie fälschlich als Opium der gehobenen Mittelschicht. Laut Marin isolieren sich die wohlhabenden Amerikaner mit ihrer Selbstbezogenheit gegen die Schrecken ihrer unmittelbaren Umgebung – Armut, Rassismus und

Ungerechtigkeit –, sie »besänftigen ihr aufgestörtes Gewissen«. ³⁵ Schur greift die »Bewußtseinsmanie« an, sie befaße sich mit Problemen, die lediglich für die Wohlhabenden relevant seien, vernachlässige die Nöte der Armen und verfälsche »soziale Ungerechtigkeit zu persönlicher Unzulänglichkeit«. Er hält es für »kriminell«, daß weiße Bürger der oberen Schichten »sich selbstzufrieden mit sich beschäftigen, während ihre weniger glücklichen Landsleute sich mühsam durchschlagen und hungern«. ³⁶ Doch die Selbstbezogenheit, welche die Vertreter des Neuen Bewußtseins sich zunutze machen, rührt nicht aus Selbstzufriedenheit, sondern aus Verzweiflung; und diese Verzweiflung beschränkt sich keinesfalls auf die bürgerlichen Schichten. Schur scheint anzunehmen, daß der flüchtige, provisorische Charakter zwischenmenschlicher Beziehungen ein Problem nur für die wohlhabenden leitenden Angestellten ist, die nie wirklich selbsthaft werden. Sollen wir glauben, daß die Dinge bei den Armen anders liegen? Daß die Ehen in der Arbeiterklasse glücklich und konfliktfrei sind? Daß das Getto stabile, liebevolle und zweckfreie Freundschaften hervorbringt? Untersuchungen zu den Lebensbedingungen der unteren Schichten haben wiederholt gezeigt, daß die Armut Ehe und Freundschaft gefährdet. Der Zusammenbruch des persönlichen Lebensbereichs rührt nicht aus den seelischen Nöten des Wohlstands, sondern aus dem Kampf aller gegen alle, der jetzt von den unteren Schichten, wo er lange ohne Unterbrechung gewütet hat, auf die übrige Gesellschaft übergegriffen hat.

Weil die neuen Therapien gewöhnlich teuer sind, begeht Schur den Fehler anzunehmen, daß sie Probleme angehen, die nur die Reichen betreffen und an sich trivial und »irreal« sind. Er kritisiert Autoren wie George und Nena O'Neill (die Apostel der »offenen Ehe«) und ihre »unglaublich ethnozentrische Auffassung persönlicher Krisen, die offensichtlich auf ihren eigenen bürgerlichen Werten und Erfahrungen beruht«. Es fällt den Experten des Neuen Bewußtseins nie ein, klagt er, »daß ökonomische Rücklagen jemandem helfen können, eine Krise zu überwinden, oder sie ihm sogar überhaupt ersparen«.

Diese Experten schreiben so, als ob gesellschaftliche Klassen und Konflikte nicht existierten. Deshalb hält Schur es für »schwer vorstellbar«, daß das Neue Bewußtsein, trotz zahlreicher Versuche, es mittels preiswerter Leitfäden und kostenloser Kliniken zu verbreiten, bei den Armen viel Anklang finden wird:

Gewiß, man kann sich vorstellen, daß nach Anwendung mancher der neuen Selbstverwirklichungstechniken sich auch ein armer Mensch irgendwie besser fühlen mag. Aber dieses Glück könnte bestenfalls kurzlebig sein. Dazu verführt, ihre Probleme zu verinnerlichen, würden die Armen nur von der dringenderen Aufgabe abgelenkt werden, ihre wirklichen, kollektiven Interessen voranzutreiben.

Mit seiner grob vereinfachenden Konstruktion eines Gegensatzes zwischen »wirklichen« und persönlichen Problemen läßt Schur die Tatsache außer acht, daß gesellschaftliche Fragen sich unausweichlich *auch* als persönliche Fragen darbieten. Die reale Welt ist in Familien- und Individualerfahrungen gebrochen, die unsere Wahrnehmung der Welt färben. Erlebnisse von innerer Leere, Einsamkeit und mangelnder Echtheit sind keineswegs »unwirklich« oder auch ohne soziale Inhalte; und sie erwachsen auch keineswegs ausschließlich aus den »Lebensbedingungen der Mittel- und Oberschicht«. Sie erwachsen aus den kriegsähnlichen Bedingungen, die in der amerikanischen Gesellschaft vorherrschen, aus den Gefahren und der Unsicherheit, die uns umgeben, und aus dem Verlust des Vertrauens in die Zukunft. Die Armen haben für die Gegenwart zu leben gehabt; jetzt aber überwältigt die verzweifelte Sorge ums persönliche Überleben, manchmal als Hedonismus maskiert, auch die mittleren Schichten.

Schur selbst bemerkt, daß »aus dieser äußerst verworrenen Botschaft letzten Endes ein Ethos des Selbstschutzes« hervorzutreten scheint. Wenn er jedoch das Überlebensethos

als »Rückzug ins Privatisieren« brandmarkt, geht er am Wesentlichen vorbei. Wenn persönliche Beziehungen mit keinem anderen Ziel als dem des psychischen Überstehens aufgenommen werden, bietet das »Private« keinen rettenden Hafen in einer herzlosen Welt mehr. Im Gegenteil, das persönliche Leben nimmt dann genau die Merkmale der anarchischen Gesellschaftsordnung in sich auf, gegen die sie ein Refugium bilden sollte. Was kritisiert und verurteilt werden muß ist die Verwüstung des Privaten und keineswegs der Rückzug ins Privatisieren. Das Fragwürdige an der Bewegung für ein Neues Bewußtsein rührt nicht daher, daß sie sich mit trivialen oder irrationalen Problemen befaßt, sondern daß sie selbstzerstörerische Lösungen anbietet. Sie erwächst aus der vorherrschenden Unzufriedenheit mit der Qualität der persönlichen Beziehungen und rät den Menschen, sich nicht zu sehr auf Liebe und Freundschaft einzulassen, sich nicht unmäßig von anderen abhängig zu machen und für den Augenblick zu leben – und eben so ist die Krise der persönlichen Beziehungen entstanden.

1.7 Privates und öffentliches Leben: eine historische Gegenüberstellung

Richard Sennetts Kritik des Narzißmus ist subtiler und schärfer als die von Schur, weil er betont, daß »Narzißmus das genaue Gegenteil einer ausgeprägten Liebe zu sich selbst ist«, ³⁷ schließt aber trotzdem eine ähnliche Entwertung des persönlichen Lebensbereichs ein. Die besten Elemente der kulturellen Traditionen des Westens stammen, nach der Auffassung Sennetts, aus den gesellschaftlichen Konventionen, die einst das menschliche Verhalten in der Öffentlichkeit bestimmten. Diese Konventionen, die heute als einengend, künstlich und für die Spontaneität des Gefühls tödlich verurteilt werden, schufen früher eine Distanz von Anstand und Gesittung ³⁸ zwischen den Menschen, schränkten die Demonstration von Gefühlen in der Öffentlichkeit ein und förderten Höflichkeit und Weltbürgertum. Im London oder Paris des 18. Jahrhunderts hing geselliger Umgang nicht davon ab, ob man miteinander intim war. »Fremde, die sich in Parks oder auf Straßen begegneten, konnten unbefangen miteinander ins Gespräch kommen.« ³⁹ Es gab einen gemeinsamen Fundus an gesellschaftlichen Gebärden und Signalen, der es Menschen ungleichen Standes erlaubte, sich mit Anstand zu verständigen und in der Öffentlichkeit zusammenzuarbeiten, ohne sich aufgerufen zu fühlen, ihre tiefinnersten Geheimnisse zu enthüllen. Solche Zurückhaltung brach jedoch im 19. Jahrhundert zusammen, und man kam zu der Überzeugung, daß öffentliches Handeln die innere Persönlichkeit des Handelnden offenbart. Der romantische Kult der Aufrichtigkeit und Authentizität riß den Menschen die Masken ab, die sie in der Öffentlichkeit getragen hatten, und trug die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Leben ab. In dem Maße, in dem die Öffentlichkeit als Spiegel des Ich verstanden wurde, verloren die Menschen die Fähigkeit, sich distanziert und folglich auch spielerisch zueinander zu verhalten, was ja einen gewissen Abstand vom eigenen Ich voraussetzt.

In unseren Tagen, so meint Richard Sennett, ist gesellschaftliches Verhalten todernst geworden, weil es als eine Form der Selbstenthüllung verstanden wird. Die Unterhaltung wird zum Bekenntnis. Das Klassenbewußtsein schwindet; die Menschen sehen ihre gesellschaftliche Stellung als Widerspiegelung ihrer Fähigkeiten und machen sich selbst verantwortlich für die Ungerechtigkeiten, die sie zu tragen haben. In der Politik geht es nicht mehr um gesellschaftliche Veränderungen; sie ist zum Kampf um Selbstverwirklichung entartet. Wenn die Schranken zwischen dem Ich und der übrigen Welt fallen, wird ein Verhalten im Sinne aufgeklärten Eigennutzes, wie es früher jede Phase politischen Handelns durchdrang, unmöglich. Der *Homo politicus* früherer Zeiten verstand sich besser darauf, die Dinge zu nehmen als sich an seine Wunschvorstellungen zu halten und entsprach damit Sennetts Definition der psychologischen Reife. Er betrachtete die Politik, wie er die Wirklichkeit allgemein betrachtete – um zu sehen, »was für ihn

dabei herausprang, anstatt um sich dort selbst zu finden«. Der Narzißt demgegenüber »suspendiert ichbezogene Interessen«⁴⁰ in einem Taumel des Begehrens.

Sennetts Überlegungen sind weitaus komplexer und anregender, als ein kurzer Abriß verdeutlichen kann, und sie veranschaulichen, wie wichtig eine Distanz zum eigenen Ich für Spielverhalten und für das Zusammenspiel der Menschen beim Reorganisieren der Wirklichkeit ist. Wir können viel von ihm lernen über die Projektion des Selbstverwirklichungsstrebens in die Politik und über die verhängnisvollen Auswirkungen eines Denkens, das alles am Maßstab persönlicher Echtheit mißt.

Doch Sennetts Auffassung, daß Politik von aufgeklärtem Eigennutz abhängt, von der sorgsamem Abwägung persönlicher und Klassenvorteile, wird den irrationalen Elementen kaum gerecht, die die Beziehungen zwischen herrschenden und beherrschten Klassen immer gekennzeichnet haben. Sie berücksichtigt zu wenig die Fähigkeit der Reichen und Mächtigen, ihren Aufstieg mit erhabenen moralischen Prinzipien gleichzusetzen, gegen die Widerstand zu leisten dann nicht nur ein Verbrechen gegen den Staat, sondern gegen die Menschheit überhaupt bedeutet. **Die herrschenden Klassen haben stets versucht, in den ihnen Unterworfenen die Neigung zu wecken, ihre Ausbeutung und materiellen Entbehrungen als Schuld zu erleben, während sie selbst der Täuschung anhängen, ihre eigenen materiellen Interessen seien identisch mit denen der ganzen Menschheit.** Wenn Sennett ein erfolgreiches Funktionieren des Ich gleichsetzt mit der Fähigkeit, sich »zu nehmen«, was man kann, statt »zu begehren«, so ist das fragwürdig genug, insofern die Raubgier als einzige Alternative zum Narzißmus ausgegeben zu werden scheint. Außerdem kann doch nicht geleugnet werden, daß die Menschen ihre Interessen nie mit vollkommener Klarheit erkannt und deshalb in der gesamten Geschichte immer dazu geneigt haben, irrationale Aspekte ihrer selbst in den politischen Bereich zu projizieren. Die irrationalen Züge moderner Politik dem Hang zum Privaten, dem »Persönlichkeitskult«⁴¹ oder dem Narzißmus zur Last zu legen, heißt nicht nur die Rolle der Ideologie in der historischen Entwicklung übertreiben, sondern auch die Irrationalität der Politik früherer Epochen unterschätzen.

Sennetts Vorstellung von der eigentlichen Politik als einer Interessenpolitik steht im Banne der von Tocqueville ausgehenden pluralistischen Tradition, aus der sie offensichtlich ein eigenständiges ideologisches Element ableitet. Die Tendenz einer solchen Analyse geht dahin, den bürgerlichen Liberalismus als die einzige kultivierte Form politischen Lebens und bürgerlichen »Anstand« als die einzige akzeptable Form öffentlicher Kommunikation zu überhöhen. Vom pluralistischen Standpunkt aus bleiben die eingestandenen Unzulänglichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft einer politischen Verbesserung unzugänglich, weil das politische Leben wesensmäßig als Bereich radikaler Unvollkommenheit aufgefaßt wird. Wenn Männer und Frauen also grundlegende Veränderungen des politischen Systems fordern, projizieren sie demnach in Wirklichkeit private Ängste auf die Politik. Auf diese Weise definiert sich der Liberalismus als das Äußerste an politischer Rationalität und tut alles, was über den Liberalismus hinauswill, eingeschlossen die gesamte revolutionäre Tradition, als narzißtische Politik ab. Weil Sennett eine Perspektive Tocquevilles übernimmt, wird es ihm unmöglich, zwischen der Korruption einer radikal linken Politik durch irrationale Elemente in der amerikanischen Kultur, die sich in den späten sechziger Jahren anbahnte, und der Gültigkeit vieler radikaler, politischer Ziele zu unterscheiden. Sein analytisches Modell läßt jede revolutionäre Bewegung und alle Arten von Politik, die eine Gesellschaft schaffen möchten, welche nicht auf Ausbeutung beruht, automatisch suspekt erscheinen. Trotz seiner Idealisierung des öffentlichen Lebens in der Vergangenheit spiegelt auch Sennetts Buch nur den gegenwärtigen heftigen Ekel vor Politik überhaupt – die Abkehr von der Hoffnung, Politik als Instrument gesellschaftlicher Veränderungen verwenden zu können.

In seinem Eifer, zwischen öffentlicher und privater Sphäre wieder zu trennen, übersieht Sennett außerdem, in welcher vielfältiger Weise sie immer und überall ineinander ver-

flochten sind. Die Sozialisierung der Jugend reproduziert politische Herrschaft auf der Ebene der persönlichen Erfahrung. In unseren Tagen ist dieser Eingriff von Mächten organisierter Herrschaft in die Privatsphäre so umfassend geworden, daß es ein privates Leben kaum mehr gibt. Weil Sennett Ursache und Wirkung verwechselt, legt er die zeitgenössische Malaise dem Eindringen des Persönlichen und Privaten in den öffentlichen Bereich zur Last. Für ihn wie für Marin und Schur stellt die gegenwärtige Beschäftigung mit Selbst-Entdeckung und -Verwirklichung, psychischer Entwicklung und intimen persönlichen Beziehungen eine ungehörige Selbstbezogenheit und zügellos um sich greifende romantische Schwärmerei dar. In Wirklichkeit aber rührt die Betonung des Privaten keineswegs aus einer starken Geltung der Persönlichkeit, sondern aus ihrem Zusammenbruch. Weit davon entfernt, das Ich zu glorifizieren, schreiben Dichter und Romanautoren heute an der Chronik seines Verfalls. Therapien, die dem erschütterten Ich Hilfe leisten wollen, machen das ebenso deutlich. Unsere Gesellschaft fördert mitnichten die Privatsphäre auf Kosten der öffentlichen und hat dauernde und tiefe Freundschaften, Liebesgeschichten und Ehen zunehmend schwieriger gemacht. In dem Maße, wie das gesellschaftliche Leben immer barbarischer und kriegsähnlicher wird, geraten die persönlichen Beziehungen, die scheinbar Linderung dieser Bedingungen verheißen, selbst zu vehementen Auseinandersetzungen. Einige der neuen Therapien beschönigen diesen Kampf als »Selbstbehauptung« und als »schönen Kampf in Liebe und Ehe«. Andere loben unbeständige Bindungen mit Formeln wie »offene Ehe« und »Beziehungen auf unbestimmte Zeit«. ⁴² So intensivieren sie das Übel, das sie zu heilen vorgeben. Sie tun das aber nicht etwa, indem sie die Aufmerksamkeit von sozialen Problemen auf persönliche, von realen auf falsche ablenken, sondern dadurch, daß sie die gesellschaftlichen Ursprünge des Leidens verschleiern – eines Leidens, das nicht mit gefälliger Selbstbezogenheit verwechselt werden sollte und das schmerzlich, aber fälschlicherweise als rein persönliches und privates erfahren wird.

2 Die narzißtische Persönlichkeit unserer Zeit

2.1 Narzißmus als Metapher der Condition humaine

Jüngste Kritiker des neuen Narzißmus verwechseln Ursache und Wirkung, wenn sie Entwicklungen, die aus der Desintegration des öffentlichen Lebens erwachsen, der Überbewertung des Privaten zuschreiben; mehr noch, sie benutzen den Begriff Narzißmus so ungenau und allgemein, daß von seinem psychologischen Inhalt wenig übrigbleibt. In seinem Buch *DAS MENSCHLICHE IN UNS* entkleidet **Erich Fromm** den Begriff gänzlich seiner spezifischen Bedeutung und faßt ihn so weit, um damit alle Formen von »Selbstgefälligkeit«, »Selbstbewunderung«, »Selbstbefriedigung« und »Selbstverherrlichung« beim einzelnen und alle Arten von Engstirnigkeit, ethnischen oder rassistischen Vorurteilen und »Fanatismus« bei gesellschaftlichen Gruppen umschreiben zu können. Mit anderen Worten, Fromm verwendet den Begriff als Synonym für den »asozialen« Individualismus, der nach seiner Auffassung von Humanismus und Fortschritt die Zusammenarbeit, die brüderliche Liebe und das Verlangen nach umfassenderen Loyalitäten unterminiert. Der Narzißmus wird so einfach der Gegenbegriff zu jener vagen Menschheitsliebe (einer selbstlosen »Fernstenliebe«), wie sie Fromm unter dem Namen Sozialismus propagiert.⁴³

Fromms Erörterungen über den »individuellen und gesellschaftlichen Narzißmus«, die sinnigerweise in einer Reihe mit dem Titel »Religiöse Perspektiven« erschienen sind, bieten ein ausgezeichnetes Beispiel für die Neigung unseres therapeutischen Zeitalters, moralistische Plattheiten mit Hilfe von psychiatrischem Jargon aufzuputzen. (»Wir leben in einer historischen Phase, die durch eine schaffe Diskrepanz zwischen der intellektuellen Entwicklung des Menschen ... und seiner geistig-emotionalen Entwicklung charakterisiert wird und ihn noch immer im Zustand eines auffälligen Narzißmus mit allen seinen pathologischen Symptomen festhält.«) Während Sennett daran erinnert, daß Narzißmus mehr mit Selbsthaß als mit Selbstbewunderung zu tun hat, verliert Fromm in seinem Eifer, die Segnungen brüderlicher Liebe zu predigen, sogar dieses wohlbekanntes Faktum aus dem Blick.

Hier wie im ganzen Werk Fromms kommt der Fehler von dem irreführenden und überflüssigen Bemühen, Freuds Denken von seinen im 19. Jahrhundert verankerten »mechanistischen« Voraussetzungen zu befreien und es in den Dienst eines »humanistischen Realismus« zu zwingen. Praktisch läuft das dann darauf hinaus, daß an die Stelle einer theoretisch-begrifflichen Anstrengung erbauliche Sprüche und Empfindungen treten. Fromm bemerkt am Rande, daß Freuds ursprünglicher Narzißmusbegriff noch davon ausging, daß die Libido im Ego als einem »großen Reservoir« undifferenzierter Selbstliebe beginnt, während er 1922 die gegensätzliche Auffassung vertrat, daß »wir als das große Reservoir der Libido, im Sinne der Einführung des Narzißmus ... jetzt nach der Scheidung von Ich und Es das Es anerkennen [müssen]«. ⁴⁴ Fromm setzt sich über diese Sachfrage mit der Formulierung hinweg: »Die theoretische Frage, ob der ursprüngliche Ausgangspunkt der Libido im Ich oder im Es liegt, ist für den Sinn des Begriffs Narzißmus selbst ohne wesentliche Bedeutung.« Es ist jedoch festzustellen, daß die Strukturtheorie des psychischen Geschehens, wie sie von **Freud** in *MASSENPSYCHOLOGIE UND ICH-ANALYSE* und in *DAS ICH UND DAS ES* entwickelt wurde, Modifikationen seiner früheren Vorstellungen erforderlich machte, die für die Narzißmustheorie äußerst wichtig sind. Aufgrund der Strukturtheorie gab Freud die einfache Dichotomie von Trieb und Bewußtsein auf; so erkannte er die unbewußten Elemente von Ich und Über-Ich, die Bedeutung nichtsexueller Triebimpulse (Aggression oder »Todestrieb«) und den Zusammenhang von Über-Ich und Es, Über-Ich und Aggression. Diese Entdeckungen ermöglichten es, die Rolle der Objektbeziehungen beim Entstehen des Narzißmus zu be-

greifen, und so wiederum kam es zu der Erkenntnis, daß der Narzißmus wesentlich ein Abwehrmechanismus gegen aggressive Impulse ist und nicht etwa Eigenliebe.

Eine theoretische Präzisierung des Narzißmuskonzepts ist nicht nur dringlich, weil der Begriff so leicht moralistisch verwässert wird, sondern vor allem auch deshalb, weil die Gewohnheit, alles Egoistische und Unerfreuliche mit Narzißmus gleichzusetzen, ein Verständnis für historische Besonderheiten erschwert. Die einzelnen Menschen sind immer selbstüchtig und Gruppen stets ethnozentrisch gewesen; diesen Eigenschaften ein psychiatrisches Etikett anzuheften, bringt überhaupt nichts. Daß Charakterstörungen zum wichtigsten Gebiet der psychiatrischen Pathologie geworden sind und daß sich, wie daran erkennbar, die Persönlichkeitsstruktur gewandelt hat, hängt mit ganz spezifischen Veränderungen in unserer Gesellschaft und Kultur zusammen – mit der Verbürokratisierung, mit dem Überfluß von Eindrücken und Bildern, therapeutischen Ideologien, der Rationalisierung des Innenlebens, dem Konsumkult und, in letzter Instanz, mit Wandlungen des Familienlebens und veränderten Sozialisationsmustern.

Dies alles entschwindet aus dem Blick, wenn Narzißmus einfach zur »Metapher der *Condition humaine*« wird, wie es in einer anderen existentialistisch-humanistischen Interpretation geschieht, nämlich in **Shirley Sugermans** Buch NARZISSMUS ALS SELBSTSTÖRUNG.⁴⁵

Wenn in jüngster Zeit Autoren, die über den Narzißmus schreiben, die Ätiologie des Narzißmus übergehen oder die wachsende klinische Literatur zu diesem Thema kaum berücksichtigen, so wird das sicher Absicht sein; dahinter steht wohl die Befürchtung, ein Eingehen auf die klinischen Aspekte des narzißtischen Syndroms könnte die gesellschaftsanalytische Brauchbarkeit des Begriffs schmälern. Solch ein Versäumnis hat sich jedoch als Fehler erwiesen. Da diese Autoren die psychologische Dimension außer acht lassen, verfehlen sie auch die soziale. Sie untersuchen keinen der mit pathologischem Narzißmus assoziierten Charakterzüge, die in weniger extremer Form im Alltagsleben unserer Epoche so überreichlich in Erscheinung treten: die Abhängigkeit von der bei anderen entlehnten Wärme, im Verein mit der Angst vor Abhängigkeit; das Gefühl innerer Leere, die maßlose unterdrückte Wut und die unbefriedigten oralen Süchte. Sie beschäftigen sich auch nicht mit dem, was man als die sekundären Merkmale des Narzißmus bezeichnen könnte: die Formen scheinbarer Selbsterkenntnis, das berechnende Verführungsgehabe, den nervösen, selbstabschätzigen Humor. Damit aber berauben sie sich jeder Möglichkeit, eine Verbindung herzustellen zwischen dem narzißtischen Persönlichkeitstyp und bestimmten charakteristischen Grundmustern unserer zeitgenössischen Kultur, wie etwa der intensiven Angst vor Alter und Tod, dem veränderten Zeitgefühl, der Faszination für Berühmtheiten, der Scheu vor Wettbewerb, dem Niedergang der Lust am Spiel oder dem sich verschlechternden Verhältnis der Geschlechter. Für diese Autoren bleibt Narzißmus ganz allgemein ein Synonym für Selbstsucht und bestenfalls eine Metapher – nicht mehr –, die jene geistige Verfassung beschreibt, in der die Welt als Spiegel des Selbst erscheint.

2.2 Psychologie und Soziologie

Die Psychoanalyse befaßt sich mit Individuen und nicht mit Gruppen. Bemühungen, klinische Befunde auf kollektives Verhalten zu übertragen und zu verallgemeinern, stoßen immer wieder auf die Schwierigkeit, daß Gruppen ein Eigenleben haben. Der Kollektivegeist, sofern es dergleichen gibt, spiegelt die Bedürfnisse der Gruppe als einer Einheit und nicht die psychischen Bedürfnisse der einzelnen in der Gruppe, die den Forderungen des kollektiven Lebens in der Tat untergeordnet werden müssen.

Eben diese Unterordnung der einzelnen unter die Gruppe verspricht die psychoanalytische Theorie aber aufzuklären, indem sie ihre seelischen Auswirkungen untersucht. Eine intensive Psychoanalyse einzelner Fälle, die sich nicht auf normale, menschliche Eindrücke verläßt, sondern auf klinischem Beweismaterial beruht, kann einiges zum Verständnis der Funktionsweisen unserer Gesellschaft beitragen, gerade weil sie den Blick von der Gesellschaft abkehrt und in das individuelle Unbewußte eintaucht.

Jede Gesellschaft reproduziert ihre Kultur – ihre Normen, ihre Grundvoraussetzungen, ihre Art und Weise des Ordnen und Wertens von Erfahrungen – im Individuum, im Medium der Persönlichkeit. Wie **Durkheim** sagte, ist die Persönlichkeit das vergesellschaftete Individuum. Der Prozeß der Vergesellschaftung, der zuallererst von der Familie und dann in zweiter Linie von der Schule und anderen Organen ausgeführt wird, modifiziert die menschliche Natur, um sie den herrschenden gesellschaftlichen Normen anzupassen. Jede Gesellschaft versucht, die universalen Krisen der Kindheit – das Trauma der Trennung von der Mutter; die Angst, verlassen zu werden; die Qual, mit anderen um die Liebe der Mutter kämpfen zu müssen – auf ihre Weise zu lösen, und wie sie mit diesen psychischen Geschehnissen umgeht, bringt eine typische Form der Persönlichkeit hervor, eine typische Form der psychischen Deformation, mit deren Hilfe sich das Individuum mit der Triebdeprivation versöhnt und den Anforderungen des gesellschaftlichen Daseins fügt. Freuds Beharren auf dem gleitenden Übergang von psychischer Gesundheit und Krankheit ermöglicht es, Neurosen und Psychosen als in gewisser Hinsicht kennzeichnende Ausdrucksformen einer Kultur zu betrachten. Die »Psychose«, hat **Jules Henry** festgestellt, »ist das Endergebnis alles dessen, was an einer Kultur falsch ist.«⁴⁶

Die Psychoanalyse erklärt den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Individuum, Kultur und Persönlichkeit gerade dann am besten, wenn sie sich auf die sorgsame Untersuchung von Individuen beschränkt. Sie sagt über die Gesellschaft am meisten dann aus, wenn sie es am wenigsten beabsichtigt. Freuds Übertragung psychoanalytischer Prinzipien auf Anthropologie, Geschichte und Biographie kann der Soziologe getrost ignorieren; seine klinischen Untersuchungen aber sind eine Fundgrube an unentbehrlichen Ideen, wenn man einmal begriffen hat, daß das Unbewußte die kulturelle Modifikation des Natürlichen, die Auflage der Zivilisation auf den Instinkt darstellt.

»Freud ist nicht vorzuwerfen«, schrieb **T. W. Adorno**, »daß er das konkret Gesellschaftliche vernachlässige, sondern daß er sich allzu leicht beim gesellschaftlichen Ursprung jener Abstraktheit beruhigt, bei der Starrheit des Unbewußten, die er mit der Unbestechlichkeit des Naturforschers erkennt ... Beim Übergang von den psychologischen Imagines zur geschichtlichen Realität vergißt er die von ihm selbst entdeckte Modifikation alles Realen im Unbewußten und schließt darum irrig auf faktische Begebenheiten wie den Watermord durch die Urhorde.«⁴⁷

Wer den zeitgenössischen Narzißmus als gesellschaftliches und kulturelles Phänomen verstehen will, muß sich zuerst mit der wachsenden klinischen Literatur zu diesem Thema vertraut machen, die keinen Anspruch auf gesellschaftliche oder kulturelle Relevanz erhebt und die Behauptung, daß »Veränderungen der zeitgenössischen Moral«, wie

Otto Kernberg schreibt, »etwas an dem Bedürfnis und der Fähigkeit zur Intimität in verschiedensten Formen geändert haben«, entschieden in Abrede stellt.⁴⁸

In der klinischen Literatur ist der Narzißmusbegriff mehr als ein bloß metaphorischer Ausdruck für Selbstbezogenheit. Als eine psychische Einstellung, bei der »abgewiesene Liebe sich als Haß auf das Ich zurückwendet«, ist der Narzißmus als wichtigstes Element bei den sogenannten Charakterstörungen erkannt worden, die einen Großteil der psychiatrischen Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, die vordem den Hysterien und Zwangsneurosen galt. Es hat sich eine neue Theorie des Narzißmus entwickelt, die auf Freuds bekanntem Essay zu diesem Phänomen fußt (der Narzißmus – die libidinöse Besetzung des eigenen Ich – wird als notwendige Voraussetzung der Objektliebe behandelt), sich aber nicht mit dem primären, sondern mit dem sekundären oder pathologischen Narzißmus beschäftigt: der Einverleibung grandioser Objektimages als Abwehrmechanismus gegen Angst- und Schuldgefühle. Beide Spielarten verwischen die Grenzen zwischen dem Selbst und der Objektwelt; es besteht jedoch ein wichtiger Unterschied. Das neugeborene Kind – der primäre Narziß – nimmt seine Mutter noch nicht als von ihm getrennte Existenz wahr, und deshalb hält es seine Abhängigkeit von der Mutter, die seine Bedürfnisse befriedigt, sobald sie sich regen, fälschlich für seine eigene Omnipotenz. »Es bedarf mehrerer Wochen postnataler Entwicklung ..., bevor das Kind wahrnimmt, daß die Quelle seiner Bedürfnisse ... innerhalb und die Quelle seiner Bedürfnisbefriedigung außerhalb seiner selbst liegt.«

Der sekundäre Narzißmus hingegen versucht, »die Qual enttäuschter [Objekt-]Liebe aufzuheben« und die Wut des Kindes auf alle zu beseitigen, die nicht unverzüglich auf seine Bedürfnisse reagieren, die, wie es dann merkt, anderen in seinem Umkreis zugewandt sind und es deshalb verlassen zu haben scheinen. Der pathologische Narzißmus, »der nicht einfach als Fixierung auf der Ebene des normalen primitiven Narzißmus aufgefaßt werden kann«, entsteht erst, wenn das Ich sich hinreichend entwickelt hat, um sich selbst von den Objekten seiner Umgebung zu unterscheiden. Wenn das Kind dieses Trennungstrauma aus bestimmten Gründen mit besonderer Intensität erlebt, mag es versuchen, frühere Beziehungen wiederherzustellen, indem es sich in seinen Phantasien eine omnipotente Mutter- oder Vaterfigur schafft, die mit Bildern seines eigenen Selbst verschmilzt. »Durch Internalisierung versucht der Patient eine ersehnte Liebesbeziehung, die früher einmal existiert haben mag, wiederherzustellen und gleichzeitig die Angst- und Schuldgefühle zu annullieren, die durch aggressive Tendenzen geweckt werden, welche sich gegen das frustrierende und enttäuschende Objekt richteten.«

2.3 Der Narzißmus in der neueren klinischen Literatur

Anhand der neueren klinischen Untersuchungen⁴⁹ ist zu beobachten, daß sich die Aufmerksamkeit vom primären zum sekundären Narzißmus verlagert. Diese Entwicklung entspricht einer Umstellung der psychoanalytischen Theorie – von einer Beschäftigung mit dem Es zu einer Beschäftigung mit dem Ich – wie auch einem Wandel des Patiententypus, der psychiatrische Behandlung sucht. Der Übergang von der Triebpsychologie zur Ichpsychologie ist in der Tat zum Teil aus der Erkenntnis erwachsen, daß die Patienten, die sich in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts in Behandlung begaben, »nur sehr selten den klassischen Fällen von Neurose ähnelten, wie sie Freud so eingehend beschrieben hat«. In den letzten fünfundzwanzig Jahren ist der Patient, der den Psychiater nicht mehr mit scharfumrissenen Symptomen, sondern mit diffusen Verstimmungen konfrontiert, immer häufiger geworden. Er leidet nicht mehr an aufreißenden Fixierungen oder Phobien oder an der Umwandlung verdrängter sexueller Energien in nervöse Störungen, statt dessen klagt er über »vage, diffuse Unzufriedenheit mit dem Leben« und empfindet »sein formloses Dasein als sinnlos und ohne Ziel«. Er beschreibt das »subtile, doch alles durchdringende Erlebnis innerer Leere und Depression«, »heftige Schwankungen seines Selbstwertgefühls« und eine »allgemeine Unfähigkeit, mit dem Leben zurechtzukommen«. Eine »Erhöhung seines Selbstgefühls« gelingt ihm nur dadurch, »daß er sich an starke, bewunderte Gestalten anklammert, von denen er akzeptiert werden möchte und von denen er geliebt zu werden müssen glaubt«. Auch wenn er seinen Alltagsverpflichtungen nachkommt und sich sogar auszeichnet, bleibt ihm das Erlebnis des Glücks versagt, und das Dasein erscheint ihm häufig nicht lebenswert.

Die Psychoanalyse, eine Therapieform, die aus dem Umgang mit moralisch starren Menschen hervorgegangen ist, die unter schweren Verdrängungen litten und mit einem strengen inneren »Zensor« fertig werden mußten, sieht sich heute mehr und mehr einem »chaotischen, impulsgetriebenen Charakter« gegenüber. Sie muß sich mit Patienten befassen, die ihre Konflikte »ausagieren«, anstatt sie zu verdrängen oder zu sublimieren. Diese Menschen sind oft von gewinnendem Wesen, neigen jedoch dazu, in ihren emotionalen Beziehungen eine schützende Oberflächlichkeit zu kultivieren. Ihnen fehlt die Fähigkeit zu trauern, weil ihre so überaus starke Wut gegen verlorene Liebesobjekte, insbesondere gegen ihre Eltern, sie davor zurückhält, glückliche Erlebnisse erneut zu durchleben oder sie in der Erinnerung zu bewahren. Sexuell sind sie eigentlich eher promiskuoös als gehemmt und doch finden sie es schwierig, »den sexuellen Impuls zu gestalten« oder dem Geschlechtlichen in einer spielerischen Haltung zu begegnen. Sie meiden enge Bindungen, die intensive Wutempfindungen freisetzen könnten. Ihre Persönlichkeit besteht weitgehend aus Abwehrmechanismen gegen diese Wut und gegen die Empfindung oraler Deprivation, die in der präödpalen Phase der seelischen Entwicklung ihren Ursprung haben.

Häufig leiden diese Patienten an Hypochondrie und klagen über ein Gefühl innerer Leere. Zugleich unterhalten sie Phantasien eigener Allmacht und die feste Überzeugung, andere ausbeuten zu dürfen und ein Recht auf die Erfüllung der eigenen Wünsche zu haben. Im Über-Ich dieser Patienten überwiegen archaische, strafende und sadistische Elemente, und sie fügen sich gesellschaftlichen Regeln mehr aus Angst vor Strafe als aus Schuldgefühlen. Sie erleben ihre eigenen, mit Wutregungen versehenen Sehnsüchte und Bedürfnisse als äußerst gefährlich und errichten Abwehrmechanismen dagegen, die ebenso primitiv sind wie die Wünsche, die sie zu ersticken suchen.⁵⁰

Im Sinne des Grundsatzes, daß alles Pathologische nur eine ausgeprägtere Version des Normalen darstellt, könnte der »pathologische Narzißmus«, wie er bei Charakterstörungen dieses Typs anzutreffen ist, einiges zum Verständnis des Narzißmus als eines sozialen Phänomens beitragen. Untersuchungen von Persönlichkeitsstörungen, die an der Grenze zwischen Neurose und Psychose liegen, sind zwar ausschließlich für Fach-

psychiater und ohne jeden Anspruch auf die Klärung gesellschaftlicher oder kultureller Probleme geschrieben, zeichnen aber einen Persönlichkeitstyp, der, wenn auch in abgeschwächter Form, von Beobachtern der zeitgenössischen kulturellen Szene sofort wiedererkannt werden müßte: es fällt diesem Typus leicht, auf andere Eindruck zu machen; er giert nach Bewunderung, verachtet aber alle, die er dazu bewegen kann, ihm Bewunderung zu zollen; er ist unersättlich in seinem Hunger nach Gefühlserlebnissen, mit denen sich die innere Leere füllen ließe; und er ist geängstigt von Alter und Tod.⁵¹

Die überzeugendsten Versuche, die psychischen Ursprünge dieses Syndroms zu erklären, beziehen sich auf die theoretische Tradition, die **Melanie Klein** begründet hat. In ihrer psychoanalytischen Forschungsarbeit mit Kindern entdeckte Melanie Klein, daß frühe Empfindungen überwältigender Wut, die sich in erster Linie gegen die Mutter und in zweiter gegen die verinnerlichte Imago der Mutter als eines raubgierigen Ungeheuers richten, es dem Kind unmöglich machen, »gute« und »böse« Elterimagines zusammenzufügen. In seiner Angst vor der Aggression seitens der bösen Eltern – Projektionen seiner eigenen Wut – idealisiert es die guten Eltern, die ihm zu Hilfe kommen.

Verinnerlichte Imagines anderer Menschen, die in frühester Jugend im Unbewußten gespeichert werden, werden auch zu Bildern vom eigenen Selbst. Wenn die archaischen Phantasien des Kindes über seine Eltern nicht durch spätere Erlebnisse oder realistische Vorstellungen modifiziert werden, hat es Schwierigkeiten, zwischen Imagines des Ich und Imagines der Objekte außerhalb des Ich zu unterscheiden. Diese Bilder verschmelzen in einer Abwehr gegen die bösen Repräsentanzen des Ichs und der Objekte, die in ähnlicher Weise in Gestalt eines strengen, strafenden Über-Ichs verschmolzen sind. **Melanie Klein** analysierte einen zehnjährigen Jungen, der seine Mutter unbewußt für einen »Vampir« oder »schrecklichen Vogel« hielt und diese Angst als Hypochondrie verinnerlichte. Er befürchtete, daß die bösen Repräsentanzen in ihm die guten verschlingen würden. Die scharfe Trennung von guten und bösen Bildern der Ich- und Objektimagines erwuchs aus der Unfähigkeit des Jungen, Ambivalenz oder Angst zu ertragen. Weil seine Wut überaus intensiv war, konnte er sich nicht eingestehen, daß er gegen die, die er liebte, aggressive Gefühle hegte. »Angst- und Schuldregungen in bezug auf seine destruktiven Phantasien prägten sein gesamtes Gefühlsleben.«

Ein Kind, das sich durch seine eigenen aggressiven Regungen – die, auf andere projiziert, dann wieder als innere »Ungeheuer« internalisiert werden – so schwer bedroht fühlt, versucht seine Neid- und Wuterlebnisse mit Phantasien von Reichtum, Schönheit und Allmacht zu kompensieren. Diese Phantasien werden, im Verein mit den verinnerlichten Imagines der guten Eltern, mit denen es sich zu verteidigen sucht, zum Kern einer »grandiosen Konzeption des Ich«. Eine Art »blinder Optimismus« – so Otto Kernberg – schützt das narzißtische Kind vor den Gefahren in ihm und um sich herum, insbesondere vor der Abhängigkeit von anderen, die ausnahmslos für unzuverlässig gehalten werden.

Die unablässige Projektion der »total bösen« Selbst- und Objektimagines schafft eine Welt gefährlicher, bedrohlicher Objekte, gegen die die Imagines des »nur guten« Selbst defensiv eingesetzt und megalomane, ideale Selbstbilder aufgebaut werden.

Die Abspaltung der durch aggressive Gefühle bestimmten Imagines von den aus libidinösen Impulsen abgeleiteten Imagines macht es dem Kind unmöglich, seine eigene Aggression zuzugeben, Schuldgefühle oder Sorge um mit Aggression und Libido zugleich besetzte Objekte zu erleben oder um Verluste zu trauern. Die Depression nimmt bei narzißtischen Patienten nicht die Form von Trauer mit einer Beimischung von Schuldgefühlen an, wie sie **Freud** in TRAUER UND MELANCHOLIE beschrieben hat, sondern von ohnmächtiger Wut und »Gefühlen der Niederlage durch externe Kräfte«.

Weil die innerseelische Welt dieser Patienten so dürftig und leer ist – sie besteht laut **Kernberg** nur aus dem »grandiosen Selbst«, den »entwerteten, schattenhaften Imagines vom Ich und von anderen sowie den »potentiellen Verfolgern« –, empfinden sie ein intensives Gefühl von Leere und fehlender Authentizität. Wenn der Narzißt auch im Alltagsleben durchaus bestehen kann und andere Menschen oft sogar bezaubert (nicht zuletzt mit seiner »Pseudoeinsicht in die eigene Persönlichkeit«), so verarmt sein persönliches Leben doch durch die Abwertung der Mitmenschen und dem Mangel an Neugier ihnen gegenüber, wodurch die »subjektive Erfahrung von Leere« bestärkt wird. Da es ihm an jeder wirklichen geistigen Auseinandersetzung mit der Welt fehlt – ungeachtet einer häufig bombastischen Überschätzung der eigenen intellektuellen Fähigkeiten –, hat er wenig Sublimierungsmöglichkeiten. Er bleibt deshalb von anderen abhängig, deren Bewunderung und Anerkennung er unentwegt braucht. Er »muß [sich] an jemanden anklammern und eine geradezu parasitische Existenz« führen. Gleichzeitig läßt seine Angst vor emotionaler Abhängigkeit, zusammen mit seiner manipulativen, ausbeuterischen Handhabung persönlicher Beziehungen, diese Beziehungen glatt, oberflächlich und zutiefst unbefriedigend werden. **»Die ideale Beziehung wäre für mich eine Zweimonatsbeziehung«, sagte ein Patient. »Auf diese Weise würde es keinerlei Verpflichtungen geben. Nach Ablauf der beiden Monate würde ich das Verhältnis ganz einfach abbrechen.«**

Ewig gelangweilt, unentwegt auf der Suche nach Augenblicksintimität – nach emotionalen Reizen ohne Verstrickung und Abhängigkeit –, ist der Narzißt promiskuitiv und häufig sogar pansexuell, weil die Verschmelzung von prägenitalen und ödipalen Impulsen im Dienste der Aggression die polymorph-perverse Disposition begünstigt. Die verinnerlichten bösen Imagines halten ihn auch fortgesetzt in Sorge um seine Gesundheit, und die Hypochondrie ihrerseits läßt ihn wieder besonders anfällig werden für Therapie wie für die therapeutischen Gruppen und Bewegungen.

Als psychiatrischer Patient ist der Narzißt ein idealer Kandidat für eine Analyse ohne Ende. Denn in der Analyse sucht er eine Art Religion oder Existenzform, in der therapeutischen Beziehung einen externen Rückhalt für seine Phantasien von Omnipotenz und ewiger Jugend. Die Stärke seiner Abwehrmechanismen widersetzt sich jedoch hartnäckig einer erfolgreichen Analyse. Die Seichtigkeit seines Gefühlslebens hält ihn häufig davon ab, eine enge Beziehung zum Analytiker zu entwickeln, wengleich er »seine intellektuelle Einsicht häufig dazu benutzt, dem Analytiker verbal zuzustimmen, und mit eigenen Worten wiederholt, was in vorhergehenden Sitzungen analysiert worden ist«. Er bedient sich seines Intellekts, um auszuweichen, statt sich selbst zu entdecken, und greift dabei zu jenen Vernebelungstaktiken, wie sie auch in der autobiographischen Bekenntnisliteratur der letzten Jahrzehnte auftauchen.

Der Patient macht sich die analytische Deutung zu eigen, entzieht ihr aber umgehend jegliche Bedeutung und Kraft, so daß lediglich sinnentleerte Wörter übrigbleiben. Die Wörter betrachtet der Patient dann als seinen ureigensten Besitz, den er idealisiert und der ihm ein Gefühl von Überlegenheit verschafft.

Obleich die Psychoanalytiker narzißtische Störungen nicht mehr für eigentlich unanalysierbar halten, äußern sich doch nur wenige optimistisch zu den Erfolgsaussichten derartiger Analysen.

Diesen Versuch trotz der vielen Schwierigkeiten, die narzißtische Patienten bereiten, dennoch zu unternehmen, ist laut Kernberg wichtig, weil narzißtische Symptome so verheerende Auswirkungen auf die zweite Lebenshälfte der Betroffenen haben und ihnen dann mit Gewißheit entsetzliches Leiden verursachen. In einer Gesellschaft, die Alter und Tod fürchtet, bedroht das Alter Menschen, die Abhängigkeit scheuen und deren Selbstgefühl mit der Bewunderung steht und fällt, wie sie normalerweise der Ju-

gend, der Schönheit, der Berühmtheit oder dem Zauber der Persönlichkeit entgegengebracht wird, mit besonderem Schrecken. Die gewöhnlichen Lebenshilfen gegen die Verwüstungen des Alters – die Identifizierung mit moralischen oder künstlerischen Werten, die über die unmittelbaren Eigeninteressen hinausgehen, geistige Neugier, die tröstliche emotionale Wärme, die aus glücklichen persönlichen Beziehungen in der Vergangenheit gewonnen wird – können dem Narzißten nichts nützen. Er ist ja unfähig zu erleben, was an Zuspruch aus der Identifizierung mit der historischen Kontinuität erwachsen kann; im Gegenteil, er vermag einfach nicht

die Tatsache zu akzeptieren, daß jetzt eine jüngere Generation viele der früher hochgeschätzten Annehmlichkeiten von Jugend, Reichtum, Macht und insbesondere Kreativität genießt. Das Leben positiv als einen Prozeß zu erleben, der eine wachsende Identifizierung mit dem Glück und den Leistungen anderer Menschen mit sich bringt, liegt in tragischer Weise außerhalb des Vermögens narzißtischer Persönlichkeiten.

2.4 Gesellschaftliche Einflüsse

Jede Epoche entwickelt ihre eigenen, besonderen Krankheitsbilder, die in übertriebener Form die zugrundeliegende Charakterstruktur zum Ausdruck bringen. Zu Zeiten Freuds steigerten Hysterie und Zwangsneurosen jene Charakterzüge ins Extrem, die mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in einer früheren Phase ihrer Entwicklung verbunden waren – Habsucht, fanatischer Arbeitseifer und eine harte Unterdrückung der Sexualität. In unseren Tagen haben neben der Schizophrenie die präschizophrenen *Borderline-* oder Persönlichkeitsstörungen zunehmend die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Dieser »Wandel der Neurosenformen ist seit dem Zweiten Weltkrieg von einer ständig wachsenden Zahl von Psychiatern beobachtet und beschrieben worden«. Laut **Peter L. Giovacchini** »sehen sich die Kliniker mit einer allem Anschein nach steigenden Zahl von Patienten konfrontiert, die nicht in die geläufigen diagnostischen Kategorien passen« und nicht an »abgrenzbaren Symptomen«, sondern an »vagen, ungenau erfaßten Beschwerden« leiden. »Wenn ich auf ›diesen Patiententypus‹ Bezug nehme«, schreibt er, »weiß praktisch jeder, wovon die Rede ist.« Die wachsende Bedeutung von »Charakterstörungen« scheint einen grundlegenden Wandel der Persönlichkeitsstruktur anzuzeigen – von der sogenannten innengeleiteten zur narzißtischen Persönlichkeit.⁵²

Allen Wheelis erklärte im Jahre 1958, daß ältere Psychoanalytiker den Wandel der Neuroseformen noch in ihrer Praxis erlebt hätten, während die jüngeren »sich seiner anhand der Diskrepanz bewußt werden, die zwischen den älteren Neurosenbeschreibungen und den Problemen besteht, mit denen die Patienten täglich zu ihnen kommen. Da hat ein Wandel von Symptomneurosen zu Charakterstörungen stattgefunden«. **Heinz Lichtenstein**, der die weitere Behauptung, dieser Wandel reflektiere eine Veränderung der Persönlichkeitsstruktur, in Abrede stellt, bemerkte 1963 nichtsdestoweniger, daß der »Wandel der Neuroseformen« bereits eine »bekannte Tatsache« sei. In den siebziger Jahren sind derartige Feststellungen immer häufiger geworden. »Es ist kein Zufall«, schreibt **Herbert Hendin**, »daß die wichtigsten Ereignisse in der Psychoanalyse zur Zeit die Wiederentdeckung des Narzißmus und die Beachtung der psychologischen Bedeutung des Todes sind.« Und **Michael Beldoch** notiert:

Was die Hysterie und die Zwangsneurosen ... zu Beginn dieses Jahrhunderts für Freud und seine frühen Kollegen waren, sind für den praktischen Analytiker der letzten Jahrzehnte vor der Jahrtausendwende die narzißtischen Störungen. Die heutigen Patienten leiden im großen und ganzen nicht an hysterischen Paralyse der Beine oder an Waschwängen; statt dessen ist bei ihnen das psychische Ich

empfindungslos geworden, das müssen sie immer wieder bürsten, in einem endlosen, erschöpfenden Mühen, sauber zu werden.

Diese Patienten klagen über das »allesbeherrschende Gefühl von Leere und eine tiefe Störung ihrer Selbstachtung«. Auch **Burness E. Moore** weist darauf hin, daß narzißtische Störungen immer häufiger werden. Laut **Sheldon Bach** »sah man früher in den Sprechstunden Menschen mit Waschwängen, Phobien und den vertrauten Neurosen. Heute sind es meistens Narzißten.« **Gilbert J. Rose** behauptet, daß der psychoanalytische Standpunkt, wie er »auf unangemessene Weise aus der analytischen Praxis aufs Alltagsleben übertragen worden ist«, zur »globalen Permissivität« [Freizügigkeit] und zur »übermäßigen Triebdomestikation« beigetragen hat, die ihrerseits wieder mit dem Ausufern »narzißtischer Identitätsstörungen« zu tun haben. **Joel Kovel** zufolge ist durch die Stimulierung infantiler Sehnsüchte durch die Werbung, die Übernahme der väterlichen Autorität durch Schule und Massenmedien und die Rationalisierung des Innenlebens, im Verein mit falschen Versprechungen einer Erfüllung persönlicher Glückserwartungen, ein neuer Typus des »gesellschaftlichen Individuums« entstanden.

Das Ergebnis ist keine der klassischen Neurosen, bei denen ein infantiler Impuls durch die väterliche Autorität erstickt wird, sondern eine moderne Variante, in der ein Impuls angeregt und pervertiert wird, ohne ein angemessenes Objekt, an dem er sich befriedigen könnte, noch zusammenhängende Kontrollmöglichkeiten zu erhalten ... Der ganze Komplex, der sich eher in einem Umfeld von Entfremdung als von direkter Kontrolle abspielt, büßt die klassische Form des Symptoms ein – und die klassische therapeutische Möglichkeit, einen Impuls einfach wieder ins Bewußtsein zu rufen und so wiederherzustellen.

Das konstatierte Anwachsen der Zahl narzißtischer Patienten muß nicht zwangsläufig bedeuten, daß narzißtische Störungen heute in der Gesamtbevölkerung verbreiteter sind als früher oder daß sie häufiger auftreten als die klassischen Konversionsneurosen. Sie finden vielleicht einfach schneller die Beachtung der Psychiater. **Ilza Veith** meint,

... mit dem wachsenden Gespür für Konversionsreaktionen und mit der Popularisierung psychoanalytischer Literatur sind die »altmodischen« somatischen Ausdrucksformen von Hysterie in den gebildeten Schichten suspekt geworden und dementsprechend beobachten die meisten Ärzte, daß offensichtliche Konversionssymptome heute selten anzutreffen sind, und wenn überhaupt, dann bei den Ungebildeten.

Weil Charakterstörungen in der neueren klinischen Literatur eine so große Aufmerksamkeit geschenkt wird, sind die Psychiater wohl auch hellhöriger für ihr Auftreten geworden. Das schmälert die Bedeutung der Tatsache, daß Psychiater ein Überhandnehmen des Narzißmus feststellen, jedoch keineswegs, zumal diese Beobachtung zur gleichen Zeit gemacht wird, als Journalisten über den neuen Narzißmus und den verhängnisvollen Trend jener Selbstbezogenheit Vermutungen anzustellen beginnen. Der Narzißt fällt den Psychiatern teilweise aus denselben Gründen auf, die ihn in der Bewußtwerdungsbewegung und anderen Trends wie in Konzernen, politischen Organisationen und staatlichen Bürokratien zu Ansehen und hohen Positionen kommen lassen. Denn trotz seines inneren Leidens besitzt der Narzißt viele Eigenschaften, die in bürokratischen Institutionen zum Erfolg führen, welche die Manipulation zwischenmenschlicher Beziehungen fördern, die Bildung tieferer persönlicher Bindungen hemmen und dem Narzißten die Anerkennung bieten, deren er zur Bestätigung seines Selbstgefühls bedarf. Wenn er sich auch Therapien zuwenden mag, die Sinnggebung und Überwindung der inneren Leere verheißen, so kann der Narzißt im Berufsleben doch häufig bemer-

kenswerte Erfolge verbuchen. Es fällt ihm leicht, persönlich Eindruck zu machen, und seine meisterhafte Fähigkeit, die Feinheiten der Selbstdarstellung zu handhaben, kommt ihm in politischen und wirtschaftlichen Organisationen zustatten, in denen Leistung inzwischen weniger zählt als »Präsenz«, »Schwung«⁵³ und persönliches Erfolgsimage. Da das loyale Unternehmensmitglied – der Typus des »corporation man« – von dem bürokratischen »Spielmacher«⁵⁴ verdrängt und im amerikanischen Wirtschaftsleben die Loyalitätsepoche abgelöst wird vom Zeitalter der »Manager und ihrer Erfolgsspiele«, kommt der Narziß zum Zuge.

In einer Untersuchung über 250 Manager in zwölf Großbetrieben beschreibt **Michael Maccoby** – und zwar durchaus nicht ohne Zustimmung – den heutigen leitenden Angestellten als Typus, der mehr mit Menschen als sachbezogen arbeitet und nicht ein Imperium zu errichten oder Reichtum zu häufen sucht, sondern bestrebt ist, »das aufregende Gefühl zu erleben, seine Mannschaft zu führen und Siege davonzutragen«. Er will »als Sieger gelten, seine größte Befürchtung ist, als Verlierer etikettiert zu werden.« Anstatt sich an einer sachlichen Aufgabe zu messen oder einem Problem zu stellen, das gelöst werden muß, sieht er sich im Kampf mit Kollegen, und zwar »aus dem Bedürfnis zu herrschen«. Wie ein neueres Handbuch für Nachwuchsmanager es formuliert, bedeutet Erfolg haben heute »nicht einfach vorwärtskommen«,⁵⁵ sondern »weiter kommen als andere«. Der neue leitende Angestellte – ein jungenhafter, verspielter und »anziehender« Typ, – will sich laut **Michael Maccoby** »die Illusion einer unbegrenzten persönlichen Entscheidungsfreiheit aufrechterhalten«. Er hat wenig Begabung zu »persönlicher Vertraulichkeit und sozialer Verpflichtung«. Er bringt nicht einmal dem Unternehmen, für das er arbeitet, allzuviel Loyalität entgegen. Ein solcher Manager hat erklärt, für ihn sei Macht gleichbedeutend damit, »von der Unternehmensleitung nicht herumkommandiert zu werden«. Auf seinem Weg nach oben pflegt dieser Mensch einflußreiche Großkunden und versucht, sie gegen sein eigenes Unternehmen auszuspielen. »Man braucht einen sehr, sehr wichtigen Klienten«, so seine Berechnungen, »der vom Unternehmen immer neue Änderungen verlangt. So gewinnt man im eigenen Hause wie beim Klienten ganz automatisch Macht. Ich will mir alle Möglichkeiten offenhalten.« Ein Managementprofessor pflichtet dieser Taktik bei. »Eine übermäßige Identifizierung mit dem Unternehmen«⁵⁶ stattet seines Erachtens »eine Firma mit enormer Macht über die Karrieren und Geschicke« aus. Je größer das Unternehmen, desto wichtiger hält er es für leitende Angestellte, »ihre Laufbahn nach Maßgabe ihrer eigenen ... freien Entschlüsse zu gestalten« und »sich den weitesten Bereich denkbarer Optionen offenzuhalten«.⁵⁷

Laut **Maccoby** ist der neue Typ des Managers »aufgeschlossen für neue Ideen, jedoch ohne Überzeugungen«. Er wird mit jedem staatlichen Regime Geschäfte machen, selbst wenn er dessen politische Prinzipien mißbilligt. Unabhängiger und findiger als der firmenloyale Typus des *company man*, versucht er, das Unternehmen für seine eigenen Zwecke zu nutzen, weil er fürchtet, sonst »vom Unternehmen völlig entmannt« zu werden. Er meidet Freundschaft und persönliche Beziehungen, die er als Falle empfindet, und zieht die »erregende, sexgeladene Atmosphäre« vor, mit der der moderne leitende Angestellte sich bei der Arbeit zu umgeben liebt, »wo bewundernde Sekretärinnen in Miniröcken ständig mit ihm flirten«. In allen seinen persönlichen Beziehungen bleibt der Manager, der seine Aufgabe als Sport und die Erfüllung seiner Arbeit als Sieg über andere versteht, davon abhängig, anderen Angst oder Bewunderung einzuflößen, damit sie ihn als Sieger bestätigen. Je älter er wird, desto schwieriger wird es für ihn, die Art von Aufmerksamkeit zu erregen, auf die er baut. Er erreicht eine Stufe, über die er in seinem Beruf nicht mehr hinauskommt, vielleicht deshalb, weil die allerhöchsten Funktionen laut **Maccoby** noch immer »denen zufallen, die sich als fähig erweisen, ihrem jugendlichen Rebellentum zu entsagen und sich letztlich in gewissem Grade zu treuen Anhängern des Unternehmens entwickeln«. Der Job beginnt für ihn seinen Reiz zu verlieren. An fachlichem Können wenig interessiert, findet der leitende Angestellte neuen

Stils wenig Gefallen an dem, was er erreicht hat, sobald er den jugendlichen Charme zu verlieren beginnt, auf dem es beruhte. Die mittleren Lebensjahre treffen ihn mit der Gewalt einer Naturkatastrophe:

Wenn seine Jugend, seine Vitalität und sogar der Kitzel des Gewissens dahin sind, wird er deprimiert und ziellos und zweifelt am Sinn seines Lebens. Da er nicht mehr vom Mannschaftskampf angespornt wird und nichts hat – außer sich selbst –, an das er glaubt und dem er sich widmen könnte ... sieht er sich plötzlich mutterseelenallein.

Bei der Häufigkeit dieses Karriereschemas überrascht es wenig, daß die Populärpsychologie so oft auf die »Krise der mittleren Lebensjahre« zurückkommt und Mittel und Wege diskutiert, ihr zu begegnen.

Da fragt eine Frau in **Wilfrid Sheeds** Roman *OFFICE POLITICS*:⁵⁸ »Bei den Problemen zwischen Mr. Fine und Mr. Tyler geht es um wichtige Dinge, nicht wahr?« Doch ihr Mann antwortet, daß es eigentlich nur um Belanglosigkeiten gehe, »in Wirklichkeit geht es da ums liebe Ego«.

In seiner Managementstudie, die das Ende des firmenorientierten Managers und den Beginn einer neuen »Ära der Mobilität« vermerkt, betont **Eugene Emerson Jennings**, daß im Wirtschaftsleben »Mobilität mehr bedeutet als bloße berufliche Leistung«.⁵⁹ Was zählt, ist »Stil ... glanzvolle Selbstdarstellung ... die Fähigkeit, nahezu alles tun und aussprechen zu können, ohne sich andere zu Feinden zu machen«. Der wendige leitende Angestellte auf dem Weg nach oben, so Jennings, versteht die Leute um sich herum zu nehmen – den »Sitzenbleiber«, der unter »gebremster Mobilität« leidet und anderen den Erfolg neidet; den »Schnellkapierer«; den »mobilen Vorgesetzten«. Der »mobilitätsbewußte leitende Angestellte« hat gelernt, »die Machtverhältnisse in seinem Betrieb zu entziffern« und »auch noch die versteckten und verschwiegenen Seiten seiner Vorgesetzten wahrzunehmen, insbesondere ihre Geltung bei Gleich- und Höhergestellten«. Er »kann aus einem Minimum von Hinweisen schließen, wer in den Zentren der Macht sitzt, und ist bemüht, für diese Leute in hohem Maße präsent zu sein und bei ihnen aufzufallen. Er arbeitet mit dem größten Eifer darauf hin, bei ihnen etwas zu gelten, und nutzt jede Gelegenheit, von ihnen zu lernen. Er nutzt seine Chancen im gesellschaftlichen Leben, um die Männer einzuschätzen, die in der Wirtschaftswelt Gunst und Einfluß zu vergeben haben«.

Jennings vergleicht die »Erfolgsspiele« der leitenden Angestellten fortgesetzt mit sportlichen Wettkämpfen oder einer Schachpartie und tut damit so, als sei die inhaltliche Seite des Managertums für den Erfolg so unwesentlich und willkürlich wie die Aufgabe, einen Ball ins Netz zu schießen oder Figuren auf einem Schachbrett hin- und herzurücken. Nie erwähnt er die gesellschaftlichen und ökonomischen Auswirkungen von Managemententscheidungen oder die Macht, die Manager gesamtgesellschaftlich ausüben. Für den karriereorientierten Konzernmanager bedeutet Macht nicht Geld und Einfluß; er sieht sie vielmehr als bewegende Kraft«, als »Erfolgsimage« und in der Reputation, ein Sieger und Gewinner zu sein. Macht ist also eine Frage des Eindrucks, den man macht und hat folglich überhaupt keinen objektiven Bezug.⁶⁰

Die Weltanschauung des Managers, wie sie von Jennings, Maccoby und von Managern selbst beschrieben wird, ist die des Narzißten, der die Welt als Spiegel seiner selbst sieht und an den Geschehnissen in der Außenwelt nur insoweit Interesse hat, wie sie sein eigenes Image reflektieren. Die starre personalbestimmte und vorgesehene Umwelt der modernen Bürokratie, in der Arbeit eine abstrakte Qualität annimmt, die nahezu gänzlich von Leistung getrennt ist, fördert bereits von vornherein narzißtische Einstellungen, die zudem noch häufig prämiert werden. Die Bürokratie ist jedoch nur ein Aspekt eines ganzen Bündels von gesellschaftlichen Einflußfaktoren, die eine narzißtische Persönlichkeitsstruktur immer stärker hervortreten läßt.

Ein weiterer derartiger Einflußfaktor ist die technische Reproduzierbarkeit der Kultur, das Wuchern der visuellen und auditiven Bilder, die unsere Gesellschaft zur »Gesellschaft der Show« gemacht haben. Wir leben in einem Wirbel von Bildern und Echos, die das Erleben anhalten und im Zeitlupentempo zurückspielen. Kameras und Tonbandgeräte kopieren Erlebnisse nicht nur, sondern verändern sie auch qualitativ, indem sie der modernen Lebenswelt weitgehend den Charakter eines riesigen Echoraumes oder Spiegelsaales verliehen haben. Das Leben stellt sich als Abfolge von Bildern oder elektronischen Signalen dar, von Eindrücken, die mit den Mitteln der Fotografie, des Films, des Fernsehens und raffinierter Tonapparaturen aufgenommen und reproduziert werden. Das moderne Leben wird in einem so umfassenden Sinne durch elektronische Bilder vermittelt, daß wir gar nicht umhin können, auf Mitmenschen so zu reagieren, als ob ihre Handlungen – wie die unsrigen auch – aufgezeichnet und gleichzeitig einem unsichtbaren Publikum übermittelt oder zur späteren genauen Überprüfung archiviert würden. »Versteckte Kamera, bitte recht freundlich!« Das Eindringen dieses alles wahrnehmenden Auges in unser Alltagsleben trifft uns nicht einmal mehr unerwartet und ohne Vorbereitung. Es bedarf gar nicht mehr der Ermahnung, zu lächeln. Unsere Gesichtszüge sind von einem Dauerlächeln geprägt, und wir wissen schon, aus welchem Blickwinkel sie sich am vorteilhaftesten fotografieren lassen.

Die stetige Zunahme konservierter Bilder untergräbt unseren Realitätssinn. Wie **Susan Sontag** in ihrem Essay über die Fotografie⁶¹ bemerkt hat, hat sich »die Realität immer mehr dem angeglichen, was uns Kameras von ihr zeigen«. Wir mißtrauen unseren Wahrnehmungen so lange, bis die Kamera sie verifiziert hat. Fotografische Abbilder liefern uns den Beweis unserer Existenz, ohne den wir es sogar als schwierig empfinden würden, unsere persönliche Geschichte zu rekonstruieren. Im 18. und 19. Jahrhundert, so Susan Sontag, stellten sich bürgerliche Familien für Porträts in Pose, um den gesellschaftlichen Status der Familie zu demonstrieren, während das heutige Familienalbum lediglich die Existenz des Individuums beglaubigt: dieser dokumentarische Bericht über seine Entwicklung von Kindesbeinen an gibt ihm das einzige Beweismaterial für sein Leben an die Hand, das er uneingeschränkt anerkennt. Unter den vielen »narzißtischen Verwendungsmöglichkeiten«, die Susan Sontag der Kamera einräumt, ist die »Selbst-Überwachung« eine der wichtigsten, nicht nur, weil sie die technischen Hilfsmittel für unaufhörliche Selbstprüfung bereitstellt, sondern auch, weil sie das eigene Selbstgefühl vom Konsum von Bildern dieses Selbst abhängig macht und gleichzeitig die Realität der Außenwelt in Frage stellt.

Indem die Kamera Bilder aus verschiedenen Entwicklungsstadien erhält, trägt sie dazu bei, die ältere Auffassung von Entwicklung als moralischer Erziehung abzuschwächen und eine passivere Auffassung zu fördern, derzufolge die Entwicklung aus dem Durchlaufen der Lebensphasen zur richtigen Zeit und in der richtigen Reihenfolge besteht. Die gegenwärtige Faszination für das Phänomen der Lebenszyklen veranschaulicht die Vorstellung, daß Erfolg im politischen oder beruflichen Leben vom plangerechten Erreichen bestimmter Ziele abhängt; sie belegt aber auch, mit welcher Leichtigkeit diese Entwicklung elektronisch aufgezeichnet werden kann.

Das bringt uns zu einem anderen kulturellen Wandel, der eine weitverbreitete narzißtische Reaktion auslöst und sie in diesem Fall sogar philosophisch rechtfertigt: das Aufkommen eines Therapiedenkens, das einen normativen Ablauf der psychosozialen Entwicklung des Menschen behauptet und damit zusätzlich Anlaß zu ängstlicher Selbstprüfung bietet. Das Ideal von Entwicklungsnormen bringt die Angst hervor, daß jede Normabweichung pathologische Ursachen hat. Die Ärzte haben die regelmäßige Generaluntersuchung – eine Untersuchung, die wiederum mit Kameras und anderen Zeichnungsinstrumenten durchgeführt wird – eingeführt und ihren Patienten die Vorstellung eingepflanzt, daß die Gesundheit von ewiger Wachsamkeit und der Frühentdeckung von Krankheiten abhängt, wie die medizinische Technologie sie erfaßt. Der

Patient fühlt sich erst wieder sicher, wenn seine Röntgenbilder ihm einen »klaren Gesundheitsbefund« bestätigen.

Medizin und Psychiatrie – ganz allgemein die therapeutische Orientierung und Sensibilität, die in der modernen Gesellschaft um sich greift – verstärken das von anderen kulturellen Einflüssen geschaffene Verhaltensmuster; das Individuum prüft sich unentwegt, ob es bei ihm Anzeichen von Alter und Krankheit, verräterischen Symptomen von seelischem Streß, Makel und Mängel gibt, die seine Anziehungskraft mindern könnten; oder ob sich umgekehrt beruhigende Hinweise erkennen lassen, daß sein Leben programmgemäß verläuft. Die moderne Medizin hat die Seuchen und Epidemien besiegt, die das Leben früher gefährdeten, nur um neue Arten von Unsicherheit zu schaffen. So hat auch die Bürokratie das Leben vorhersehbar und sogar langweilig gemacht, gleichzeitig jedoch in neuer Form den Krieg aller gegen alle wiederaufleben lassen. Unsere überorganisierte Gesellschaft, in der Großorganisationen vorherrschen, die aber ihre Mitglieder nicht mehr zu Treue und Ergebenheit bewegen können, erreicht in mancher Hinsicht einen höheren Grad von allgemeiner Feindseligkeit und Verfeindung als der primitive Kapitalismus, nach dessen Vorbild **Hobbes** seinen Naturrechtsstaat entwarf. Die heutigen gesellschaftlichen Lebensbedingungen begünstigen eine Überlebensmentalität, wie sie in ihrer krudesten Form in Katastrophenfilmen oder Weltraumphantasien zum Ausdruck kommt, die dem Zuschauer die Flucht von einem dem Untergang geweihten Planeten miterleben lassen. Die Menschen träumen nicht mehr davon, Schwierigkeiten zu überwinden, sondern sie nur zu überleben. Im Geschäftsleben dreht sich, laut **Jennings**, »alles ums emotionale Überleben«⁶² – darum, die eigene Identität, das eigene Ich zu bewahren oder zu steigern«. Die Vorstellung von Entwicklungsphasen als Normen läßt das Leben als Hindernisrennen erscheinen: das Ziel besteht schlicht darin, das Rennen mit einem Minimum an Mühen und Mißlichkeiten hinter sich zu bringen. Die Fähigkeit, für sich zu manipulieren, was **Gail Sheehy** mit einer medizinischen Metapher als »Lebensstütz-Systeme« bezeichnet, scheint heute die höchste Form von Weisheit zu repräsentieren: als das Wissen, das, wie sie es ausdrückt, uns ohne Panik durchkommen läßt. Wer sich Sheehys »furchtlose Einstellung gegenüber dem Altern« und den Traum des Lebenszyklus erfolgreich zu eigen macht, kann, mit den Worten eines ihrer Interviewpartner, auch von sich sagen: »Ich weiß, daß ich überleben kann ... Ich verliere nicht mehr den Kopf.« Eine besonders hohe Form von Zufriedenheit ist das kaum. »Die gegenwärtige Lebensphilosophie«, schreibt Sheehy, »ist offenbar eine Mischung aus Überlebenstechnik, Erweckungsbewegung und Zynismus«;⁶³ doch ihr äußerst erfolgreicher Leitfaden für die »vorhersehbaren Krisen des Erwachsenenlebens« mit seiner oberflächlich-optimistischen Betonung von Wachstum, Entwicklung und »Selbstverwirklichung« geht keineswegs gegen diese Lebensphilosophie an, sondern formuliert sie lediglich humanistischer um. »Wachstum« ist dabei zu einem Euphemismus für Überleben geworden.

2.5 Die Weltsicht des Resignierten

Neue gesellschaftliche Formen verlangen neue Existenzweisen, neue Sozialisationsweisen und neue Arten der Erfahrungsbewältigung. Der Narzißmusbegriff gibt uns keinen vorgefertigten psychologischen Determinismus an die Hand, öffnet aber einen Weg, die psychologischen Auswirkungen der jüngsten gesellschaftlichen Veränderungen zu verstehen – immer vorausgesetzt, daß wir uns nicht nur seinen klinischen Ursprung bewußt halten, sondern auch den gleitenden Übergang zwischen Normalität und Pathologie. Mit anderen Worten: Er ermöglicht uns ein relativ genaues Porträt der »emanzipierten« Persönlichkeit unserer Tage, mit ihrem Charme, ihrer Pseudoeinsicht in die eigene Verfassung, ihrer promiskuitiven Pansexualität, ihrer Faszination für oralen Sex, ihrer Angst vor der kastrierenden Mutter (Mrs. Portnoy), ihrer Hypochondrie, ihrer defensiven Oberflächlichkeit, ihrer Vermeidung von Abhängigkeiten, ihrer Unfähigkeit zu trauern und ihrer Angst vor Alter und Tod.

Der Narzißmus scheint praktisch die beste Art und Weise zu sein, sich den Spannungen und Ängsten des modernen Lebens gewachsen zu zeigen, und die herrschenden gesellschaftlichen Umstände bringen deshalb die narzißtischen Charaktereigenschaften deutlich zum Vorschein, die in unterschiedlichem Grade bei jedem einzelnen anzutreffen sind. Von einer Gesellschaft, die fürchtet, daß sie keine Zukunft hat, steht nicht zu erwarten, daß sie den Bedürfnissen der nächsten Generation allzuviel Aufmerksamkeit schenkt, und das allgegenwärtige Gefühl mangelnder historischer Kontinuität – der Fluch unserer Gesellschaft – befällt mit besonders verheerenden Auswirkungen die Familie. Daß moderne Eltern sich anstrengen, ihren Kindern das Gefühl zu vermitteln, erwünscht und geliebt zu sein, vermag die innere Kälte kaum zu verbergen – die Ferne derer, die der kommenden Generation wenig zu überliefern haben und jedenfalls den Anspruch auf Selbsterfüllung voranstellen. Die Kombination von emotionaler Distanzierung und Versuchen, ein Kind von seiner Vorzugsstellung innerhalb der Familie zu überzeugen, ist ein gutes Rezept für die Entwicklung einer narzißtischen Persönlichkeitsstruktur.

Über die Familie reproduzieren sich gesellschaftliche Strukturen in der Einzelpersönlichkeit. Gesellschaftsverhältnisse leben im Individuum weiter und werden tief unterhalb der Bewußtseinschwelle gespeichert, wo sie sogar noch überdauern, wenn sie objektiv unerwünscht und überflüssig geworden sind, wie es anerkanntermaßen bei vielen unserer gegenwärtigen Umstände der Fall ist. Die Wahrnehmung der Welt als eines gefährlichen und abschreckenden Orts, wenn sie auch einem realistischen Bewußtsein der Unsicherheit des zeitgenössischen Gesellschaftslebens entspringt, wird durch die narzißtische Projektion aggressiver Impulse nach außen bestärkt. Und wenngleich der Glaube, es gebe für die Gesellschaft keine Zukunft, auf einer gewissen realistischen Einschätzung der zukünftigen Gefahren beruht, so wohnt ihm doch auch die narzißtische Unfähigkeit inne, sich mit der Nachwelt zu identifizieren oder sich als Teil der Geschichte zu empfinden.

Die Lockerung der sozialen Bindungen, die ihren Ursprung im herrschenden gesellschaftlichen Kriegszustand hat, spiegelt zugleich eine narzißtische Abwehr von Abhängigkeit. **Eine kriegerisch-feindselige Gesellschaft neigt dazu, Männer und Frauen hervorzubringen, die im Innersten antisozial sind.** Es sollte deshalb nicht überraschen, daß der Narziß, wenn er sich gesellschaftlichen Normen auch aus Angst vor Bestrafung anbequemt, sich und andere doch häufig als Außenseiter sieht, nämlich als »grundsätzlich unaufrichtig und unzuverlässig, oder aber zuverlässig nur aufgrund äußeren Drucks«. »Außerdem sind narzißtische Persönlichkeiten in bezug auf ihre Wertstellungen im allgemeinen bestechlich, sehr im Gegensatz zur starken Moral des Zwangscharakters«, schreibt Kernberg.⁶⁴

Daß Selbsterhaltung und psychisches Überleben so starke Motive sind, liegt also nicht nur an objektiven Bedingungen des wirtschaftlichen Kampfes, einer wachsenden Kriminalität und des gesellschaftlichen Chaos, sondern auch an der subjektiven Erfahrung von Leere und Isolation. Es spiegelt die Überzeugung – die eine Projektion innerer Ängste ist und zugleich ein Erkennen der Dinge, wie sie wirklich sind –, daß Mißgunst und Ausbeutung sogar die intimsten Beziehungen beherrschen. Daß persönliche Beziehungen so wichtig genommen werden – und um so wichtiger, je geringer die Hoffnung auf politische Lösungen werden –, verbirgt nur die gründliche Enttäuschung mit persönlichen Beziehungen, so wie die modische Überbetonung der Sinnlichkeit ein Verleugnen des Sinnlichen (außer in seinen primitivsten Formen) impliziert. Und die Lehre vom persönlichen Wachstum, die oberflächlich optimistisch wirkt, zeigt eine tiefe Verzweiflung und Resignation.

3 Veränderte Erfolgsmethoden: Vom Arbeiterpräsidenten zur glücklichen Dirne

Die amerikanische Gesellschaft ist durch die besondere Betonung der persönlichen Leistung gekennzeichnet, insbesondere der profanen Berufsleistung. Die »success story« und der Respekt, mit dem man dem »self-made man« begegnet, sind unverwechselbar amerikanisch ... [Die amerikanische Gesellschaft] hat Horatio Alger bestätigt und den Schienenleger verherrlicht, der es zum Präsidenten gebracht hat.⁶⁵ *Robin Williams*

Der ehrgeizige Mann ist, wie zu allen Zeiten, bei uns auch heute noch anzutreffen; er braucht jedoch subtileren Unternehmungsgeist und eine größere Fähigkeit, die Demokratie der Gefühle zu manipulieren, wenn er sich seine selbständige Identität bewahren und sie durch Erfolg ersichtlich steigern will ... Die sexuellen Probleme des Neurotikers, der sich um die Mitte des Jahrhunderts auf den Wettstreit um ein kurzlebiges Renommee in Manhattan einläßt, sind gänzlich verschieden von den Problemen der Neurotiker im Wien der Jahrhundertwende. Die Geschichte verändert die Ausdrucksformen von Neurosen, wenn sie auch nicht die ihnen zugrundeliegenden Mechanismen verändert.⁶⁶ *Philip Rieff*

3.1 Der ursprüngliche Sinn der Arbeitsethik

Bis vor kurzem hatte die protestantische Arbeitsethik, eine der bedeutsamsten Stützen der amerikanischen Kultur, Bestand. Dem Mythos des kapitalistischen Unternehmertums entsprechend waren Sparsamkeit und Fleiß der Schlüssel zu materiellem Erfolg und menschlicher Erfüllung. Daß Amerika als Land der goldenen Möglichkeiten galt, beruhte auf seinem Anspruch, daß die Abschaffung erblicher Privilegien Bedingungen geschaffen habe, unter denen ein gesellschaftlicher Aufstieg ausschließlich von der eigenen Initiative eines Menschen abhing. Der *self-made man*, die archetypische Verkörperung des amerikanischen Traumes vom Erfolg, verdankte sein Weiterkommen den Tugenden von Fleiß, Nüchternheit, Mäßigung, Selbstdisziplin und der Vermeidung von Schulden. Er lebte für die Zukunft, indem er unnachgiebig blieb gegen sich und ebenso eifrig wie geduldig Besitztümer ansammelte; und solange die allgemeinen Zukunftsaussichten alles in allem so glänzend waren, fand er im Hinausschieben von Vergnügen und Genuß nicht nur seine hauptsächliche Befriedigung, sondern auch eine reiche Gewinnquelle. In einer expandierenden Wirtschaft stand zu erwarten, daß Investitionen mit der Zeit ihren Wert vervielfachten, und so sehr die Apostel des »Selbst ist der Mann« die Arbeit als an sich verdienstvoll priesen, vergaßen sie selten, auch darauf hinzuweisen.

In einem Zeitalter abnehmender Erwartungen können diese protestantischen Tugenden keine Begeisterung mehr wecken. Investitionen und Ersparnisse werden durch die Inflation entwertet. Die Werbung, die den Konsumenten mahnt, jetzt zu kaufen und später zu zahlen, baut die Angst vor der Verschuldung ab. Da die Zukunft unsicher und voller Gefahren scheint, werden nur Narren auf morgen verschieben, was sie schon heute genießen können. Ein tiefgreifender Wandel unseres Zeitgefühls hat unsere Arbeitsgewohnheiten, unser Wertesystem und unsere Erfolgsvorstellungen verändert. An die Stelle von Selbstvervollkommnung ist als Ziel der irdischen Existenz die Selbsterhaltung getreten. In einer gesetzlosen, gewalttätigen und unberechenbaren Gesellschaft, in der das Alltagsleben in seinen normalen Umständen zunehmend der Unterwelt ähnelt, schlagen die Menschen sich mehr oder weniger ehrlich durchs Leben. Ihre Hoffnung steht weniger auf Prosperität [Aufschwung, Blüte, Gedeihen] als schlicht aufs Überleben, obwohl allein zum Überleben in zunehmendem Maße ein großes Einkommen erforderlich ist. Der *self-made man* früherer Zeiten war stolz darauf, Charakter und Redlichkeit seiner

Mitmenschen beurteilen zu können; heute mustert er ängstlich die Gesichter seiner Kollegen, nicht um ihre Kreditwürdigkeit zu prüfen, sondern um abzuschätzen, ob sie für seine Schmeicheleien empfänglich sind. Bedenkenlos praktiziert er die klassischen Verführungskünste und hofft, ihr Herz zu gewinnen, während er ihnen die Taschen leert. Das Musterbeispiel des persönlichen Erfolgs ist nicht mehr Horatio Alger, sondern die *happy hooker*⁶⁷ – die Dirne. Wenn Robinson Crusoe den Idealtypus des *Homo oeconomicus* verkörperte, den Helden der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft, so ist ihre Endphase geprägt von der Mentalität der Moll Flanders.⁶⁸

Die Selbsterhaltungsmoral ist nicht über Nacht entstanden; sie hat sich über einen langen Zeitraum entwickelt. In den ersten drei Jahrhunderten der amerikanischen Geschichte war die Arbeitsethik inhaltlich fortwährenden Änderungen unterworfen; diese für die Zeitgenossen häufig unmerklichen Schwankungen kündigten bereits ihre schließliche Umwandlung in eine Ethik des persönlichen Überlebens an. Die Puritaner sahen es so, daß ein gottesfürchtiger Mann emsig seiner Berufung nachging, nicht um in erster Linie seinen persönlichen Reichtum zu mehren, als um zum Wohlergehen und Gedeihen der Gemeinschaft beizutragen. Jeder Christ hatte die »allgemeine Berufung«, Gott zu dienen, und – mit den Worten Cotton Mathers – eine »persönliche Berufung, die seine Nützlichkeit für seine Nachbarschaft ausmacht«. Diese persönliche Berufung erwuchs aus dem Umstand, daß »Gott den Menschen als ein geselliges Wesen geschaffen« hat. Die Puritaner ließen durchaus gelten, daß ein Mann in seiner Berufung zu Reichtum kommen konnte, sahen aber die Mehrung persönlichen Besitzes als Begleiterscheinung gesellschaftlicher Arbeit an – der gemeinschaftlichen Umwandlung der Natur und des Fortschritts nützlicher Fertigkeiten und nützlichen Wissens. Sie ermahnten erfolgreiche Menschen, ihre Nachbarn nicht zu dominieren. Gemäß der calvinistischen Vorstellung vom ehrbaren und gottesfürchtigen Leben trug der wahre Christ Glück wie Unglück mit Gleichmut und gab sich mit dem zufrieden, was das Schicksal ihm bot. »Denn so hat er es gelernt«, schrieb John Cotton, »wenn Gott ihn reich machte, so verstand er es, sich nicht zu überheben, und wenn ihm Mangel beschieden war, so konnte er ihn ohne Murren ertragen. Derselbe Akt des Unglaubens nämlich, der einen Menschen gegen das Leiden aufbegehren läßt, läßt ihn auch bei Wohlergehen überheblich werden.«⁶⁹

Mit welchen moralischen Vorbehalten der Calvinismus aber auch das Streben nach Reichtum umgab – namentlich in Neu-England blühten und gediehen viele seiner Gläubigen im Handel mit Rum und Sklaven. Als der Puritaner dem Yankee Platz machte, kam eine säkularisierte Fassung der protestantischen Arbeitsethik auf. Während Cotton Mather sich noch gegen das Schuldenmachen wandte, weil es dem Gläubiger schadete (»Es soll dir, und zwar zu jeder Zeit, der Gedanke unbehaglich sein: *Ich habe so viel von eines anderen Mannes Besitz in meinen Händen und enthalte es ihm zu seinem Nachteil vor*«), argumentierte Benjamin Franklin, daß Verschuldung den Schuldner selbst belaste, weil sie ihm seinem Gläubiger ausliefere. Die puritanischen Erbauungspredigten über Beruf und Berufung zitierten freizügig aus der Bibel; Franklin codifizierte in seinen Sprüchen des Armen Richard den volkstümlichen gesunden Menschenverstand:

Wer sich selbst hilft, dem hilft Gott. Verschiebe nie auf morgen, was du heute kannst besorgen. Borgen macht Sorgen. Willst du den Wert des Geldes wissen, so geh hinaus und versuche welches zu borgen.

Die Puritaner legten den Akzent auf den gesellschaftlichen Nutzen der Arbeit; der Yankee betonte die persönliche Verbesserung. Und doch bestand Selbstverbesserung für ihn nicht nur aus Geldverdienen. Dieser wichtige Begriff umfaßte ebenso Selbstdisziplin, die Kultivierung gottgegebener Talente und vor allem die Pflege der Vernunft. Das Wohlstandsideal des 18. Jahrhunderts schloß neben materiellem Wohlstand auch Gesundheit, Heiterkeit des Gemüts, Weisheit, Nützlichkeit und das Bewußtsein der Zufriedenheit darüber ein, daß man sich die Wertschätzung der Mitmenschen verdient hatte.

In dem Teil seiner Autobiographie, der den Titel »Die Kunst der Tugend« trägt, faßte Franklin die Ergebnisse eines lebenslang geübten Programms der moralischen Selbstvervollkommnung zusammen:

Der Mäßigkeit schreibt er seine stetige Gesundheit zu und alles, was ihm an guter körperlicher Verfassung geblieben ist. Dem Fleiß und der Sparsamkeit die frühe Unbeschwertheit seiner Lebensumstände und den Erwerb seines Vermögens, dazu alle die Kenntnisse, die ihn in die Lage versetzten, ein nützlicher Bürger zu werden, und ihm ein gewisses Maß von Ansehen bei den Gebildeten verschafft haben. Der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, das Vertrauen seines Landes und die ehrenhaften Aufgaben, die es ihm übertrug. Und dem gemeinsamen Einfluß dieses ganzen Bündels von Tugenden die Ausgeglichenheit des Gemüts und die angenehme Heiterkeit seiner Konversation, die seine Gesellschaft noch immer angenehm und gesucht macht, sogar bei seinem jüngeren Bekanntenkreis.

In der Arbeitsethik des 18. Jahrhunderts zählt Tugend sich aus; die Art und Weise aber, wie sie sich auszahlt, kann nicht einfach in Geld bemessen werden. Der wirkliche Lohn der Tugend besteht darin, daß man am Ende seines Lebens wenig zu bedauern oder zu bereuen hat. Reichtum hat schon einen hohen Wert, aber hauptsächlich deshalb, weil er eine der notwendigen Vorbedingungen für eine moralische und geistige Entwicklung ist.⁷⁰

3.2 Von der Selbst-»Bildung« zur Selbst-»Begünstigung« durch »Erfolgsimages «

Im 19. Jahrhundert entartete das Ideal der Selbstverbesserung zur Verherrlichung zwanghaften Fleißes. **P. T. Barnum**, der ein Vermögen zusammenraffte in einem Gewerbe, das die Puritaner grundsätzlich verurteilt hätten (»Jedes Gewerbe, durch das Gott Schimpf angetan wird; jedes Gewerbe, durch das nichts anderes als die Lüste der Menschen entzündet werden: ... jedes derartige Gewerbe muß abgelehnt werden«),⁷¹ hielt ungezählte Male einen Vortrag mit dem unverblühten Titel *The Art of Money-Getting*, der die Erfolgsvorstellung des 19. Jahrhunderts zusammenfaßte. Barnum zitierte großzügig aus Franklins Schriften, aber ohne Franklins Anliegen um die Erlangung von Weisheit oder die Förderung nützlicher Kenntnisse zu berücksichtigen. Bildung und Wissen – »Information« – interessierten Barnum lediglich als Mittel der Marktbeherrschung. Deshalb verurteilte er die »falsche Sparsamkeit« der Bauersfrau, die ihre Kerze bei Einbruch der Dämmerung löscht, anstatt sich eine zweite zum Lesen anzuzünden, und gar nicht merkt, daß die durch Lesen gewonnene »Information« sehr viel mehr wert ist als der Preis einer Kerze. »Abonnieren Sie stets eine zuverlässige Zeitung«, riet Barnum jungen erfolgsorientierten Leuten, »und halten Sie sich dadurch über die Geschäfte in der Welt auf dem laufenden. Wer ohne Zeitung lebt, ist aus der menschlichen Spezies ausgeschlossen.«

Barnum wertete die gute Meinung anderer nicht als Zeichen der eigenen Nützlichkeit, sondern als Mittel zu Erlangung von Kreditwürdigkeit. »Charakterliche Integrität ist von unschätzbarem Wert.« Das 19. Jahrhundert versuchte, alle Werte in monetären Begriffen auszudrücken. Alles hatte seinen Preis. Nächstenliebe war eine moralische Pflicht, weil »der freigebige Mensch auch für sich Schutz beanspruchen darf, während der filzige, lieblose Geizhals verschmäht wird«. Die Sünde des Stolzes lag nicht darin, daß sie sich gegen Gott verging, sondern daß sie zu extravaganten Ausgaben verführte. »Der Geist des Stolzes und der Selbstgefälligkeit ist, wenn man ihm freien Lauf läßt, die unermüdliche Raupe, die die weltlichen Besitztümer eines Menschen von innen zerfrißt.«

Das 18. Jahrhundert erhob die Mäßigkeit zur Tugend, verurteilte aber durchaus nicht den maßvollen Genuß, sofern es dem geselligen Umgang diene. »Vernünftige Unterhaltung« erschien Franklin und seinen Zeitgenossen im Gegenteil sogar an und für sich wertvoll. Das 19. Jahrhundert ächtete dann die Geselligkeit selbst, und zwar deshalb, weil sie die Geschäfte beeinträchtigen könnte. »Wie viele gute Gelegenheiten sind nicht unwiderruflich verpaßt worden, während ein Mann mit einem Freund ein ›geselliges Gläschen‹ schlürfte!« Die Mahnungen, sich selbst zu helfen, atmeten nunmehr den Geist zwanghafter Geschäftigkeit. **Henry Ward Beecher** definierte das »wahre Ideal von Glück«⁷² als eine Geistesverfassung, in der »ein Mensch so geschäftig [ist], daß er gar nicht weiß, ob er nun glücklich ist oder nicht«. **Russell Sage** bemerkte einmal, daß »Arbeit in meinem Leben die Haupt-, man kann sogar sagen: einzige Quelle von Vergnügen gewesen ist.«⁷³

Aber sogar auf der Höhe des Goldenen Zeitalters verlor die protestantische Ethik ihre ursprüngliche Bedeutung nicht ganz. In den Erfolgshandbüchern, den Leitfäden von **McGuffey**, den Büchern von **Peter Parley** und den Erbauungsschriften der großen Kapitalisten selbst erschienen die protestantischen Tugenden – Fleiß, Mäßigung und Sparsamkeit – noch immer nicht als bloße Erfolgsschrittmacher, sondern als Lohn und Wert an sich.

Der Geist der Selbstverbesserung lebte in abgeschwächter Form in der Verherrlichung einer »Pfleger des Selbst« weiter – der angemessenen Pflege und Übung von Geist und Körper, der geistigen Nahrung durch »bedeutende Bücher« und der Entwicklung von »Charakter«. In der Würdigung des Erfolgs blieb unterschwellig ein Wissen um seine Bedeutung für die Gesellschaft erhalten, und die gesellschaftlichen Bedingungen des frühen Industriekapitalismus, in dem das Streben nach Reichtum unbestreitbar auch das Angebot an nützlichen Gegenständen erhöhte, bestätigten in gewisser Hinsicht auch die Behauptung, daß »die Anhäufung von Kapital Fortschritt bedeutet.«⁷⁴ Und da selbst die lautesten Fürsprecher privater Selbstbereicherung Spekulation und Extravaganz verurteilten, die Bedeutung geduldigen Fleißes priesen und junge Männer dazu anhielten, von der Pike auf zu dienen und sich »der Disziplin des Alltagslebens« zu unterwerfen, hielten auch sie noch an der Auffassung fest, daß der Reichtum seinen Wert in dem hat, was er zum Allgemeinwohl und zum Glück kommender Generationen beisteuert.

Der Erfolgskult des 19. Jahrhunderts legte erstaunlich wenig Nachdruck auf den Wettbewerb. Er maß die Leistung eines Menschen nicht an den Leistungen anderer, sondern an einem abstrakten Ideal von Disziplin und Selbstverleugnung. Um die Jahrhundertwende jedoch begannen die Erfolgsratgeber zu betonen, wie wichtig der Wille zum Sieg im Wettstreit mit anderen sei. Die Bürokratisierung der Karrieren in den Großfirmen veränderte die Bedingungen des persönlichen Vorwärtkommens; nunmehr mußten ehrgeizige junge Männer mit ihresgleichen um Aufmerksamkeit und Gunst ihrer Vorgesetzten kämpfen. Anstelle des Bemühens, es besser zu machen als die vorhergehende Generation und für die kommende zu sorgen, kam damals eine Art von Bruderwettstreit auf, bei dem Männer von ungefähr gleichen Fähigkeiten miteinander um eine begrenzte Anzahl von Stellungen rangen. Das berufliche Vorwärtkommen hing jetzt ab von »Willenskraft, Selbstvertrauen, Energie und Initiative« – Eigenschaften, die in einem beispielhaften Buch wie **George Lorimers** LETTERS FROM A SELF-MADE MERCHANT TO HIS SON betont werden. »Gegen Ende des 19. Jahrhunderts«, schreibt **John Cawelti** in seiner Untersuchung über den Erfolgsmythos, »waren die Leitfäden zum Selbststudium beherrscht vom Ethos der Verkäufer und lautstarker Selbstanpreisung. Die persönliche Ausstrahlungskraft – eine Eigenschaft, die einen Menschen angeblich befähigte, andere zu beeinflussen und zu beherrschen – wurde einer der wichtigsten Schlüssel zum Erfolg.«⁷⁵ Im Jahre 1907 begründeten sowohl **Lorimers** *Saturday Evening Post* als auch **Orison Swett Mardens** Zeitschrift *Success* Kolumnen, die über die »Kunst der Unterhaltung«, »Mode« und »Kultur« unterrichteten. Mit Mitmenschen umgehen zu können

galt fortan als Quintessenz des beruflichen Aufstiegs. Der Industriekapitän räumte seinen Platz dem Bauernfänger mit seinem dreisten Selbstvertrauen, dem Eindrucksschinder. Den jungen Leuten erklärte man, daß sie sich selbst verkaufen müßten, um Erfolg zu haben.

Zunächst war die neue Praxis der Selbstprüfung durch Wettbewerb noch kaum zu unterscheiden von moralischer Selbstdisziplin und Selbst-Bildung; der Unterschied wurde jedoch unübersehbar, als **Dale Carnegie** und später **Norman Vincent Peale** die Überlieferung von Mather, Franklin, Barnum und Lorimer aufgriffen und umformulierten. Freunde gewinnen und Menschen beeinflussen: Diese Erfolgsformel hatte wenig mehr mit dem Prinzip von Fleiß und Sparsamkeit gemein. Die Propheten des positiven Denkens verunglimpften »das alte Sprichwort, daß einzig und allein harte Arbeit der Schlüssel ist, der uns die Tür zu unseren Wünschen aufschließt.«⁷⁶ Sie priesen die Liebe zum Geld, die sogar von den krudesten Materialisten des 19. Jahrhunderts offiziell verurteilt worden war, als nützlichen Anreiz. »Sie werden nie über größeren Reichtum verfügen«, schrieb **Napoleon Hill** in seinem Buch *THINK AND GROW RICH*, »wenn Sie sich nicht in eine regelrechte Weißglut des Verlangens nach Geld hineinsteigern können.«⁷⁷ Das Streben nach Reichtum büßte auch noch die letzten Spuren einer moralischen Bedeutung ein, die ihm bis dahin angehaftet hatten. Früher hatten die protestantischen Tugenden den Anschein von eigenständigen Werten gehabt. Sogar als sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur noch als Mittel zum Zweck galten, hatte die Erfolgsvorstellung selbst noch moralische und soziale Obertöne, weil Erfolg zum menschlichen Wohlbefinden und Fortschritt insgesamt beitrug. Jetzt aber wurde Erfolg zum Selbstzweck, zum Sieg über die Mitbewerber, der allein ein Gefühl der Selbstachtung vermitteln konnte. Die neuesten Leitfäden zum Erfolg – die sogar Dale Carnegie und Peale noch an Zynismus übertreffen – unterscheiden sich von früheren dadurch, daß sie Bedürfnis und Notwendigkeit, andere auszubeuten und einzuschüchtern, ganz offen akzeptieren, sich für die inhaltliche Qualität des Erfolgs überhaupt nicht mehr interessieren und unverblümt betonen, daß Äußerlichkeiten – »Erfolgsimages« – mehr zählen als die eigentliche Arbeit; daß es wichtiger ist, für erfolgreich gehalten zu werden als etwas zu leisten. Ein Autor dieser Ratgeberliteratur scheint vorauszusetzen, daß die Person kaum mehr ist als ihr *image*, wie es im Blick der anderen widergespiegelt wird. »Ich komme mir zwar nicht sehr originell vor, wenn ich so etwas sage, doch Sie stimmen mir gewiß zu, wenn ich behaupte, daß die Art und Weise, wie Sie sich selbst sehen, das *image* widerspiegelt, das Sie anderen gegenüber darstellen.«⁷⁸ Nichts ist so erfolgreich wie der Schein von Erfolg.

3.3 Der Verfall der Leistung

In einer Gesellschaft, die den Erfolg jeder weiteren Bedeutung beraubt hat, haben die Menschen kein Kriterium mehr, an dem sie ihre Leistungen messen könnten – außer den Leistungen der anderen. Ob man sich selbst schätzt und billigt, hängt von öffentlicher Anerkennung und Zustimmung ab, und auch in diesem Punkt hat es entscheidende Veränderungen gegeben. Die Achtung der Freunde und Nachbarn, die einem Menschen früher bestätigte, daß sein Leben sinnvoll gewesen sei, beruhte auf einer Anerkennung seiner Kenntnisse und Fertigkeiten. **Heute wollen die Leute nicht aufgrund dessen geschätzt werden, was sie getan und geleistet haben, sondern aufgrund persönlicher Eigenschaften. Sie möchten eigentlich nicht geachtet, sondern vielmehr bewundert werden. Sie wollen keinen Ruhm, sondern sie sehnen sich nach dem Glanz und dem aufregenden Leben berühmter Persönlichkeiten. Sie wollen keine Ehre, sie wollen beneidet werden.** Stolz und Habsucht, die Sünden des früheren Kapitalismus, haben eitler Selbstgefälligkeit Platz gemacht. Die meisten Amerikaner würden Erfolg noch immer mit Reichtum, Ruhm und Macht umschreiben; ihr Verhalten aber zeigt, daß ihnen daran eigentlich nicht viel gelegen ist. Was ein Mensch tut, zählt weniger als die Tatsache, daß er es »geschafft« hat. Während Ruhm vom Vollbringen bemerkenswerter Taten abhängt, derer Biographen und Historiker gedenken, findet Berühmtheit – der Lohn derer, die ein lebhaftes oder gefälliges Äußeres ausstrahlen oder sonstwie Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben – den entsprechenden Beifall in Nachrichtenmedien, Klatschkolumnen, *talk shows* und in Zeitschriften, die sich den sogenannten »Persönlichkeiten« widmen. Sie ist dementsprechend vergänglich – wie die Nachrichten und Neuigkeiten auch, die uninteressant werden, wenn sie nicht mehr neu sind. Weltlicher Erfolg ist stets von einem gewissen Unbehagen, von dem Bewußtsein begleitet gewesen, daß »man ihn nicht hinübernehmen kann«; in unseren Tagen aber, da Erfolg in so weitgehendem Maße zu einer Folge von Jugend, Reklameglanz und Neuheit geworden ist, sind Ruhm und Ehre flüchtiger denn je, und wer die Aufmerksamkeit des Publikums gewonnen hat, sorgt sich unaufhörlich, sie wieder zu verlieren.

In unserer Gesellschaft muß Erfolg durch *publicity* bestätigt werden. Der Industriemagnat, der in persönlicher Zurückgezogenheit lebt, oder der Reichsgründer, der hinter den Kulissen die Geschicke von Nationen lenkt, sind aussterbende Typen. Sogar Beamte, die nicht vom Wählerwillen abhängen, aber offenbar mit Problemen der hohen Politik befaßt sind, müssen sich ständig im Blickfeld der Öffentlichkeit halten; die ganze Politik wird zu einer Art Schauspiel. Es ist wohlbekannt, daß die Werbeagenturen der Madison Avenue Politiker wie Nahrungsmittel oder Deodorants verpacken und vermarkten, aber die Kunst der Öffentlichkeitsarbeit – der Public Relations – dringt noch tiefer ins politische Leben ein und verändert die politische Arbeit selbst. Der Fürst der Moderne kümmert sich nicht sehr darum, daß »es da etwas zu tun gibt«, wie der amerikanische Kapitalismus einer früheren und unternehmungslustigeren Entwicklungsphase es gesehen hätte; was ihn interessiert, sind – in der Sprache der *Pentagon Papers* – die »relevant audiences«, die maßgeblichen Bevölkerungskreise und Publikumsschichten, die umbuhlt, gewonnen, verführt werden müssen. Er verwechselt die erfolgreiche Durchführung einer Aufgabe mit dem Eindruck, den er dabei auf andere macht oder zu machen hofft. Auf solche Weise sind amerikanische Politiker in den Vietnam-Krieg gestolpert, weil sie nicht unterscheiden konnten zwischen den militärisch-strategischen Interessen des Landes und »unserem Ansehen als Garantiemacht«, ⁷⁹ wie das einer von ihnen nannte. Ihnen ging es mehr um Schein und Zeichen der Macht als um Macht selbst, und so redeten sie sich ein, daß die amerikanische »Glaubwürdigkeit« litte, wenn die Vereinigten Staaten nicht in Vietnam intervenierten. Um ihre zwanghafte Fixierung auf Äußerlichkeiten zu beschönigen, übernahmen sie Begriffe der Spieltheorie und gaben vor, daß die amerikanische Politik in Vietnam sich an »die relevanten ›Zuschauer‹ amerikanischen Handelns« wenden müsse – die Kommunisten, die Südvietnamesen,

»unsere Verbündeten (die uns als ›Garantiemacht‹ vertrauen können müssen)«, und das amerikanische Publikum.

Wenn die politische Arbeit, das Machtstreben und der Erwerb von Reichtum um nichts mehr geht als darum, Bewunderung oder Neid zu erregen, schwindet der Wirklichkeits-sinn, der auch unter günstigsten Umständen immer ungewiß ist. Eindrücke und Schein schieben sich über objektive Leistungen. Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sorgen sich um ihre Fähigkeit, einer Krise zu begegnen, ein *image* von Entschlossenheit an den Tag zu legen, eine überzeugende Demonstration der Regierungsgewalt zu geben. Ihre Kritiker handeln auf dem gleichen Niveau: Als Zweifel über die Führeigenschaften der Regierung Johnsons laut zu werden begannen, bezogen sie sich auf die »mangelnde Glaubwürdigkeit«. Public Relations, Öffentlichkeitsarbeit und Propaganda haben das *image* und das Scheinereignis hochgespielt. Die Menschen, hat **Daniel Boorstin** geschrieben, »sprechen fortgesetzt nicht von den Dingen selbst, sondern dem Eindruck, den sie machen«.⁸⁰

In Wirtschaftsunternehmen wie im Staat läßt sich der Kampf ums persönliche Überleben nicht mehr mit Begriffen von Leistung und aufrichtiger Hingabe an eine unmittelbare Aufgabe, von Funktionieren, Effektivität und Produktivität erfassen. »Harte Arbeit«, so Eugene **Emerson Jennings**, »... bildet einen notwendigen, aber keinen hinreichenden Grund für den beruflichen Aufstieg. Sie ist kein Weg, der zum Gipfel führt.«⁸¹ Ein Zeitungsmann, der im Journalismus wie auch im *Southern Regional Council* gearbeitet hat, berichtet, daß es, »wie ich bald merkte, in keinem der beiden Bereiche für die verantwortlichen Leute darauf ankam, wie gut oder schlecht ich meine Arbeit machte ... Wichtig waren nicht Aufgaben und Ziele, sondern daß die Firma erhalten blieb«.⁸² Aber nicht einmal das Gedeihen der Organisation erregt mehr das begeisterte Interesse, das es in den fünfziger Jahren noch wachzurufen pflegte. Der »sich selbst aufopfernde, betriebstreue Firmenangestellte«, schreibt Jennings, ist »ganz offensichtlich zum Anachronismus geworden«.⁸³ Der karrierebewußte leitende Angestellte »sieht sich selbst nicht als treuen Betriebsangehörigen«. Seine »antibetriebliche Einstellung« hat sich in der Tat als sein »Hauptcharakteristikum« erwiesen. Er kommt in seiner Karriere nicht etwa deshalb voran, weil er dem Unternehmen dient, sondern weil er seine Kollegen überzeugt, daß er alle Attribute eines »Siegers und Gewinners« besitzt.

So wie sich die Ausrichtung einer Managerkarriere verschiebt »weg von einer Aufgabenorientierung und Meisterung von Aufgaben zur Beherrschung der Züge von Mitspielern« hängt der Erfolg, um mit **Thomas Szasz** zu reden, von »der Information über die Persönlichkeit der anderen Spieler« ab.⁸⁴ Je besser der leitende Angestellte oder Bürokrat die persönlichen Eigenarten seiner Untergebenen kennt, um so besser kann er ihre Fehler ausnützen, um sie zu beherrschen und seine eigene Überlegenheit sicherzustellen. Wenn er weiß, daß seine Untergebenen ihn belügen, so gewinnt er daraus die wichtige Information, daß sie ihn fürchten und ihm zu gefallen suchen. »Dadurch, daß er gleichsam das Schmiergeld von Schmeichelei, Umwerbung oder reiner Unterwürfigkeit akzeptiert, die aus der Tatsache des Belogenwerdens sprechen, gibt der Empfänger der Lügen in der Tat zu erkennen, daß er bereit ist, diese Münze gegen die Wahrheit zu handeln.« Andererseits versichert die Duldung der Lüge den Lügner, daß er nicht bestraft wird, während sie ihn gleichzeitig an seine Abhängigkeit und Unterordnung erinnert. »Auf diese Weise gewinnen beide Partner ... ein gewisses Maß an Sicherheit.« In **Joseph Hellers** WAS GESCHAH MIT SLOCUM? läßt der Chef dem Hauptcharakter des Romans gegenüber keinen Zweifel daran, daß er von seinen Mitarbeitern nicht »gute Arbeit« erwartet, sondern »Magenkrämpfe und nervöse Erschöpfung«:

Himmelherrgott, ich verlange, daß es meinen Untergebenen schlechter geht als mir und nicht besser. Dafür lasse ich Sie so gut bezahlen. Ich will, daß Sie zittern. Ganz unverhohlen zittern. Ich will Angst in Ihrer Stimme hören, wenn Sie stottern, stammeln, kein

Wort herausbringen ... Trauen Sie mir ja nicht. Ich gebe nichts auf Schmeichelei, Loyalität, freundschaftlichen Umgang. Ich halte auch nichts von Ehrerbietung, Respekt, Zusammenarbeit. Ich vertraue einzig auf Angst.⁸⁵

Laut **Jennings** ist die »Loyalitätsethik« in der amerikanischen Wirtschaft unter anderem auch deshalb zurückgegangen, weil »Loyalität nur allzu leicht gerade von denen simuliert oder vorgetäuscht werden kann, die am meisten nach einem Sieg gieren«.⁸⁶

Die Behauptung, daß bürokratische Organisationen mehr Energie auf die Erhaltung hierarchischer Beziehungen als auf industrielle Effektivität verwenden, wird durch eine Beobachtung noch erhärtet: **daß nämlich die moderne kapitalistische Produktionsweise keineswegs entstand, weil sie notwendigerweise effizienter war als andere Organisationsformen der Arbeit, sondern weil sie den kapitalistischen Unternehmern größere Profite und mehr Macht bescherte.** Der Vorteil des Fabriksystems beruhte **Stephen Marglin** zufolge nicht auf seiner technologischen Überlegenheit über die handwerkliche Fertigungsweise, sondern darauf, daß sie dem Arbeitgeber eine effektivere Kontrolle der Arbeiterschaft ermöglichte. Laut **Andrew Ure**, dem theoretischen Verfechter der handwerklichen Produktionsweise, versetzte die Einführung des Fabriksystems den Kapitalisten in die Lage, »das widerspenstige Temperament der arbeitenden Leute zu unterjochen«.⁸⁷ Da die hierarchische Organisation der Arbeit auch auf die Managertätigkeit selbst übergreift, nimmt das Büro die charakteristischen Merkmale der Fabrik an, und die Durchsetzung klar abgesteckter Grenzlinien von Macht- und Unterordnungsbereichen innerhalb des Managements wird ebenso wichtig wie die Unterordnung der Arbeiter unter das Management als Ganzes. In der »Ära der Unternehmensmobilität« fluktuieren die Grenzlinien von Über- und Unterordnung jedoch ständig, und der erfolgreiche Bürokrat überlebt nicht unter Berufung auf die Autorität seines Amtes und seiner Stellung, sondern indem er ein Aufstiegsverhalten entwickelt, den Umgang mit nach oben hin beweglichen Vorgesetzten pflegt und denen, die er auf seinem Höhenflug hinter sich läßt, »homöopathische Dosen von Demütigung«⁸⁸ verabreicht.

3.4 Die Kunst des sozialen Überlebens

Die Transformation des Erfolgsmythos – der Erfolgsdefinition und der ihn angeblich fördernden Eigenschaften – vollzieht sich in einer langfristigen Entwicklung, die sich keineswegs aus speziellen historischen Ereignissen ergibt. Sie resultiert vielmehr aus allgemeinen Veränderungen der Gesellschaftsstruktur: der Akzentverschiebung von kapitalistischer Produktion zur Konsumtion; dem Wachstum großer Organisationen und Bürokratien; den zunehmend bedrohlichen und kriegsähnlichen Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens. Es sind über fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit **David Riesman** darauf hinwies, daß der Übergang von der »unsichtbaren Hand« zur »glücklichen Hand« einen fundamentalen Wandel in der Persönlichkeitsbildung ausmachte, nämlich den Übergang vom im 19. Jahrhundert vorherrschenden innengeleiteten Typus zum außengeleiteten von heute. Andere Wissenschaftler jener Tage, als das Interesse an Untersuchungen von Persönlichkeit und Kultur größer war als das gegenwärtige, boten ähnliche Beschreibungen für den Wandel der Charakterstruktur in der fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaft. **William H. Whytes** »Organisationsspezialist«, **Erich Fromms** »marktorientierte Persönlichkeit«, **Karen Horney's** »neurotische Persönlichkeit unserer Zeit« und die Untersuchungen zum amerikanischen Nationalcharakter von **Margaret Mead** und **Geoffrey Gorer** erfaßten sämtlich wesentliche Aspekte des neuen Menschentypus: sein Bestreben, mit anderen gut auszukommen; sein Bedürfnis, auch sein Privatleben entsprechend den Erfordernissen großer Organisationen einzurichten; sein Versuch, sich zu verkaufen, als ob seine eigene Persönlichkeit ein Gebrauchsgut mit übertragbarem Marktwert wäre; sein neurotisches Bedürfnis nach Zuwendung, Sicherheit und oraler Befriedigung; und die Korrumpierbarkeit seiner Wertvorstellungen. In einer Hinsicht aber führten diese Studien über die amerikanische Persönlichkeit und Kultur zu einer irreführenden Auffassung von den Veränderungen, die unterhalb dessen vor sich gingen, was **Riesman** die »glatte Oberfläche der amerikanischen Geselligkeit« nannte. Die Kritiker der vierziger und fünfziger Jahre hielten diese Oberfläche irrtümlich für die tieferliegende Realität.⁸⁹

Erich Fromm zufolge hatten die Amerikaner die Fähigkeit spontanen Gefühlslebens eingebüßt, sogar des Erlebens von Angst. Eines der »wichtigsten Ziele des Erziehungsprozesses« war es, jede Feindseligkeit, jeden Widerspruch auszuräumen und eine »kommerzialiserte Freundlichkeit« zu pflegen.

Wenn man nicht ständig lächelt, wird einem nachgesagt, es fehle einem eine »einnehmende Persönlichkeit« – und man braucht eine einnehmende Persönlichkeit, wenn man seine Dienste verkaufen will, gleich ob als Kellnerin, Geschäftsmann oder Arzt.⁹⁰

Wie zahlreiche Sozialwissenschaftler hatte Fromm eine übertriebene Vorstellung, wie weit aggressive Impulse sozialisiert werden können; er faßte den Menschen ausschließlich als Produkt von Sozialisierung auf und nicht etwa als ein Triebwesen, dessen teilweise unterdrückte oder sublimierte Triebe immer in ihrer ursprünglichen Wildheit hervorzubrechen drohen. Die amerikanische Übung in Freundlichkeit verschleierte einen mörderischen Wettstreit um Güter und Positionen; sie merzt ihn nicht aus; dieser Wettstreit ist in unserem Zeitalter schwindender Erwartungen sogar noch wilder geworden.

In den fünfziger Jahren galten Überfluß, Freizeit und »Lebensqualität« als Hauptprobleme. Der Wohlfahrtsstaat hatte Armut, grobe ökonomische Ungerechtigkeiten und die Konflikte, die sie früher auslösten, angeblich beseitigt. Abgesehen vom Niedergang des Individualismus und einem heraufdräuenden Konformismus, gaben die offenkundigen Errungenschaften des amerikanischen Kapitalismus den Gesellschaftskritikern wenig Anlaß zur Beunruhigung. Der Handlungsreisende Willy Loman, der sich vom Leben nichts weiter wünscht als »wohlgelitten« zu sein, symbolisierte die Probleme, mit denen sich die Nachkriegszeit auseinandersetzen hatte. In den siebziger Jahren – einer un-

gemein rauhen Zeit – hat es nun den Anschein, daß die Prostituierte und nicht mehr der Geschäftsmann die Eigenschaften am sinnfälligsten verkörpert, die für den Erfolg in der amerikanischen Gesellschaft unerlässlich sind. Auch sie verkauft sich für ihren Lebensunterhalt, aber ihre verführerische Art bringt schwerlich den Wunsch zum Ausdruck, wohlgelitten zu sein. Sie sehnt sich nach Bewunderung, verachtet aber alle, die sie ihr entgegenbringen, und hat damit wenig von ihren gesellschaftlichen Erfolgen. Sie versucht, andere zu bewegen, während sie ungerührt bleibt. Der Umstand, daß sie inmitten eines Geflechts zwischenmenschlicher Beziehungen lebt, läßt sie weder zum Konformisten noch zum »außengeleiteten« Menschen werden. Sie bleibt ein Einzelgänger; von anderen ist sie abhängig nur wie der Habicht von den Küken abhängig ist. Sie beutet die Haltung des Vergnügens aus, die das Leistungsprinzip ersetzt hat; aber von allen Berufen erinnert ihr Gewerbe am stärksten daran, daß der zeitgenössische Hedonismus, den sie am eindeutigsten verkörpert, nicht aus der Suche nach Vergnügen und Lust, sondern aus dem Krieg aller gegen alle herrührt, in dem selbst die intimsten Begegnungen zu einer Form wechselseitiger Ausbeutung werden.

Es ist nun so, daß Vergnügen, nachdem es als Selbstzweck definiert ist, die Eigenschaften von Arbeit annimmt, wie das **Martha Wolfenstein** in ihrem Essay über die *fun morality* (Vergnügungsmoral)⁹¹ beobachtet hat – daß das Spiel heute »anhand von Leistungsmaßstäben bewertet wird, die früher nur auf die Arbeit anwendbar waren«. Die Messung sexueller »Leistung«, das Beharren darauf, daß sexuelle Befriedigung von einer spezifischen »Technik« abhängig ist, und der weitverbreitete Glaube, daß diese Technik nur nach einer Koordination von Anstrengung, Erfahrung und Studium »erreicht« werden kann, weisen darauf hin, daß das Spiel mit der Leistungsterminologie durchsetzt ist. **Wer aber die Verwandlung von Spiel in Leistung beklagt, bleibt auf der Oberfläche des Spiels. Unter dem Bemühen um Leistung verbirgt sich nämlich die Entschlossenheit, die Gefühle anderer zum eigenen Vorteil zu manipulieren.** Die Suche nach Wettbewerbsvorteilen durch emotionale Manipulation formt zunehmend nicht nur persönliche, sondern auch Arbeitsbeziehungen, und deshalb kann das gesellige Leben jetzt als Fortsetzung der Arbeit mit anderen Mitteln fungieren. Das Privatleben ist kein Refugium mehr vor den im Arbeitsleben erlittenen Unbilden, sondern genauso anarchisch, kriegsähnlich und voller Streß wie der Markt selbst. Die Cocktailparty reduziert Geselligkeit auf gesellschaftlichen Kampfeinsatz. Die Experten schreiben Handbücher über die Taktiken des gesellschaftlichen Überlebens, die dem statussuchenden Partygast anraten, eine beherrschende Stellung im Raum einzunehmen, sich mit einer loyalen Gruppe von Gefolgsleuten zu umgeben und nur ja nicht dem Schlachtfeld den Rücken zu kehren.

Die jüngste Beliebtheit von »Selbstbehauptungstherapien«⁹² – Gegenprogramme mit dem Ziel, den Patienten mit Abwehrmechanismen gegen Manipulation auszustatten – tragen der wachsenden Einsicht Rechnung, daß in zwischenmenschlichen Beziehungen Beweglichkeit das beherrscht, was oberflächlich wie Leistung aussieht. Solche Übungen der Selbstbehauptung versuchen den Patienten von »Gefühlen der Angst, Unwissenheit und Schuld zu entlasten, wie sie ... sehr effektiv von anderen Menschen benutzt werden, um uns so weit zu bekommen, daß wir tun, was sie wollen«. Andere Formen von Spieltherapie versuchen die Patienten auf die »Spiele, die Leute spielen« aufmerksam zu machen und so eine »spielfreie Intimität« zu fördern. Die Bedeutung solcher Programme liegt jedoch nicht so sehr in ihren Zielen als in der Angst, derethalben Leute sich ihnen zuwenden, und in der Realitätssicht, die ihnen zugrundeliegt – der Einsicht nämlich, daß Erfolg von psychologischer Manipulation abhängt und daß das ganze Leben, selbst der vorgeblich leistungsbezogene Bereich der Arbeit, sich auf den Kampf um Vorteile im Umgang mit anderen Menschen, auf das tödliche Spiel der Einschüchterung von Freunden und der Verführung anderer konzentriert.

3.5 Die Apotheose des Individualismus

Die Angstvorstellung, die Gesellschaftskritiker und -theoretiker der fünfziger Jahre peinigete – daß nämlich der robuste Individualismus dem Konformismus und einer »flachen Geselligkeit« habe weichen müssen –, scheint im Rückblick verfrüht gewesen zu sein. Im Jahre 1960 beklagte **David Riesman**, daß die jungen Leute keine große gesellschaftliche »Präsenz« mehr besäßen, nachdem Erziehung und Ausbildung sie nicht mit einer »geschliffenen, sondern [mit] einer schwachen, durchschnittlichen und anpassungsbereiten Persönlichkeit ausgestattet« hätten, wie sie für die »flinke Artikulation und den leichten Berufswechsel in den expandierenden Organisationen einer Wohlstandsgesellschaft geeignet« sei. Es ist gewiß richtig, daß ein »gegenwartsorientierter Hedonismus«, wie Riesman in seiner Argumentation fortfährt, die Arbeitsethik »in eben den Schichten ersetzt hat, die in früheren Phasen der Industrialisierung eher auf die Zukunft, auf Fernziele und Befriedigungsaufschub ausgerichtet waren.«⁹³ Dieser Hedonismus ist jedoch ein Schwindel; die Vergnügungssucht verschleiert nur einen Wettstreit um Macht. Die Amerikaner sind nicht wirklich geselliger und kooperativer geworden, wie die Verfechter der Fremdbestimmung und der Konformität uns glauben machen wollen; sie sind lediglich geschickter in bezug auf die Ausbeutung zwischenmenschlicher Beziehungen zum eigenen Vorteil geworden. Handlungen, die scheinbar nur zum Vergnügen unternommen werden, haben oft das reale Ziel, andere hereinzulegen. Es ist symptomatisch für den grundlegenden Tenor der amerikanischen Lebenswirklichkeit, daß vulgäre Ausdrücke für den Geschlechtsverkehr ebenfalls die Bedeutung vermitteln: jemanden besiegen, überfahren, hereinlegen und durch Hinterlist, Irreführung oder größere Stärke gefügig machen. Verben, die sexuelle Lust bezeichnen, haben inzwischen mehr als die üblichen Obertöne von Gewalt und psychischer Ausbeutung angenommen. In der gewalttätigen Welt der Gettos, deren Sprache inzwischen auf die amerikanische Gesellschaft als Ganzes übergegriffen hat, richtet sich die mit dem Geschlechtsverkehr assoziierte Gewalt besonders intensiv von Männern gegen Frauen, insbesondere gegen die eigenen Mütter. Die Sprache ritualisierter Aggression und Beschimpfung erinnert den, der sie verwendet, daran, daß Ausbeutung die allgemeine Regel und Abhängigkeit in der einen oder anderen Form das Schicksal aller sind; daß »das Individuum«, laut **Lee Rainwater**, »nicht stark oder erwachsen genug ist, sein Ziel auf legitime Weise zu erreichen, daß es vielmehr wie ein Kind ist: von anderen abhängig, die seine kindischen Listen dulden«;⁹⁴ dementsprechend stehen Jungen und sogar erwachsene Männer für ihren Lebensunterhalt häufig in Abhängigkeit von Frauen. Viele von ihnen müssen sich für ihr Auskommen geradezu prostituieren, indem sie sich bei einer Frau einschmeicheln, um von ihr Geld zu erpressen; sexuelle Beziehungen werden auf diese Weise manipulativ und räuberisch. Befriedigung hängt davon ab, daß man sich nimmt, was man will, anstatt auf das zu warten, was einem rechtmäßig zusteht. All dies findet Eingang in die Alltagssprache, die Sex mit Aggression und sexuelle Aggression mit höchst ambivalenten Gefühlen anderen gegenüber verknüpft.

In den späten sechziger Jahren übernahmen weiße Linksradikale mit großer Begeisterung den Slogan »Up against the wall, Motherfucker!« (An die Wand, Mutterschänder.) Aber der Ausdruck hat seither lange seinen revolutionären Beigeschmack eingebüßt, wie andere schwarze idiomatische Formeln auch, die in Kreisen der weißen Linken und Sprechern der Gegenkultur popularisiert wurden, und ist in oberflächlich gereinigter Form so annehmbar geworden, daß der Begriff »Mutter« sogar unter blutjungen Pop-Teens, zum Synonym für lässige Vertraulichkeit und Geringschätzung geworden ist. Ähnlich wie die *Rolling Stones* und andere Exponenten des *hard* oder *acid rock*, die sich der Obszönität des Gettos bedienen, um eine Pose militanter Entfremdung zu vermitteln, ihre Vorrangstellung Gruppen geräumt haben, die mit sanfterer Stimme, aber immer noch im Akzent der Gettos von einer Welt singen, in der man nur bekommt, was man sich zu nehmen bereit ist. Der Anspruch revolutionärer Solidarität hat sich ver-

flüchtig, seitdem aus dem Liebesfest der »Woodstock Nation« das mörderische Chaos von Altamont wurde, und der ihm zugrundeliegende Zynismus tritt deutlicher an die Oberfläche denn je zuvor. Jeder ist sich selbst die eigene Mutter!

In gewisser Hinsicht ist die bürgerliche Gesellschaft zum blassen Abklatsch des schwarzen Gettos geworden, wie ihre Aneignung seiner Sprache uns glauben machen könnte. Wir brauchen das Elend der Gettos oder Leid, das Weiße Schwarzen zugefügt haben, nicht zu verkleinern, um zu sehen, daß die zunehmend gefährlichen und unvorhersehbaren Lebensbedingungen der mittleren Schichten ähnliche Überlebensstrategien haben aufkommen lassen. Die Anziehungskraft, die die schwarze Kultur auf unzufriedene Weiße ausübt, läßt in der Tat vermuten, daß diese schwarze Kultur jetzt auf einen allgemeinen Zustand anspricht, dessen Hauptcharakteristikum ein weitverbreiteter Verlust des Vertrauens in die Zukunft ist. Die Armen hatten immer für die nackte Gegenwart zu leben; jetzt aber überwältigt die verzweifelte Sorge um das persönliche Überleben, die sich manchmal als Hedonismus ausgibt, auch die mittleren Schichten. Heute lebt nahezu jeder in einer gefährlichen Welt, aus der es kaum ein Entrinnen gibt. Internationaler Terrorismus und Erpressung, Bombenwurf und Straßenraub treffen willkürlich Arme und Reiche. Verbrechen, Gewalt und Bandenkriege machen die Städte unsicher und drohen sich auch auf die vorstädtischen Randzonen auszubreiten. Die radikale Gewalt auf den Straßen und in den Schulen erzeugt eine Atmosphäre chronischer Spannung und kann jeden Augenblick in Rassenkonflikte größten Ausmaßes münden. Die Arbeitslosigkeit betrifft Arme wie Angestellte, während die Inflation bereits die Ersparnisse derer aufzehrt, die sich zu einem angenehmen Lebensabend zurückziehen zu können glaubten. Ein Großteil der Bevölkerung, der unter die euphemistischen Begriffe von Bürgertum und mittleren Schichten fällt, weil er sich für die Arbeit gut anzieht, ist auf proletarische Lebensbedingungen zurückgeworfen worden. Viele Bürobeschäftigungen verlangen nicht mehr an Fähigkeiten und werden sogar geringer bezahlt als Arbeiterberufe und geben überdies wenig Sicherheit oder Ansehen. Die unaufhörliche Darstellung von Zerstörung und Tod in den Massenmedien trägt zusätzlich zur vorherrschenden Atmosphäre von Unsicherheit bei. Ausgedehnte Hungersnöte, Erdbeben in entlegenen Regionen, ferne Kriege und Aufstände erregen die gleiche Aufmerksamkeit wie Ereignisse nahebei. Der Eindruck von der Willkürlichkeit in der Katastrophenberichterstattung verstärkt die Beliebigkeit von Erfahrung überhaupt, und die mangelnde Kontinuität in den Nachrichten trägt, da die Krise von heute morgen unvermittelt von einer neuen Krise abgelöst wird, die damit in keinem Zusammenhang steht, zum Gefühl der historischen Diskontinuität bei – dem Gefühl des Lebens in einer Welt, in der die Vergangenheit keine Orientierungshilfe für die Gegenwart bietet und die Zukunft gänzlich unvorhersehbar geworden ist.

Ältere Vorstellungen von Erfolg setzten eine Welt in rascher Entwicklung voraus, in der Vermögen eilig zusammengerafft und wieder verloren wurde und jeder Tag neue Chancen eröffnete. Und doch gingen sie auch von einer gewissen Stabilität aus, einer Zukunft nämlich, die eine erkennbare Ähnlichkeit mit Vergangenheit und Gegenwart hatte. Die zunehmende Bürokratisierung und die Konsummentalität, die eine unmittelbare Befriedigung von Wünschen erwartet, vor allem aber der Verfall des Bewußtseins, in einer historischen Kontinuität zu stehen, haben die protestantische Arbeitsethik verändert, gleichzeitig aber die grundlegenden Prinzipien der kapitalistischen Gesellschaft konsequent weiterentwickelt. Die Befolgung von Eigeninteressen, die früher mit einem vernünftigen Gewinnstreben und der Anhäufung von Reichtum gleichgesetzt wurde, ist zur Vergnügungssucht und Taktik psychischen Überlebens geworden. Die gesellschaftlichen Bedingungen von heute kommen allmählich jener Vision einer republikanischen Gesellschaft näher, wie sie zu Beginn der republikanischen Epoche vom **Marquis de Sade** entworfen wurde. De Sade war in mancher Hinsicht der weitblickendste und ganz gewiß der beunruhigendste Prophet eines revolutionären Individualismus und vertei-

digte das uneingeschränkte Sichausleben als logische Konsequenz der Revolution der Besitzverhältnisse – als das einzige Mittel, um die revolutionäre Brüderlichkeit in ihrer reinsten Form zu erreichen. Indem de Sade in seinen Schriften auf die primitivste Ebene der Phantasie zurückfiel, erfaßte er auf unheimliche Weise die ganze spätere Entwicklung des privaten Lebens im Kapitalismus, die nicht mit einer revolutionären Brüderlichkeit, sondern mit einer Gesellschaft von Gleichartigen endete, die ihre revolutionären Ursprünge hinter sich gelassen hat.⁹⁵

Sade malte sich eine sexuelle Utopie aus, in der jeder Recht auf jeden hat und in der die auf ihre Sexualität reduzierten Menschen völlig anonym und austauschbar werden. Seine Vorstellung von der idealen Gesellschaft bestätigt damit das kapitalistische Prinzip, daß menschliche Wesen letztlich auf austauschbare Objekte zurückgestuft werden können. Außerdem verarbeitete sie Hobbes Entdeckung, die sie zu einer überraschenden neuen Schlußfolgerung weiterführte, daß nämlich die Zerstörung des Paternalismus und die Unterordnung aller gesellschaftlichen Beziehungen unter den Markt die verbleibenden Hemmungen beseitigt und den Krieg aller gegen alle in seiner ganzen Brutalität hervortreten läßt. In einem daraus hervorgehenden Zustand organisierter Anarchie wird Vergnügen, wie de Sade als erster erkannte, zur einzigen Lebensbeschäftigung – es handelt sich dabei allerdings um ein Vergnügen, das sich von Raub, Mord und ungezügelter Aggression nicht mehr trennen läßt. In einer Gesellschaft, die Vernunft auf bloße Berechnung reduziert hat, kann die Vernunft der Vergnügungssucht keine Grenzen mehr setzen. Was allein zählt, ist die unmittelbare Befriedigung eines jeden Wunsches, wie pervers, wahnhaft, kriminell oder einfach unmoralisch er sein mag. Denn die Maßstäbe, die Grausamkeit oder Verbrechen verurteilen, entstammen der Religion, dem Mitleid oder einer Art von Vernunft, die sich nicht bloß als Mittel zum Zweck sieht; und keine dieser überholten Denk- und Empfindungsweisen hat irgendeinen Stellenwert in einer Gesellschaft, die auf Gebrauchsgüterproduktion basiert. In seiner Misogynie [Frauenfeindlichkeit] bemerkte de Sade, daß die bürgerliche Aufklärung in ihrer logischen Konsequenz sogar die Ablehnung jener sentimentalien Einstellung gegenüber Frau und Familie bedeutete, die eben das Bürgertum ins Extreme gesteigert hatte.

Zugleich sah er, daß die Verurteilung der »Frauenverehrung« Hand in Hand zu gehen hatte mit der Verteidigung der sexuellen Rechte der Frau – ihres Rechts, über den eigenen Körper verfügen zu können, wie Feministinnen das heute ausdrücken würden. Wenn die Wahrnehmung dieses Rechts in de Sades Utopie am Ende der Pflicht gleichkommt, sich von einem anderen als Instrument der Lust gebrauchen zu lassen, so lag das nicht etwa an einem Haß de Sades auf die Frauen, sondern an seinem Haß auf die Menschheit. Er nahm deutlicher wahr als die Feministinnen, daß im Kapitalismus alle Freiheiten letztlich auf dasselbe hinauslaufen, nämlich auf die universale Verpflichtung, zu genießen und genossen zu werden. Im gleichen Atemzug, als de Sade für die Frauen das Recht forderte, »alle ihre Wünsche« und »alle Teile ihres Körpers vollständig zu befriedigen«, stellte er ohne sich selbst zu widersprechen kategorisch fest, daß »alle Frauen unserer Lust unterworfen sein müssen«. Der reine Individualismus mündete so in die radikalste Ablehnung aller Individualität. »Alle Männer und Frauen ähneln einander« – laut de Sade; und denen seiner Landsleute, die Republikaner werden wollten, gab er die ominöse Mahnung mit auf den Weg: »Bildet euch nicht ein, gute Republikaner zu erziehen, solange ihr die Kinder, die nur dem Gemeinwesen gehören sollen, in ihrer Familie isoliert.« Die bürgerliche Verteidigung der Privatsphäre kulminiert – nicht einfach im Denken de Sades, wohl aber in dem historischen Verlauf, der im Exzeß, in der Wahnhaftigkeit und im Infantilismus seiner Vorstellungswelt so genau vorweggenommen wird – im schonungslosesten Angriff auf diese Privatsphäre und die Verherrlichung des Individuums in seiner Vernichtung.

4 Die Banalität des Pseudo-Selbstbewußtseins: Politisches Theater und Alltagsleben

Der Tod des Gewissens ist nicht der Tod des Selbstbewußtseins.⁹⁶

Harry Crosby

4.1 Die Gebrauchsgüterwerbung

Im industriellen Frühkapitalismus sahen die Arbeitgeber im Arbeiter wenig mehr als ein Lasttier – »einen Menschen von der Art des Ochsen«, so der Effektivitätsexperte **Frederick W. Taylor**. Die Kapitalisten betrachteten den Arbeiter ausschließlich als Produzenten; was er in der Freizeit machte, jenem Minimum von freier Zeit, das ihm nach zwölf oder vierzehn Stunden Fabrikarbeit blieb, interessierte nicht. Die Arbeitgeber versuchten das Leben ihrer Werk tätigen am Arbeitsplatz zu überwachen; wenn sie nach Arbeitsschluß die Fabrikhallen hinter sich ließen, war die Überwachung zu Ende. Noch als Henry Ford im Jahre 1914 in den Ford-Werken eine soziologische Abteilung gründete, faßte er die Überwachung des Privatlebens seiner Arbeiter lediglich als Mittel auf, die Männer zu nüchtern-enthaltssamen, sparsamen und fleißigen Herstellern zu machen. Fords Soziologen waren bestrebt, der Arbeiterschaft eine altmodische protestantische Moral aufzuerlegen; sie wetterten gegen Tabak, Alkohol und sexuelle Ausschweifungen.⁹⁷

Damals begriffen nur wenige Arbeitgeber, daß der Arbeiter für den Kapitalisten als Konsument von Nutzen sein konnte; daß man ihm einen Sinn für höhere Dinge beibringen mußte und daß ein auf Massenproduktion basierendes Wirtschaftssystem einer kapitalistischen Organisationsform der Produktion ebenso bedurfte wie einer Organisation der Konsumtion und der Freizeit. »Die Massenproduktion«, sagte im Jahre 1919 der Bostoner Warenhausmagnat **Edward A. Filene**, »verlangt die Erziehung der Massen; die Massen müssen lernen, sich in einer Welt der Massenproduktion wie menschliche Wesen zu benehmen ... Sie müssen nicht bloß lesen und schreiben können, sondern auch Zugang zur Kultur finden.« Mit anderen Worten: Der moderne Fabrikant hat die Massen zur Konsumkultur zu »erziehen«. Die massenhafte Produktion von Gebrauchsgütern in immer größerem Überfluß verlangt einen Massenmarkt, der sie absorbiert.

Als die amerikanische Wirtschaft den Punkt erreicht hatte, daß ihre Technologie die materiellen Grundbedürfnisse befriedigen konnte, verlegte sie sich auf die Erzeugung neuer Konsumwünsche – sie überredete Menschen, Dinge zu kaufen, für die sie kein Bedürfnis empfunden hatten, bis ihnen dieses »Bedürfnis« durch die Massenmedien geradezu mit Gewalt nahegebracht wurde. Die Werbung ist, wie **Calvin Coolidge** erläuterte, »eine Methode, mittels derer das Verlangen nach besseren Dingen erzeugt wird.«⁹⁸ Der Versuch, die Massen zu »zivilisieren«, hat nunmehr eine Gesellschaft entstehen lassen, die vom äußeren Schein beherrscht wird – die Gesellschaft des Schauspiels. **In der Phase primitiver Besitzanhäufung rangierte im Kapitalismus das Haben vor dem Sein und der Tauschwert vor dem Gebrauchswert von Waren. Jetzt ist ihm sogar der Schein wichtiger als Besitz und er bemißt den Tauschwert einer Ware danach, wieviel Prestige sie bringt, welchen Schein von Prosperität und Wohlergehen sie vermittelt.** »Wenn die Notwendigkeit einer unbegrenzten wirtschaftlichen Entwicklung an die Stelle von wirtschaftlicher Notwendigkeit tritt«, schreibt **Guy Debord**, »wird die Befriedigung von grundlegenden und allgemein anerkannten menschlichen Bedürfnissen ersetzt durch eine ununterbrochene Fabrikation von scheinbaren Bedürfnissen.«⁹⁹ In einfacheren Zeiten machte die Werbung nur auf das Produkt aufmerksam und stellte seine Vorzüge heraus. Jetzt stellt sie ihr eigenes Produkt her: den ewig unzufriedenen, rastlosen besorgten und gelangweilten Konsumenten. Werbung

dient nicht so sehr dazu, für Produkte zu werben, als den Konsum als Lebensstil zu propagieren. Sie »erzieht« die Massen zum unersättlichen Hunger auf Konsumgüter wie auf neue Erfahrungen und persönliche Lebenserfüllung. Die Werbung verkündet Konsum als *die* Lösung für uralte Probleme wie Einsamkeit, Langeweile, Krankheit und mangelnde sexuelle Befriedigung; zugleich schafft sie neue Formen von Unzufriedenheit, die für unsere Zeit charakteristisch sind. Sie treibt ein verführerisches Spiel mit dem Unbehagen an der Industriekultur. Ist Ihr Beruf langweilig und sinnlos? Hinterläßt er bei Ihnen Empfindungen von Sinnlosigkeit und Erschöpfung? Ist Ihr Leben ohne Inhalt? Der Konsum verspricht die schmerzliche Leere zu füllen: daher der Versuch, Gebrauchsgüter mit einer Aura von Romantik zu umgeben, mit Anspielungen auf exotische Gegenden und belebende neue Erfahrungen und mit Bildern weiblicher Brüste, aus denen aller Segen fließen soll.

Die Gebrauchsgüterwerbung hat eine doppelte Funktion. Einmal preist sie Konsum als Alternative zu Protest oder Rebellion an. **Paul Nystrom**, der sich als einer der ersten mit den Problemen moderner Absatzforschung befaßt hat, bemerkt einmal, daß die Industriegesellschaft eine »Sinnlosigkeit«, eine allgemeine Mattigkeit und »Enttäuschung trotz wirklicher Leistungen« aufkommen läßt, die sich dadurch Luft verschaffen, daß sie die »oberflächlichen Aspekte verändern, die dem Einfluß der Mode unterworfen sind«. Anstatt sich um die Verbesserung seiner Arbeitsbedingungen zu bemühen, sucht der erschöpfte Arbeiter neue Kraft, indem er seine unmittelbare Umgebung mit neuen Konsumgütern und Dienstleistungen renoviert.¹⁰⁰

Zum anderen macht die Verherrlichung des Konsums die Entfremdung selbst zur Ware. Sie wendet sich an die geistige Öde des modernen Lebens und legt Konsum als Heilkur nahe. Sie verspricht die alten Leiden zu lindern, die Erbteil des Fleisches sind; persönliche Unsicherheit, Statusangst oder die Besorgnis von Eltern, ob sie die Ansprüche ihres Nachwuchses zufriedenstellen können. Sehen Sie, verglichen mit Ihren Nachbarn, schäbig aus? Haben die Leute nebenan einen besseren Wagen als Sie? Sind Ihre Kinder ebenso gesund? Ebenso beliebt? Kommen sie in der Schule auch so gut voran? **Werbung institutionalisiert den Neid und die ihn begleitenden Ängste.**

Zwar dient die Werbung dem *Status quo*, nichtsdestoweniger aber hat sie mit einem umfassenden Wandel der Werte eine »Revolution der Sitten und Gebräuche« herbeigeführt, die in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts begann und sich bis in die Gegenwart hinein fortgesetzt hat. Die Forderungen einer Wirtschaft, die auf einem Massenkonsum basiert, haben die Arbeitsmoral sogar für die Arbeiterklasse obsolet werden lassen. Einst riefen die Hüter des Gemeinwohls und der öffentlichen Moral den Werktätigen zur Arbeit auf als einer moralischen Verpflichtung; heute mahnen sie ihn zur Arbeit, damit er die Früchte des Konsums mitgenießen kann. Im 19. Jahrhundert beugten sich nur die Eliten den Gesetzen der Mode und ersetzten alte Besitztümer nur deshalb durch neue, weil sie altmodisch waren. Die übrige Gesellschaft war laut der herrschenden Wirtschaftslehre zu einem Leben in Plackerei verurteilt, dem nicht mehr als das eben Notwendigste zugestanden war. Heute verbreitet die Massenproduktion von Luxusartikeln aristokratische Gewohnheiten auch in der breiten Bevölkerung. Die Maschinerie breit angelegter Werbung wendet sich gegen Ideologien, die auf dem Aufschub von Befriedigung beruhen; sie verbünden sich mit der sexuellen »Revolution«; sie ergreifen oder scheinen Partei zu ergreifen für die Frauen gegen die männliche Unterdrückung und für die Jüngeren gegen die Autorität der Älteren. Die Logik der Bedürfniserzeugung erfordert es, daß Frauen in der Öffentlichkeit rauchen und trinken, sich freizügig bewegen und ihr Recht auf Glück betonen, anstatt für andere zu leben. Die Werbeindustrie ermutigt auf diese Weise eine scheinbare Emanzipation der Frau, indem sie sie mit der einschmeichelnden Mahnung »You've come a long way, baby« umgarnt, und die Freiheit zu konsumieren als echte Eigenständigkeit ausgibt. In ähnlicher Weise umschmeichelt und verherrlicht sie die Jugend, in der Hoffnung, die jungen Leute in

den Stand des vollwertigen Konsumenten zu erheben, so daß jeder auf seinem Zimmer Telefon, Fernsehen und Stereoanlage hat. Die »Erziehung« der Massen hat das Gleichgewicht der Kräfte in der Familie verändert, indem sie die Autorität des Mannes gegenüber der Frau und der Eltern gegenüber den Kindern geschwächt hat. Sie befreit Frauen und Kinder jedoch nur deshalb von der väterlichen Autorität, um sie dem neuen Patriarchalismus der Werbeindustrie, der Industriegesellschaft und des Staates zu unterwerfen.

Laut **Paul Nystrom** neigt das Familienleben von sich aus zur Förderung von Gewohnheiten, dem Gegenbegriff zur Mode. »Das häusliche Privatleben wird in sehr viel wirksamerer Weise von der Tradition bestimmt als das öffentliche oder halböffentliche Leben.« Andererseits fördert der »Konflikt der Jugend mit der Konvention« rasche Veränderungen in bezug auf Kleidungs- und Konsumstile. Im allgemeinen, so Nystrom, werden Brauch und Gewohnheit durch Landleben, Analphabetentum, gesellschaftliche Hierarchie und Trägheit bestärkt, während die Mode – die Kultur der Konsumtion – von den fortschrittlichen Kräften getragen wird, die in der modernen Gesellschaft am Werk sind: öffentliche Erziehung, freie Meinungsäußerung, freier Austausch von Ideen und Informationen, die »Philosophie des Fortschritts«.¹⁰¹

4.2 Wahrheit und Glaubwürdigkeit

Die Rolle der Massenmedien bei der Manipulation der öffentlichen Meinung hat große Besorgnis erregt, ist oft aber falsch betrachtet worden. Die meisten kritischen Stimmen meinen, es komme darauf an, die Verbreitung offensichtlicher Unwahrheiten zu verhindern; wogegen es, wie scharfsichtige Kritiker der Massenkultur dargelegt haben, doch evident ist, daß die Kategorien von Wahrheit und Unwahrheit für eine Beurteilung ihres Einflusses irrelevant sind. Wahrheit hat der Glaubwürdigkeit weichen müssen; Fakten sind ersetzt worden durch Behauptungen, die autoritativ klingen, ohne irgendeine gültige Information zu vermitteln. Da machen Behauptungen geltend, daß führende Fachleute ein bestimmtes Produkt bevorzugen, ohne zu sagen, welchen anderen Erzeugnissen es vorgezogen wird; daß ein Produkt die beste Qualität besitze, ohne daß die Konkurrenz genannt wird; daß eine bestimmte Eigenschaft einzig und allein *diesem* Produkt gehört, während sie in Wirklichkeit auch bei anderen Erzeugnissen vorhanden ist. Derartige Aussagen verwischen den Unterschied von Wahrheit und Lüge in einem Nebel von Wahrscheinlichkeit. Derartige Behauptungen sind »wahr« und doch völlig irreführend. Präsident Nixons Pressesprecher Ron Ziegler demonstrierte einmal die politische Anwendung solcher Techniken, als er einräumte, seine früheren Äußerungen zu Watergate seien *inoperative* (unwirksam) geworden. Viele Kommentatoren vermuteten, daß Ziegler auf euphemistische Weise auszudrücken versuchte, daß er gelogen hatte. Er meinte jedoch, daß seine früheren Äußerungen nicht mehr glaubhaft waren. Nicht ihre Unwahrheit, sondern daß sie keine Zustimmung erreichen konnten, machten sie *inoperative*. Ob sie wahr oder falsch waren, stand überhaupt nicht zur Debatte.

4.3 Werbung und Propaganda

Wie **Daniel Boorstein** dargelegt hat, leben wir in einer Welt von Scheinereignissen und Scheininformationen, in der die Atmosphäre mit Äußerungen gesättigt ist, die weder wahr noch falsch sind, sondern bloß glaubhaft. Aber sogar Boorstein sieht nicht das volle Ausmaß, in dem der äußere Anschein – die *images*¹⁰² – die amerikanische Gesellschaft beherrscht. Er weicht den noch beunruhigenderen Implikationen seiner Untersuchung aus, indem er die falsche Unterscheidung zwischen Werbung und Propaganda macht, die ihm erlaubt, eine Sphäre technologischer Rationalität zu konstituieren – eine Sphäre, die die Operationen des Staates und eines Großteils des Routinebetriebs der modernen Industrie einbezieht –, in die die Irrationalität der Imagebildung nicht eindringen kann. Propaganda ordnet er ausschließlich totalitären Regimes zu; sie besteht für ihn aus »absichtlich tendenziöser Information«, die darüber hinaus in erster Linie auf »ihrer emotionalen Wirkung beruht« – während ein Scheinereignis eine »mehrdeutige Wahrheit« darstellt, die »unser aufrichtiges Verlangen nach Information« anspricht. Diese Unterscheidung läßt sich nicht halten. Sie geht von einer plumpen Vorstellung moderner Propaganda aus, einer Kunst, die sich bereits seit langem die fortgeschrittensten Techniken der modernen Werbung zunutze macht. Wie der Werbefachmann vermeidet es der propagandistische Künner, offen die Gefühle anzusprechen. Er bemüht sich vielmehr um einen Ton, der mit der prosaischen Qualität des modernen Lebens vereinbar ist – um eine trockene, glatte Sachlichkeit. Der Propagandist setzt auch keine »absichtlich tendenziöse Information« in Umlauf. Er weiß, daß Teilwahrheiten wirksamere Mittel der Täuschung sein können als Lügen. Also versucht er, die Öffentlichkeit mit Statistiken über wirtschaftliches Wachstum zu beeindrucken, ohne das Bezugsjahr anzugeben, von dem aus dieses Wachstum berechnet ist; mit genauen, aber sinnlosen Fakten über den Lebensstandard – anders gesagt: mit nicht-interpretierten Daten –, aus denen das Publikum den unvermeidlichen Schluß ziehen soll, daß das Regime das Vertrauen der Bevölkerung verdient, weil die Lage sich stetig verbessert oder umgekehrt, weil die Lage sich so rasch verschlechtert, daß das Regime Notstandsvollmachten erhalten muß, um der kommenden Krise begegnen zu können. Indem er zutreffende Details benutzt, um ein irreführendes Bild vom Ganzen zu entwerfen, macht der erfahrene Propagandist, wie einmal bemerkt wurde, die Wahrheit zum eigentlichen Vehikel der Lüge.

In der Propaganda wie in der Werbung kommt es nicht entscheidend darauf an, ob die Information eine tatsächliche Situation genau beschreibt, sondern ob sie wahrscheinlich klingt. Manchmal wird es sogar erforderlich, bestimmte Informationen zu unterdrücken, selbst wenn sie der Regierung Pluspunkte verschaffen würden – nur weil sie unglaubwürdig klingen. **Jacques Ellul** gibt in seiner Untersuchung über die Propaganda eine Erklärung, warum die Deutschen im Jahre 1942 nicht bekanntgaben, daß der unbesiegbare General Rommel nicht in Nordafrika weilte, als Montgomery seinen Sieg errang. »Jedermann hätte es für eine Lüge gehalten, um die Schlappe zu erklären und zu beweisen, daß Rommel nicht wirklich besiegt worden war.«¹⁰³ Das amerikanische *Office of War Information* in den Vereinigten Staaten, das die öffentliche Meinung gern mit Nachrichten von Nazigreueln gegen die Deutschen aufstachelte, verzichtete bewußt auf den schrecklichsten Greuel, die Ausrottung der Juden, weil Berichte darüber »verwirrend und irreführend« gewesen wären, da sie nur die Juden zu betreffen schienen. Die Wahrheit muß unterdrückt werden, wenn sie wie Propaganda klingt. »Es gibt nur einen einzigen Grund, eine Nachricht zu unterdrücken«, so führte ein im Zweiten Weltkrieg benutztes Handbuch der Alliierten aus, »nämlich wenn sie unglaubwürdig ist.«

Es ist richtig, daß Propaganda auf subtile Weise unsere Gefühle anspricht. Ellul vermerkt, daß Propaganda Tatsachen nicht verwendet, um Argumente zu stützen, sondern um emotionalen Druck auszuüben. Dasselbe gilt jedoch auch für die Werbung. Bei beiden bleibt der Appell an die Gefühle unterschwellig und indirekt; er liegt in den Fakten

selbst; und der Appell an die Gefühle ist auch nicht unvereinbar mit unserem »aufrichtigen Verlangen nach Information«. Weil der Propagandist von heute nur zu gut weiß, daß ein gebildetes Publikum Fakten will und nichts so sehr schätzt wie die Illusion, gut informiert zu sein, vermeidet er hochtrabende Sprüche; selten beruft er sich auf Schicksal und Vorsehung; er ruft selten zu Heldentum und Opfer auf und erinnert sein Publikum kaum noch an die ruhmreiche Vergangenheit. Er bleibt »sachlich«. Propaganda verschmilzt mit »Information«.

Eine der Hauptaufgaben der beträchtlich vergrößerten bundesstaatlichen Bürokratie besteht darin, das Bedürfnis nach dieser Art Information zu befriedigen. Die Bürokratie trägt nicht nur angeblich verlässliche Informationen für hohe Beamte zusammen; sie liefert auch Fehlinformationen für das Publikum. Je technischer und schwerer verständlich, um so überzeugender klingt es: daher die Allgegenwärtigkeit des verwirrenden pseudowissenschaftlichen Jargons in unserer Kultur. Dieser Jargon verleiht den Verlautbarungen der Behörden und Werbeleute eine Aura wissenschaftlicher Objektivität. Wichtiger noch – er ist absichtlich obskur und unverständlich und eben solcher Eigenschaften halber bei einem Publikum geschätzt, das sich in eben dem Maße informiert fühlt, wie es verwirrt wird. In einer seiner bezeichnenden Verlautbarungen verkündete John F. Kennedy auf einer Pressekonferenz im Mai des Jahres 1962 das Ende der Ideologie in Worten, die beiden Bedürfnissen seines Publikums entgegenkamen – dem Bedürfnis zu glauben, daß politische Entscheidungen in den Händen leidenschaftsloser, unvoreingenommener Fachleute liegen, und dem Bedürfnis zu glauben, daß die Probleme, mit denen die Fachleute sich abgeben müssen, für Laien unverständlich sind.

Die meisten von uns sind viele Jahre lang gewöhnt, einen politischen Standpunkt zu haben – einen republikanischen oder demokratischen, einen liberalen, konservativen oder gemäßigten. Die Probleme aber, denen wir uns jetzt gegenübersehen, sind zum größten Teil technischer und administrativer Natur. Sie stellen äußerst komplexe Sachfragen dar, die sich durchaus nicht für die leidenschaftlichen Bewegungen eignen, die dieses Land in der Vergangenheit so häufig in Erregung versetzt haben. Sie bringen Fragestellungen mit sich, die heutzutage über das Verständnis der meisten Menschen weit hinausgehen ...¹⁰⁴

4.4 Politik als Schau-Spiel

Systemanalytiker und »Gesellschaftsprüfer« sind felsenfest davon überzeugt, daß »mit dem Anwachsen der Komplexität der Gesellschaft«, wie einer von ihnen, **Albert Biderman**, das einmal formuliert hat, »im Gegensatz zur symbolisch vermittelten Information die unmittelbare Teilnahme an den Ereignissen in dieser Gesellschaft als Informationsquelle und Urteilsgrundlage eine immer geringere Rolle spielt.«¹⁰⁵ Aber die Ablösung unmittelbarer Erfahrung durch symbolisch vermittelte Information – und die Substitution von realen Ereignissen durch Schein-Ereignisse – hat das Regieren keineswegs rationaler und effizienter gemacht, wie Technokraten und auch ihre Kritiker geltend machen. Sie hat im Gegenteil eine Atmosphäre der Unwirklichkeit aufkommen lassen, die schließlich sogar die Entscheidungsträger selbst im unklaren läßt. Unverständlichkeit breitet sich wie eine Epidemie über alle Ebenen der staatlichen Verwaltung aus. Die Propagandisten fallen ihrer eigenen Propaganda zum Opfer. Aber es gibt noch tiefere Auswirkungen. Wenn Politiker und Verwaltungsbürokraten nur noch darauf abzielen, dem Publikum ihre Führungsqualitäten zu verkaufen, berauben sie sich selbst aller begreiflichen Maßstäbe, mittels derer sie die Absichten ihrer politischen Tätigkeit bestimmen und Erfolg oder Mißerfolg beurteilen könnten. Weil Prestige und Glaubwürdigkeit zum einzigen Maßstab geworden waren, konnte die amerikanische Vietnampo-

litik ohne Rücksicht auf die strategische Bedeutung Vietnams oder die dortige politische Situation betrieben werden. Da es keine klaren Vorstellungen von dem gab, was erreicht werden sollte, war es nicht einmal möglich anzugeben, woran Sieg oder Niederlage eigentlich zu erkennen sein sollten, abgesehen davon, daß das amerikanische Prestige davon nicht in Mitleidenschaft gezogen werden durfte. Als Anliegen der amerikanischen Vietnampolitik wurde von Anfang an die Wahrung der amerikanischen Glaubwürdigkeit genannt. Diese Einstellung, die einem Wahn gleichkam, setzte wiederholt ganz elementare Prinzipien der Staatskunst außer Kraft, etwa die Meidung außergewöhnlich hoher Risiken, das Abwägen der Wahrscheinlichkeit von Erfolg und Fehlschlag oder die Vorausberechnung der strategischen und politischen Konsequenzen im Falle einer Niederlage.

Die Kunst des Krisenmanagements, die heute weitgehend als Kern politisch-staatsmännischen Handelns betrachtet wird, verdankt ihre modische Konjunktur der Verschmelzung von Politik und Schau-Spiel. **Die Propaganda versucht in der Öffentlichkeit eine chronische Krisenstimmung zu erzeugen, die wiederum eine Erweiterung der Regierungsgewalt und der Geheimhaltung begründet, die sie umgibt.** Der Präsident macht dann seine »Präsidentschafts«-Qualitäten geltend, indem er seine Entschlossenheit kundgibt, sich der Krise gewachsen zu zeigen, worin die jeweilige Krise auch bestehen mag, keine Gefahr zu scheuen, seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, Risiken auf sich zu nehmen und zu kühnen und entschlossenen Maßnahmen zu greifen, wengleich die Situation vielleicht Vorsicht und Zurückhaltung erfordert. Kennedy sowohl wie Nixon veranschaulichen in ihrer persönlichen Laufbahn ein besessenes Krisenmanagement und die Bedeutung, die die Steuerung politischer Eindrücke hat. Kennedy in seinem heftigen Bestreben, den *Eindruck* der Schwäche vergessen zu machen, den das Fiasko in der Schweinebucht hinterlassen hatte – und das Engagement in der Schweinebucht war selbst Ausdruck einer quälenden Angst, daß die kubanische Revolution das amerikanische Prestige in Lateinamerika untergraben haben könnte –, polterte in Wien gegen Nikita Chruschtschow, rief Berlin als »den großen Prüfstand des westlichen Mutes und der westlichen Willensstärke« aus und riskierte anläßlich der kubanischen Raketenkrise einen Atomkrieg, obwohl die sowjetischen Raketen in Kuba, mochten sie auch eine bewußte Provokation darstellen, das militärische Kräfteverhältnis in keiner Weise veränderten.¹⁰⁶ Das in vieler Hinsicht bedeutsamste Ereignis der Kennedy-Ära – ihr Höhepunkt, alles andere danach war nur Abstieg – war sein Amtsantritt, ein Schau-Spiel, das den Mythos von Camelot¹⁰⁷ festigte, bevor Camelot überhaupt entstanden war. »Die Fackel ist an eine neue, in diesem Jahrhundert geborene Generation von Amerikanern weitergereicht worden, die der Krieg gestählt, die ein harter und bitterer Friede diszipliniert hat ...« Mit diesen Worten beschwor Kennedy Disziplin, Widerstandskraft und Zähigkeit im Namen des – so bald erschütterten – Glaubens einer ganzen Nation, daß sie am Anfang neuer Größe stehe. »Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann; fragt, was ihr für euer Land tun könnt.« Kein anderer Präsident hat so ausschließlich wie Kennedy die Unterordnung der Politik unter das nationale Prestige, unter den Schein und die Illusion nationaler Größe verkörpert.

Mit Nixon erreichte die Politik des Schau-Spiels einen tragikomischen Höhepunkt. Ohne jedes Interesse für Prinzipien und Programme, einzig getrieben von Ehrgeiz und einem vagen Widerwillen gegen das liberale Establishment der Ostküste, verwandte Nixon den größten Teil seiner Laufbahn darauf, ein Publikum mit seinen Führungsqualitäten zu beeindrucken. Die Wendepunkte dieser seiner Laufbahn, die »sechs Krisen«, über die er so selbstenthüllend geschrieben hat, stellten sich ihm als Augenblicke dar, in denen er versucht war, das Feld zu räumen, dann aber doch überlebte – in allen Fällen durch einen öffentlichen Auftritt –, indem er seine Fähigkeit demonstrierte, eine Situation zu meistern. Entsprechend seiner theatralischen Auffassung von Politik, rühmte sich Nixon seines Talents, zwischen überzeugenden und dürftigen Darstellungen unterscheiden zu können, wie im Falle von Hiss, als er sich darüber klar wurde, daß Whittaker

Chambers die Wahrheit sagte, weil »ich nicht den Eindruck hatte, daß [sein Auftritt] gespielt war«. Nachdem er die General McCarthy-Hearings im Fernsehen beobachtet hatte, äußerte er geringschätzig: »Mir sind Berufsschauspieler lieber als Laien.« Während seiner berühmten Auseinandersetzung mit Nikita Chruschtschow gewann er die sichere Überzeugung, daß Chruschtschow »Theater spielt«, und später warf er Marschall Georgi Schukow vor, die Intelligenz des sowjetischen Volkes zu unterschätzen. »Sie sind nicht dumm. Sie merken, wenn jemand schauspielert und wann es ihm ernst ist – vor allem dann, wenn die Auftritte so laienhaft gewesen sind.« Im Jahre 1960 brandmarkte Nixon Kennedy in einer ihrer gemeinsamen Fernsehdiskussionen, weil Kennedy eine aktivere Unterstützung der Castro-feindlichen Kräfte in Kuba forderte – genau das, was die Regierung Eisenhowers insgeheim durchführte, zum Teil sogar auf Nixons Betreiben. Bemerkenswerter noch als der Auftritt selbst, bei dem Nixon die schlüssigsten Einwände gegen eine Politik formulierte, mit der er vollständig übereinstimmte, ist die kühle Sachlichkeit, mit der **Nixon** in seinem Buch SIX CRISES darauf zurückkommt. Er kommentiert seinen eigenen Auftritt mit derselben Objektivität, die er in seinen Kommentaren über Hiss und Chambers zeigt, und stellt mit nicht geringem Vergnügen – ohne aber die Ironie der Situation zu bemerken – fest, daß er das »genaue Gegenteil der Wahrheit« so wirkungsvoll gesagt habe, daß ihn mehrere liberale Zeitungen heftig lobten und Kennedy sogar zwangen, seine eigene Position zu modifizieren.¹⁰⁸

Als Präsident erbte Nixon die innenpolitischen Spannungen und die Verwirrung, die das größte Schau-Spiel der sechziger Jahre, der Vietnam-Krieg, geschaffen hatte. Er beschränkte sich jedoch nicht darauf, die Opposition zu ersticken und die Linke zu zerstören. Statt dessen richtete er einen massiven Angriff gegen eine Einzelperson (Daniel Ellsberg), begründete ein ausgeklügeltes Sicherheitsprogramm, um zukünftige Indiskretionen sogenannter hochgradiger Geheiminformationen zu verhindern, und redete sich ein, daß Ellsberg mit dem führenden Präsidentschaftskandidaten der Demokraten paktierte. Diese »Sicherheits«-Maßnahmen hatten, wenngleich sie in hohem Maße irrational waren, ihren Ursprung wahrscheinlich in dem nicht unberechtigten Glauben, daß die Macht des Präsidenten inzwischen damit stehe oder falle, ob er Nachrichten und Informationen manipulieren kann, und daß diese Macht, um wirklich und völlig zu sein, von allen anderen als unteilbar anerkannt werden mußte. Als sich Watergate zur großen »Krise« entwickelte, widmete sich Nixon der Aufgabe, die Bevölkerung davon zu überzeugen, daß er dieser kritischen Situation gewachsen sei. Bis zum Schluß faßte er seine wachsenden Schwierigkeiten als ein Problem der Öffentlichkeitsarbeit auf. In langen Unterredungen mit seinem Chefberater, der selbst Public-Relations-Fachmann war, zeigten sich Nixon wie auch H. R. Haldeman der Wahrheit gegenüber so gleichgültig, daß man nicht einmal mehr von Zynismus sprechen kann – ihre Gleichgültigkeit läßt sich eigentlich nur so erklären, daß der Begriff der Wahrheit für Männer, die verantwortungslos mit der Macht umgehen, seinen Sinn verloren hat. »Ich meine, wir sollten einen Weg finden, Stellungnahmen abzugeben«, sagte Nixon an einer bestimmten Stelle, »... irgendeine Art von Stellungnahme ... so allgemein wie möglich ... nur eben so, daß jeder sagen kann, daß ... vom Präsidenten eine Stellungnahme abgegeben worden ist, auf die er seine Verlautbarung des Inhalts gründet, daß er Vertrauen zu seinem Mitarbeiterstab hat ... Ich habe dies nicht getan, da da da da da da dum, da da da da, da da da dum. Haldeman hat dies nicht getan. Ehrlichman hat jenes nicht getan. Colson hat das nicht getan.« Haldemans Antwort – »Ich würde nicht sagen, daß das die ganze Wahrheit ist« – gibt zwar noch die bereits schwindende Fähigkeit zu erkennen, zwischen Wahrheit und Unwahrheit zu unterscheiden, ändert aber nichts an der Tatsache, daß Worte, die um ihres bloßen Effekts willen in der Öffentlichkeit gewählt werden, rasch jeden Bezug zur Realität verlieren. Die auf derartige Prinzipien gegründete politische Diskussion artet selbst dann in standpunktloses Geschwätz aus, wenn sie hinter geschlossenen Türen geführt wird.¹⁰⁹

4.5 Radikalismus als Straßentheater

Der Verfall der Politik zum Schau-Spiel hat den politischen Entscheidungsprozeß zur Reklame werden lassen, die politische Auseinandersetzung verdorben und Wahlen zu Sportereignissen gemacht, bei denen jede Seite beansprucht, die stärkere »Stoßkraft« zu besitzen; sie hat es darüber hinaus schwieriger denn je gemacht, eine politische Opposition zu formieren. Wenn die Bilder der Macht die Realität überschatten, so kämpften die Machtlosen gegen Trugbilder an. Namentlich in einer Gesellschaft, in der Macht sich im Gewand der Menschenliebe darzustellen liebt – in der die Regierung selten zur Anwendung nackter Gewalt greift –, fällt es schwer, den Unterdrücker auszumachen, geschweige denn, ihn persönlich zu identifizieren oder bei den Massen die helle Aufregung über Mißstände wachzuhalten. In den sechziger Jahren versuchte die neue Linke, diese mangelnde Faßbarkeit des Establishments durch die Methoden der Konfrontation zu überwinden. Sie provozierte absichtliche gewaltsame Repressionen und hoffte, so zu verhindern, daß die abweichende politische Meinung von den herrschenden Kreisen kopiert wurde. Der Versuch, die behördliche Unterdrückung zu dramatisieren, verstrickte die Linke jedoch in eine Politik des Theaters, der dramatischen Geste und eines Stils ohne Substanz – ein Spiegelbild dessen, was zu demaskieren ein Ziel der Linken hätte sein sollen.¹¹⁰

Die Verfechter des Kalten Krieges sahen in der Taktik der »Eskalation« ein Mittel, die »betreffenden Zuschauerkreise« von der Festigkeit der Nation zu beeindrucken; die Strategen der neuen Linken, die in ähnlicher Weise im Banne von Äußerlichkeiten standen, glaubten, daß Gesten und Gebärden eines eskalierenden Widerstandes das Establishment schließlich in die Knie zwingen würden. In beiden Fällen erschien Politik als Spiel mit dem Ziel, dem Gegner den steigenden Preis für seine Politik bewußt zu machen. Wenn ihn dieser Preis hinreichend beeindruckte, würde er – so nahm man an – seine Unnachgiebigkeit aufgeben und sich zu Verhandlungen herbeilassen. So kündigten Gegner des Vietnam-Krieges im Jahre 1967 lautstark an, sie beabsichtigten vom »Dissens zu aktivem Widerstand überzugehen«, und sie rechneten damit, daß dieser Widerstand auf repressive Gegenmaßnahmen stoßen würde, die eine liberale öffentliche Meinung als untragbar empfinden mußte. »Es wird blutig ausgehen«, sagte einer der Linksradikalen zur Rechtfertigung einer besonders sinnlosen Protestaktion, »aber Blut macht die Liberalen wahnsinnig.« Doch eine solche Politik des Straßentheaters brachte keineswegs die erwartete liberale Reaktion hervor; vielmehr zementierte sie die Opposition gegen die Linken und ließ die Forderung nach *law and order* immer stärker werden. Die Eskalation militanter Taktiken zersplitterte die Linke und trieb die mehr revolutionären Elemente in eine selbstmörderische Konfrontation mit der Polizei und der Nationalgarde. »Wir arbeiten daran, eine Gruppe von Stadtguerillas aufzubauen«, kündigte im Jahre 1967 der Generalsekretär des SDS an. In Wirklichkeit legte der SDS den Grundstein zu seinem Zusammenbruch, der zwei Jahre danach eintrat. Der Irrtum, das Straßentheater sei die neueste Form des Guerillakampfes, half die unangenehme Erkenntnis zu verdrängen, daß es sich hier lediglich um eine besondere Form der Selbstdarstellung handelte, mit der die Medienstars der Linken landesweit auf sich aufmerksam machten und die damit verbundenen Vorteile ernteten. Nachdem ein Vertreter des »Guerillatheaters« seine Gefolgsleute ermahnt hatte, sich ihres Verstandes zu bedienen, erläuterte er sofort darauf, »sich seines Verstandes bedienen, heißt nicht, es dem hart schuftenden Arbeiter nachzumachen, der ist ein kleiner Kapitalist, sondern dem lateinamerikanischen Guerillero nachzueifern, der ein Sozialist der unteren Klassen ist.«¹¹¹ Solche Reden hatten keineswegs nur den Zweck, die eigenen Anhänger zu stärken, sondern richteten sich auch an die »maßgeblichen Kreise« der Schwarzen und der Militanten der Dritten Welt, die die weiße Linke über Gebühr faszinierte und die sie mit ihrem revolutionären Machismo verzweifelt zu beeindrucken versuchte.

Das Gerede von *black power* korrumpierte die weiße und die schwarze Linke gleichermaßen, da sie die im Süden vorher todernst ausgefochtenen Bürgerrechtskämpfe durch eine Politik der Medien ersetzte. Als die black-power-Propagandisten die Bürgerrechtsbewegung unterstützten, nahmen sie auch weiße Liberale für sich ein, die ihre mit dem »Privileg der weißen Haut« verknüpften Schuldgefühle zu lindern suchten, indem sie Gebärden und Sprache des militanten schwarzen Flügels übernahmen. Weiße wie Schwarze machten sich einen radikalen Stil statt linksradikaler Substanz zu eigen.

Als sich im Jahre 1968 die Linke zu ihrem »*festival of life*« neben der *Democratic National Convention* in Chicago zusammenfand, machte die führende Rolle der *Youth International* unter Jerry Rubin und Abbie Hoffman deutlich, daß eine theatralische Auffassung von Politik ältere und vernünftige Vorstellungen verdrängt hatte. »Yippie ist das Gestalttheater¹¹² der Straße«, hat Jerry Rubin behauptet, »das die Menschen durch sein Beispiel nötigt, ihr Bewußtsein zu ändern. Wenn man den Raum eines Kongreß-Hearings im Kleidungsstil Paul Reveres betritt oder zu einer Gerichtssitzung in Richterroben erscheint, so ist das ein Weg, Phantasien auszuleben und Repressionen zu beenden.«¹¹³ Das Ausleben von Phantasien beendet jedoch keine Repressionen; es dramatisiert bloß die zulässigen Grenzen antisozialen Verhaltens. In den sechziger und frühen siebziger Jahren hatten Linksradikale, die diese Grenzen in der irrigen Annahme überschritten, daß sie die Revolution vorbereiteten oder – laut Rubin – »mit dem ganzen Volk Gestalttherapie betrieben« – häufig einen hohen Preis dafür zu zahlen: sie wurden verprügelt, verhaftet, von der Polizei belästigt, und jene Terroristen – die *Weathermen* und die Mitglieder der *Symbionese Liberation Army* –, die die Logik des Guerillatheaters bis zum unvermeidlichen Ende befolgten, zahlten dafür sogar mit ihrem eigenen Leben. Und doch hatten die Radikalen im Verhältnis zu den Opfern, die sie brachten, so wenig praktische Ergebnisse vorzuweisen, daß wir uns zu dem Schluß gedrängt sehen, sie hätten sich einer radikalen Politik in erster Linie nicht deshalb verschrieben, weil sie praktische Resultate verhieß, sondern weil sie sich als neue Methode der Selbstdramatisierung anbot.

4.6 Heldenverehrung und narzißtische Idealisierung

In den Randzonen der linken Bewegung gab es viele gequälte Geister, die für sich eine Art Märtyrertum suchten, das der Glanz moderner Medienreklame besonders verlockend erscheinen ließ. Die Linke mit ihrer Vision eines gesellschaftlichen Umsturzes hat zu allen Zeiten relativ viele Verrückte angezogen; die Massenmedien aber haben antisozialen Auftritten eine merkwürdige Art von Legitimität verliehen, nur weil sie darüber berichteten. In einem Fußballspiel steht der Torjäger für einen kurzen Augenblick im Blickpunkt aller. Der Verbrecher, der eine berühmte Persönlichkeit ermordet oder entführt, überträgt das öffentliche Interesse seines Opfers auf sich. Die Manson-Bande, die Sharon Tate und ihre Freunde ermordete, und die *Symbionese Liberation Army*, die Patty Hearst entführte, haben in psychologischer Hinsicht vieles mit den Präsidentenmördern und Mächtigenmördern der letzten Jahre gemein. Solche Menschen sind dem allgemeinen Berühmtheitswahn verfallen und fest entschlossen, selbst berühmt zu werden, koste es, was es wolle. Der Narzißt teilt die Gesellschaft in zwei Gruppen ein: die Reichen, Großen und Berühmten auf der einen Seite, die Menge der gewöhnlichen Menschen auf der anderen. Narzißtische Patienten, so **Kernberg**, »sind ständig bemüht, selber auch zu den Großen, Reichen und Mächtigen zu gehören, und fürchten dauernd, es könnte sich herausstellen, daß sie auch nur ›mittelmäßig‹ sind, was für sie nicht nur ›durchschnittlich‹ im üblichen Sinne heißt, sondern praktisch gleichbedeutend ist mit einer wertlosen und verächtlichen Existenz«.¹¹⁴ Sie verehren ihre Helden, wenden sich aber sofort gegen sie, wenn sie sie enttäuschen.

In ihrer unbewußten Fixierung auf ein idealisiertes Selbstobjekt, nach dem sie sich weiterhin sehnen ..., suchen solche Menschen fortwährend nach äußeren allmächtigen Kräften, von deren Hilfe und Unterstützung sie Stärke erlangen möchten.¹¹⁵

So geht der Präsidentenmörder mit seinem Opfer eine tödliche Intimität ein, folgt allen seinen Bewegungen und klammert sich an seinen aufgehenden Stern. Die Maschinerie der Massenmedien und ihres Personenkults fördert diese Art von Identifikation, indem sie die jeweiligen Olympier erhöht und vermenschlicht und sie gleichzeitig mit denselben Lüsten und Ticks ausstattet, wie wir sie bei unseren Nachbarn kennen.¹¹⁶ Durch seinen Akt der Verzweiflung tritt der Mörder oder Möchtegernmörder in ihre erhabene Gemeinschaft ein. Der Mord wird zu einer Form von Schau-Spiel, und das Innenleben von Mördern – Oswalds Schwierigkeiten mit Mama, Bremers Seelenzustand, wie er in seinem Tagebuch festgehalten ist – bieten eine ebenso beliebte Unterhaltung wie das Privatleben ihrer Opfer oder Beinahe-Opfer.

Narzißtische Patienten, so **Kernberg**, »haben häufig irgendein Idol oder sonst eine herausragende Persönlichkeit, die sie bewundern« und »erleben sich selbst als Teil dieser bewunderten Person«. Sie sehen die bewunderte Person »nur als eine Erweiterung ihrer selbst«. Wenn diese Person sie zurückweist, »so reagieren sie mit Haß, Furcht und Entwertung des früheren Idols«. ¹¹⁷ Genau wie Heldentum sich auf feine Weise vom Berühmtsein abhebt, so muß auch die Heldenverehrung, bei der ein Mensch die Taten eines Helden achtet und ihnen nachzueifern oder sich ihrem Beispiel wenigstens würdig zu erweisen hofft, von der narzißtischen Idealisierung unterschieden werden. Der Narzißt bewundert und identifiziert sich mit »Siegern« aus Angst, als Versager etikettiert zu werden. Er sucht sich an ihrem Abglanz zu wärmen; aber seine Bewunderung enthält auch ein starkes Element Neid, und sie schlägt oft in Haß um, wenn der Gegenstand seiner Anhänglichkeit irgend etwas tut, das ihn an seine eigene Bedeutungslosigkeit erinnert. Dem Narzißten fehlt das Selbstvertrauen, das ihn ermutigen könnte, sich nach dem Vorbild eines anderen zu formen. Die narzißtische Faszination für Berühmtheit, wie sie in unserer Gesellschaft grassiert, fällt daher historisch mit dem zusammen, was **Jules Henry** das »Schwinden der Fähigkeit nachzueifern« nennt, den »Verlust der Fähigkeit, sich selbst bewußt nach dem Vorbild eines anderen Menschen zu formen«. Einer der von Henry interviewten *High-school-Absolventen* sagte freimütig: »Ich meine, niemand sollte sich einen anderen zum Vorbild nehmen.« Henry schreibt:

Sich jemand aussuchen, nach dessen Vorbild man das eigene Ich formt, ist ein offensiver Willensakt, und Bull war zu ängstlich und passiv, um das zu tun ... Wenn sich Zynismus, Resignation und Passivität im Leben breitmachen, so läßt dem Zynismus jegliche Wahl von Eigenschaften, die man für sich übernehmen könnte, vergeblich erscheinen, und Passivität und Resignation schläfern die Willensbereitschaft ein, die für den Entschluß zum Nacheifern erforderlich ist. Im positiven Sinne aber muß bei einer moralisch fundierten Vorbildwahl ein gewisses Selbstvertrauen vorhanden sein, ein bestimmtes Maß von naivem Optimismus und Willenskraft.

Wenn das Über-Ich nicht so sehr aus bewußten Ich-Idealen, als vielmehr aus unbewußten, archaischen Phantasien über Elternfiguren von übermenschlichem Zuschnitt besteht, wird das Nacheiferungsstreben nahezu völlig unbewußt und bringt nicht die Suche nach Vorbildern, sondern die Leere der Ich-Imagines zum Ausdruck. Der Protagonist von **Joseph Hellers** Roman *WAS GESCHAH MIT SLOCUM?*, dem jeder »naive Optimismus« und jedes Selbstgefühl fehlt, erlebt einen »fast sklavischen Drang, so sein zu wollen wie jeder, mit dem ich gerade zusammen bin ... Es betrifft nicht nur die Art zu reden, sondern auch körperliche Bewegungen ... Das geschieht unbewußt ... mit einer Eigendynamik, trotz meiner Wachsamkeit und meines Widerwillens dagegen, und meist

merke ich erst hinterher, daß ich in eine fremde Persönlichkeit geschlüpft bin«. ¹¹⁸ Der Narzißt kann sich nicht mit jemand anderem identifizieren, ohne ihn als erweiterten Teil seines Selbst zu sehen, ohne die Identität des anderen auszulöschen. Zur Identifizierung – zunächst mit Eltern und anderen Autoritätsfiguren – gänzlich außerstande, ist er folglich auch unfähig zur Heldenverehrung und zur Aussetzung des Mißtrauens, das es ihm ermöglicht, sich ins Leben anderer hineinzusetzen und zugleich ihre unabhängige Existenz anzuerkennen. Eine narzißtische Gesellschaft vergöttert eher Berühmtheit als Ruhm und setzt das Spektakel an die Stelle der älteren Formen des Dramas, die eine Identifizierung und ein Nacheifern von Vorbildern eben deshalb ermöglichten, weil sie sorgsam eine gewisse Distanz zwischen Publikum und Schauspielern, dem Heldenverehrer und dem Helden wahrten.

4.7 Der Narzißmus und das Theater des Absurden

Zur gleichen Zeit, da das öffentliche und sogar das Privatleben die Eigenarten des Schau-Spiels annimmt, gibt es eine Gegenströmung: Show, Theater und alle anderen Arten von Kunst nach der Realität zu formen und die Trennung von Kunst und Leben überhaupt aufzuheben. Beide Entwicklungen popularisieren ein Gefühl des Absurden, das ein Charakteristikum der zeitgenössischen Sensibilität darstellt. Man führe sich den engen Zusammenhang zwischen visuellem Bildüberfluß, dem zynischen Illusionsbewußtsein, das er schon bei Kindern hervorbringt, und der daraus resultierenden Gleichgültigkeit gegenüber dem Unterschied von Illusion und Realität vor Augen.

»Wir sind Zyniker«, schreibt **Joyce Maynard** über sich und ihre vierjährige Tochter, die sie in den Zirkus mitnahm, »die die Falltür in der Zaubernummer, die Kissenausstaffierung bei den Heilsarmee-Nikoläusen und die Kameratricks in Fernsehwerbungen durchschauen (»Das ist nicht wirklich die Hand eines bösen Geistes, die da aus der Waschmaschine kommt«, sagt Hanna, »das ist nur ein Schauspieler mit Handschuhen an.«). So lehnte sie sich im Zirkus ... in ihrem Sitz zurück, meine Vierjährige ... und erwartete die Clownssprünge und -plumpse stur, frech, betrübt, altklug gelangweilt und mehr mit ihren Bonbons beschäftigt als mit der Größten Schau der Welt ... Wir hatten schon größere Schaukünste ungerührt gesehen, unsere ganze Welt war ein einziger visueller Überfluß, ein Zirkus mit zehn Manegen, mit dem sich nicht einmal die *Ringling-Brothers* messen konnten. Ein Mann steckte einem Tiger seinen Kopf in den Rachen, und ich erklärte das, mit mehr Verblüffung als ich wirklich verspürte, meiner kühlen unbeeindruckten Kleinen, drehte ihr, wenn sie nicht zuschaute, den Kopf hin und zwang sie, das Gebotene zur Kenntnis zu nehmen. Der Tiger hätte dem Dompteur den Kopf abbeißen, ihn völlig verschlingen oder sich in einen Affen verwandeln können, und sie hätte nicht einmal geblinzelt. Wir sahen, wie ungefähr zwei Dutzend Clowns aus einem Volkswagen emporstiegen, ohne daß Hanna wußte, worum es da eigentlich ging. Es ist aber keineswegs das Wissen, daß sie aus einer im Sägemehl verborgenen Falltür heraufklettern, was Hanna davon abhält hinzuschauen. Selbst wenn sie den Trick, der hier im Spiel ist, noch nicht kennen würde, bliebe sie genau so unbeteiligt.« ¹¹⁹

Die fabrizierten Illusionsbilder verlieren für den, der ihnen im Übermaß ausgesetzt ist, bald ihre symbolisch-repräsentative Kraft. Die Illusion der Realität führt nicht, wie man erwarten könnte, zu einem gesteigerten Realitätssinn, sondern zu einer bemerkenswerten Gleichgültigkeit gegenüber der Wirklichkeit. Unser Wirklichkeitssinn scheint seltenerweise auf unserer Bereitschaft zu beruhen, uns durch die inszenierte Illusion von Realität gefangennehmen zu lassen. Sogar ein Wissen um die Techniken, mittels derer eine bestimmte Illusion hervorgebracht wird, macht es uns nicht zwangsläufig unmöglich, sie als Darstellung der Realität zu erleben. Der Drang, die Tricks eines Zauberkünstlers zu durchschauen – ähnlich wie das jüngste Interesse an den technischen Spezialeffekten eines Films wie STAR WARS (Krieg der Sterne) – lebt wie auch die Be-

schäftigung mit der Literatur von der Aufgeschlossenheit, von den Meistern der Illusionskunst über die Realität zu lernen. Die vollständige Gleichgültigkeit gegenüber der Mechanik der Illusionserzeugung aber zeigt den Zusammenbruch einer Realitätsvorstellung überhaupt an, die immer und überall von der Unterscheidung zwischen Natur und Kunstwerk, Wirklichkeit und Schein abhängt. Solche Gleichgültigkeit verrät den Verfall der Gabe, sich für irgendetwas außerhalb des eigenen Ich zu interessieren. So stopft sich das altkluge Kind ungerührt mit Zuckerwerk voll und »wäre genau so unbeeiligt«, wenn es nicht wüßte, wie vierundzwanzig Clowns es fertiggebracht haben, in einem einzigen Auto Platz zu finden.

Die Geschichte des Theaters veranschaulicht das Prinzip, daß sich bei den festen Konventionen einer formalisierten Illusionskunst ein Realitätssinn entwickelt und daß er mit dem Verfall dieser Konventionen schrumpft. Das experimentelle Theater hat lange Zeit einen regelrechten Krieg gegen die Illusionsbühne geführt und versucht, die Theaterkonventionen abzubauen, die den Zuschauer ermutigten, das Schauspiel als Abbildung der Realität zu akzeptieren. **Ibsen**, ein Meister im Handhaben dieser Konventionen, sagte von seinem Werk: »Die Illusion, die ich hervorzubringen versuchte, war die der Realität.« Dramatiker der Avantgarde des 20. Jahrhunderts andererseits glauben, daß die Realität selbst Illusion ist, und unternehmen deshalb keinen Versuch mehr, in ihren Werken illusionistische Wirkungen zu erzeugen. Die Stücke von **Pirandello** erforschten das Verhältnis von Wirklichkeit und Illusion und »stellten das Recht und den Anspruch der Alltagswelt in Frage, für realer gehalten zu werden als die hergestellte Welt des Stückes«. **Brecht** lenkte, anstatt die Bühnenkonventionen zu verschleiern, die Aufmerksamkeit absichtlich auf sie, um beim Zuschauer die zeitweilige Aufhebung seiner normalen Wirklichkeitsorientierung zu verstärken. So haben auch experimentelle Romanautoren alles Erdenkliche getan, um den Leser zu befremden, es ihm unmöglich zu machen, sich mit den Figuren ihrer Werke zu identifizieren, und ihn bei jeder Gelegenheit daran erinnert, daß Kunst – wie das Leben selbst – Fiktion ist: die eigenmächtige Ausstattung einer sonst bedeutungslosen Erfahrung mit Bedeutung. Moderne Schriftsteller haben Ibsens Formel auf den Kopf gestellt: die Realität, die sie in ihren Arbeiten nachzugestalten versuchen, ist die Illusion.¹²⁰

Die Realisten des 19. Jahrhunderts wußten, daß der Eindruck der Wahrscheinlichkeit in ihren Werken zum Teil darauf beruhte, daß der Künstler zwischen Publikum und Kunstwerk eine Distanz zu schaffen vermochte. Diese Distanz, die am deutlichsten im Theater durch die räumlich-physische Trennung von Zuschauern und Schauspielern gegeben ist, erlaubte es dem Zuschauer paradoxerweise, die Vorgänge auf der Bühne zu beobachten, als wären sie Ereignisse aus dem Leben selbst. »Die Wirkung des Stücks«, schrieb **Ibsen**, »besteht in hohem Maße darin, daß der Zuschauer das Gefühl vermittelt bekommt, tatsächlich Ereignisse des realen Lebens zu sehen, zu hören und daran teilzunehmen.« Er klagte darüber, daß eine Inszenierung der **GESPENSTER** im Jahre 1883 zu wenig Raum zwischen Zuschauern und Bühne gelassen habe. In Bayreuth ließ **Richard Wagner** über dem Rand des Orchestergrabens einen zweiten Proszeniumbogen anbringen, um so zwischen Publikum und Bühne eine »mystische Kluft« zu schaffen. »Sie vermittelt dem Zuschauer die Vorstellung, daß die Bühne ganz weit entfernt ist, obwohl er sie in aller Deutlichkeit aus nächster Nähe wahrnimmt, und das läßt wiederum die Illusion entstehen, daß die auf der Bühne auftretenden Personen von großer, übermenschlicher Statur sind.«

In dem Maße, in dem die Kunst den Versuch aufgibt, das Publikum mit Illusionen zu umgeben und eine überhöhte Form von Realität zu bieten, versucht sie die Kluft zwischen Publikum und Schauspielern aufzuheben. Gelegentlich rechtfertigt sie dies Verfahren damit, daß sie sich auf Theorien beruft, die die Ursprünge des Dramas auf das religiöse Ritual, die orgiastische Gemeinschaft zurückführen. Bedauerlicherweise kann

der Versuch, den Sinn für die religiöse Gemeinschaft wiederherzustellen, nicht die Einheit des Glaubens neu begründen, die solchen Formen früher Leben verlieh.

Die Verschmelzung von Schauspielern und Publikum macht den Zuschauer nicht zum Kommunikanten; sie bietet ihm – sofern sie ihn nicht gänzlich aus dem Theater vertreibt – lediglich die Chance, sich selbst in der neuen Rolle eines Pseudodarstellers zu bewundern – eine Erfahrung, die sich qualitativ nicht, auch dann nicht, wenn sie in den Jargon der Avantgarde gekleidet ist, von der des Studiopublikums beim Fernsehen unterscheidet, das geradezu vernarrt ist in die Aufnahmen, die von ihm in periodischen Abständen über die Monitore flimmern. Bei den Aufführungen des *Living Theatre*, in der mit viel Beifall bedachten Inszenierung DIONYSOS'69 und anderen kurzlebigen Sensationen der späten sechziger Jahre, beleidigten und umschmeichelten die Schauspieler die Zuschauer abwechselnd und riefen sie auf, sich mit ihnen auf der Bühne zu Pseudoorgien oder Gesten politischer Solidarität zusammenzufinden. »Ich will nicht die Antigone spielen«, sagte Judith Malina, »ich will Judith Malina spielen.« Solche Strategien schaffen, wie **Erich Bentley** beobachtet hat, das Publikum nur ab, um die Schauspielertruppe zu vergrößern.¹²¹

Der Aufstieg des absurden Theaters scheint, wie betont worden ist, »den Wandel der vorherrschenden Form von psychischen Störungen widerzuspiegeln, wie er seit dem Zweiten Weltkrieg von einer wachsenden Zahl von Psychiatern beobachtet und beschrieben worden ist«. Während das »klassische« Drama des Sophokles, Shakespeare und Ibsen auf Konflikten fußte, die mit »klassischen« Neurosen verbunden sind, stellt das absurde Theater von Albee, Beckett, Ionesco und Genet die Leere, Isolation, Einsamkeit und Verzweiflung in den Mittelpunkt, wie sie von der *Borderline*-Persönlichkeit erfahren werden. Die Affinität zwischen dem Theater des Absurden und der Angst des *Borderline*-Typus »vor engen Beziehungen« sowie den »begleitenden Empfindungen von Hilflosigkeit, Verlust und Wut«, der Angst »vor destruktiven Impulsen« und der »Fixierung auf frühe Omnipotenzphantasien« schlägt sich nicht nur im Inhalt dieser Stücke nieder, sondern auch – und das berührt die Ausführungen an dieser Stelle mehr – in ihrer Form. Der zeitgenössische Dramatiker verzichtet auf die Bemühung, zusammenhängende und allgemein anerkannte Wahrheiten darzustellen und bietet statt dessen seine persönliche, intuitive Wahrheit. Die charakteristische Entwertung der Sprache, die Ungenauigkeit von Zeit und Ort, die sparsamen Szenenbilder und das Fehlen einer ausgeprägten Handlung gemahnen an die öde Welt der *Borderline*-Persönlichkeit, an ihren fehlenden Glauben an Wachstum und Entwicklung von Objektbeziehungen, ihre oft »konstatierte Feststellung, daß Worte nicht zählen und nur Taten wichtig sind«, und vor allem an ihre Überzeugung, daß die Welt aus Illusionen besteht.

Anstelle des neurotischen Charakters mit genau umrissenen Konflikten, in deren Mittelpunkt verbotene Sexualität, Autorität oder Abhängigkeit und Unabhängigkeit im Familienverband stehen, sehen wir Charaktere, die voller Unsicherheit darüber sind, was denn eigentlich real ist.¹²²

Diese Unsicherheit dringt heute in alle Kunstformen ein und kristallisiert sich in einer Bildwelt des Absurden, die wiederum ins Alltagsleben zurückdrängt und eine theatrale Haltung gegenüber dem Leben, eine Art absurden Theaters des Ich fördert.

4.8 Das Theater des Alltagslebens

Verschiedene historische Strömungen sind in unseren Tagen zusammengekommen, um nicht nur bei Künstlern, sondern auch bei gewöhnlichen Männern und Frauen in immer stärkerem Maße einen Zyklus von Selbstbeobachtung und Selbstbewußtsein auszulösen – ein Gefühl von sich selbst als Darsteller unter den ständig wachen Blicken von Freunden und Unbekannten. **Erving Goffman**, der sich als Soziologe mit dieser Thematik beschäftigt hat, schreibt an einer bezeichnenden Stelle:

Als menschliche Wesen sind wir vermutlich Geschöpfe mit variabler Triebstärke und mit Stimmungen und Energien, die sich von einem Augenblick zum andern verändern. Als Charaktere aber, die einem Publikum vorgeführt werden, dürfen wir keinen Hochs und Tiefs unterworfen sein ... Eine gewisse Bürokratisierung des Geistes wird erwartet, so daß man sich bei uns darauf verlassen kann, daß wir zu jedem festgesetzten Zeitpunkt eine vollkommen homogene Vorstellung geben.¹²³

»Diese Bürokratisierung des Geistes« ist zunehmend beklemmender geworden und heute, dank **Goffman**, weithin als bedeutsames Element des zeitgenössischen Unbehagens erkannt. Die Selbstbefangenheit, die alle Bemühungen spontanen Handelns oder Genießens vereitelt, rührt letztlich aus dem Verlust des Glaubens an die Realität der Außenwelt, die in einer von »symbolisch vermittelter Information« überschwemmten Gesellschaft ihre Unmittelbarkeit eingebüßt hat. Je mehr der Mensch sich in seiner Arbeit objektiviert, desto mehr nimmt die Realität den Anschein von Illusion an. Während die Funktionsweisen der modernen Wirtschaft und der modernen Gesellschaftsordnung in wachsendem Maße der Alltagsintelligenz unzugänglich werden, verzichten Kunst und Philosophie auf die Aufgabe, sie den vermeintlich objektiven Gesellschaftswissenschaftlern zu erläutern, die ihrerseits davor zurückscheuen, die Realität zu fassen, und sich in die Klassifikation von Banalitäten flüchten. Die Realität stellt sich somit für Laien wie für »Wissenschaftler« als undurchdringliches Geflecht von gesellschaftlichen Beziehungen dar – als »Rollenspiel«, als »Präsentation des Ich im Alltagsleben«. Für das Ich und seine »Selbst«-Darstellung ist die einzige Realität die Identität, die es sich aus Materialien bilden kann, wie sie ihm Werbung und Massenkultur, Themen populärer Filme und Romane sowie Bruchstücke vermitteln, die aus ihrem Umfeld kultureller Traditionen herausgerissen und für das heutige Bewußtsein allesamt gleichermaßen zeitgenössisch sind.¹²⁴

Um sich in der Rolle, die er für sich selbst zurechtgelegt hat, zu vervollkommen, blickt der neue Narzißt in sein eigenes Spiegelbild, nicht so sehr in Bewunderung versunken als auf unermüdlicher Suche nach Mängeln, nach Zeichen von Ermüdung und Verfall. Das Leben wird zum Kunstwerk, während »für den Künstler das erste Kunstwerk«, der Verlautbarung von **Norman Mailer** zufolge, »in der Formung seiner eigenen Persönlichkeit besteht«¹²⁵ – ein Prinzip, das sich heute nicht nur diejenigen zu eigen gemacht haben, die Eigenreklame in Buchform veröffentlichen, sondern auch die Alltagskünstler auf der Straße.

Ob Schauspieler oder Zuschauer, wir alle leben im Bannkreis von Spiegeln. In ihnen suchen wir uns unserer Fähigkeiten zu vergewissern, andere für uns einzunehmen oder zu beeindrucken, halten wir ängstlich nach Makeln Ausschau, die den Eindruck, den wir erwecken möchten, beeinträchtigen könnten. Die Werbeindustrie fördert diese Beschäftigung mit dem äußeren Aussehen bewußt. In den zwanziger Jahren »waren die in Zeitschriften abgebildeten Frauen fortgesetzt damit beschäftigt, sich selbst zu beobachten, immer selbstkritisch ... Ein beträchtlicher Anteil der Zeitschriftenwerbung, die Frauen ansprechen sollte, zeigte Frauen, wie sie in den Spiegel schauten ... Die Anzeigen der zwanziger Jahre stellten den narzißtischen Appell ganz deutlich heraus. Sie machten

schamlos Gebrauch von Fotos verschleierter Aktmodelle und von Frauen in autoerotischen Posen, um die Leserinnen anzustacheln, sich mit ihnen zu vergleichen und sie an die vorrangige Bedeutung ihrer Sexualität zu erinnern«. Eine Werbebroschüre für Mittel der Schönheitspflege bildete auf dem Umschlag einen Frauenakt ab mit der Unterschrift: »Ihr Meisterwerk – Sie selbst.«¹²⁶

Heute werden solche Themen und Motive direkter dargestellt als je zuvor; zudem propagiert die Werbung als höchste Form von Kreativität für Männer wie Frauen die »Kreation« ihrer selbst. In einem früheren Stadium der kapitalistischen Entwicklung machte die Industrialisierung den Handwerker oder Kleinbauern zum Proletarier, nahm ihm sein Land und seine Werkzeuge und warf ihn auf den Markt, wo er außer seiner Arbeitskraft nichts zu verkaufen hatte. In unseren Tagen sind nicht nur im Bereich der manuellen Arbeit, sondern auch bei den Angestellten spezifische Fertigkeiten so wenig ausgebildet, daß unter den veränderten Bedingungen die Arbeitskraft weniger in physischer Stärke oder Intelligenz als in der Persönlichkeit ist. Männer und Frauen haben ein gefälliges Image zu projizieren und müssen ihre Rollen spielen, gleichzeitig aber auch ihr eigenes Rollenspiel kritisch und genau beobachten. Die Änderungen mitmenschlicher Beziehungen im Produktionsprozeß, die die Gesellschaft undurchsichtig gemacht haben, haben auch zu einer neuen Vorstellung von der Persönlichkeit geführt, die **Richard Sennett** in seinem Buch *THE FALL OF PUBLIC MAN* beschrieben hat. Während der Charakterbegriff des 18. Jahrhunderts die gemeinsamen Elemente der menschlichen Natur betonte, begann das 19. Jahrhundert, die Persönlichkeit als einmaligen und einzigartigen Ausdruck individueller Charakterzüge zu sehen. Diesem Verständnis zufolge drückten Äußerlichkeiten unwillentlich das Innere eines Menschen aus. Leute wurden, wie Sennett erläutert, bald von der Angst erfaßt, sich durch ihre Handlungen, Mienen und Kleidungsdetails unfreiwillig zu verraten. Im selben Jahrhundert stellte, wie **Edgar Wind** nachgewiesen hat, der Kunstkritiker **Giovanni Morelli** die Theorie auf, daß Originalkunstwerke von Fälschungen durch eine genau Prüfung unscheinbarer Details unterschieden werden könnten – die charakteristische Darstellung eines Ohres oder Auges –, die die unverkennbare Hand des Meisters verraten. »Jeder Maler«, behauptete Morelli, »hat seine Besonderheiten, die sich in seine Arbeit einschleichen, ohne daß er sich ihrer bewußt wäre.«¹²⁷

Natürlich führten diese Erkenntnisse über die Persönlichkeit und ihre unfreiwilligen Ausdrucksdimensionen bei Künstlern ebenso wie bei gewöhnlichen Menschen zu Unsicherheit und befangener Selbstbeobachtung. Die Künstler sollten nie mehr Details ausführen, ohne besonders darauf zu achten; und, wie ein Kritiker festgestellt hat, entwertete diese neue Aufmerksamkeit auf das Detail eigentlich den Begriff des Details überhaupt.¹²⁸ In ähnlicher Weise wurde der Mensch im Alltagsleben zum überaus kenntnisreichen Beobachter seines eigenen und des Rollenspiels der anderen, indem er die Meisterschaft eines Romanciers entwickelte, »isolierte Details der äußeren Erscheinung zu entschlüsseln«, wie **Sennett** über **Balzac** schreibt, wobei der »das Detail zu einem Emblem des ganzen Menschen erweiterte«. ¹²⁹ Aber solche neuen gesellschaftlichen Fertigkeiten haben, obwohl sie einen höheren ästhetischen Genuß mit sich brachten, neue Formen von Beunruhigung und Angst begründet. In seinem Selbst-Bewußtsein gefangen wie in einem Kerker, sehnt sich der moderne Mensch nach der verlorenen Unschuld des spontanen Empfindens. **Unfähig, seine Gefühle auszudrücken, ohne ihre Wirkungen auf andere zu berechnen, zweifelt er daran, daß die Gefühlsäußerungen seiner Mitmenschen echt sind,** und hat wenig von den Reaktionen Dritter auf sein eigenes Rollenspiel, selbst wenn sein Publikum tief bewegt zu sein vorgibt. **Andy Warhol** klagt:

Tag für Tag schaue ich in den Spiegel und sehe immer noch etwas – einen neuen Pickel ... Ich tauche einen Johnson & Johnson-Wattebausch in Johnson & Johnson-Alkohol und betupfe den Pickel

mit dem Alkohol ... Und während der Alkohol trocknet, denke ich an gar nichts. Immer stilvoll. Immer in gutem Geschmack ... Wenn der Alkohol abgetrocknet ist, kann ich endlich das fleischfarbene Akne-Medikament auftragen ... Jetzt ist der Pickel verdeckt. Aber bin ich geschützt? Ich muß im Spiegel nach weiteren Anhaltspunkten Ausschau halten. Alles ist da. Der gefühllose Blick ... Die gelangweilte Stumpfheit, die fahle Blässe ... Die grau werdenden Lippen. Das struppige silberweiße Haar, weich und metallisch ... Nichts fehlt. Ich bin all das, was mein Merkbuch über mich sagt.¹³⁰

Das Sicherheitsgefühl, das der Spiegel vermittelt, erweist sich als flüchtig. Jede neue Gegenüberstellung mit dem Spiegel bringt neue Risiken. Warhol bekennt, daß er »noch immer unter der Zwangsvorstellung leidet, in den Spiegel zu sehen und dort nichts zu sehen, niemand«.

Die Analyse zwischenmenschlicher Beziehungen im Theater des Alltags – eine Analyse, die sich vorsätzlich an die Oberfläche der gesellschaftlichen Verkehrsformen hält und keinen Versuch unternimmt, psychologische Tiefenschichten auszuloten – führt zu ähnlichen Schlüssen wie die Psychoanalyse. Die psychoanalytische Beschreibung des pathologischen Narzißten, der in seinem Selbstgefühl auf die Bestätigung durch andere angewiesen ist, die er nichtsdestoweniger abwertet, stimmt in vielem mit der Beschreibung der Selbstdarstellung in der Literaturkritik und in der Soziologie des Alltagslebens überein. Die Entwicklungen, die zu einer neuen Sensibilität gegenüber unbewußten Motiven und unwillkürlichen Ausdrucksformen geführt haben – und zu diesen Entwicklungen gehört nicht zuletzt auch die Popularisierung psychiatrischer Denkweisen –, können nicht unabhängig von den historischen Veränderungen betrachtet werden, die nicht nur eine neue Auffassung der Persönlichkeit, sondern auch eine neue Art der Persönlichkeitsstruktur hervorgebracht haben. Der pathologische Narzißt offenbart auf einer tieferen Ebene dieselbe Angst, die in milderer Form im allgemeinen gesellschaftlichen Umgang so häufig geworden ist. Die herrschenden Formen des gesellschaftlichen Lebens fördern, wie wir gesehen haben, viele Arten narzißtischen Verhaltens. Darüber hinaus haben sie – und das wird in Kapitel 7 ausführlich zu erörtern sein – den Sozialisierungsprozeß in einer Weise verändert, die narzißtische Verhaltensschemata zusätzlich bestärkt, indem sie sie in der frühesten Kindheitserfahrung des Individuums Fuß fassen läßt.

4.9 Ironische Distanzierung als Flucht vor der Routine

Wir haben jedoch das, was schon allein von der Rollentheorie zu lernen ist, noch keineswegs erschöpft. In unserer Gesellschaft dient die ängstliche Selbstbeobachtung (nicht zu verwechseln mit der kritischen Selbstprüfung) nicht nur dazu, die an andere gerichtete Information zu regulieren und empfangene Signale zu deuten; sie richtet auch eine ironische Distanz zur tödlichen Routine des Alltagslebens auf.¹³¹ Einerseits hat die Abwertung von Arbeit und Leistung Fähigkeiten und fachliche Kompetenz für den materiellen Erfolg zunehmend irrelevant gemacht, und damit den Warencharakter der Selbstdarstellung gefördert; andererseits unterminiert die Entwertung der Arbeit eine Bindung an den Beruf und verleitet die Menschen – als einzige Alternative zu Langeweile und Verzweiflung –, ihre Arbeit mit selbstkritischer Distanzierung zu betrachten. **Wenn Berufstätigkeiten fast nur noch aus sinnlosen Handhabungen und gesellschaftliche Routine, die früher die Würde des Rituals besaß, zum bloßen Rollenspiel entartet, versucht der Arbeitende – ob er nun am Fließband schuftet oder einen hochbezahlten Job in einer großen Bürokratie innehat – dem dadurch aufkommenden Gefühl der eigenen Belanglosigkeit zu entrinnen, indem er sich eine ironische Distanz zur Alltagsroutine schafft. Er bemüht sich, das Rollenspiel in eine symbolische Erhöhung des Alltagslebens zu verwandeln. Er sucht Zuflucht bei Witzen, Spott und Zynismus.** Wenn er aufgefordert wird, eine unangenehme Arbeit zu leisten, gibt er deutlich zu erkennen, daß er den Unternehmenszielen von Effizienz und Produktionssteigerung keinen Glauben schenkt. Wenn er eine Party besucht, zeigt er durch sein Verhalten, daß alles nur ein Spiel ist – falsch, künstlich, unaufrichtig; eine lächerliche Travestie von Geselligkeit. Auf diese Weise versucht er sich selbst gegen die Spannungen der Situation immun zu machen. Indem er sich weigert, die Routinearbeiten, die er auszuführen hat, ernst zu nehmen, bestreitet er ihre Macht, ihm zu schaden. Obgleich er annimmt, daß es unmöglich ist, die ihm von der Gesellschaft auferlegten eisernen Grenzen zu verändern, scheinen sie weniger wichtig, wenn er sie nicht ernst nimmt. Indem er das Alltagsleben entmystifiziert, vermittelt er sich und anderen den Eindruck, daß er darüber hinausgewachsen ist, selbst wenn er sich anpaßt und tut, was von ihm erwartet wird.

Da immer mehr Menschen in Stellungen arbeiten, die von ihnen weniger verlangen, als sie können, da Freizeit und geselliges Leben andererseits die Eigenart von Arbeit annehmen, wird zynische Distanziertheit zum beherrschenden Modus des alltäglichen Umgangs. Viele Formen der Massenunterhaltung appellieren an diese Einstellung und fördern sie so noch. Sie parodieren bekannte Rollen und Themen und veranlassen das Publikum, sich seiner Umwelt überlegen zu fühlen. Populäre Gattungen beginnen sich selbst zu parodieren: Western nehmen Western aufs Korn; Rührstücke wie FERNWOOD, SOAP oder MARY HARTMAN, MARY HARTMAN geben dem Zuschauer zu verstehen, er sei höchst gebildet, da er ja über die Konventionen der Rührstücke spotten kann. Und doch bleibt ein Großteil der Massenunterhaltung »romantisch« und eskapistisch, enthält sich dieses Theaters des Absurden und verheißt Flucht aus der Routine statt ironische Distanzierung davon. Werbung und Trivialliteratur blenden ihr Publikum mit Bildern von Abenteuer und Erlebnisreichtum. Sie versprechen Teilnahme an der Handlung, eine Rolle im Drama des Geschehens, statt an den Zynismus des bloßen Zuschauens zu appellieren. Emma Bovary, prototypische Konsumentin der Massenkultur, träumt noch immer, und ihre Träume, von Millionen geteilt, steigern die Unzufriedenheit mit Beruf und Alltagsroutine.

Die gedankenlose Anpassung an diese Routine wird zunehmend schwieriger. Während die moderne Industrie die Menschen zu Tätigkeiten verurteilt, die ihrer Intelligenz hohnsprechen, stopft die Massenkultur mit ihren romantischen Eskapismen ihre Köpfe mit Visionen von Erfahrungs- und Lebensmöglichkeiten voll, die ihre Mittel – wie auch ihre emotionalen und imaginativen Fähigkeiten – übersteigen, und trägt damit zu weite-

rer Entwertung der Alltagsroutine bei. Die Kluft zwischen Phantasie und Realität, zwischen der Welt des Schönen und der Alltagswelt führt zu einer Haltung ironischer Gleichgültigkeit gegenüber der Welt, die den Schmerz betäubt, aber auch den Willen lähmt, die gesellschaftlichen Bedingungen zu verändern, auch nur bescheidene Verbesserungen in Freizeit und Arbeit anzustreben und dem Alltagsleben Bedeutung und Würde zurückzugewinnen.

4.10 Ausweglosigkeit

Die Flucht vor der Wirklichkeit mittels Ironie und kritischem Selbstempfinden ist in jedem Fall selbst eine Illusion; bestenfalls gewährt sie momentane Befreiung. Das Sich-Distanzieren wird rasch wieder selbst zur Routine. Das über Bewußtsein kommentierende Bewußtsein verstrickt sich in einem eskalierenden Zirkel von Selbstbefangenheit, der Spontaneität hemmt. So verstärkt sich das Gefühl fehlender persönlicher Echtheit, das zunächst aus dem Ressentiment gegen die sinnlosen Rollen erwächst, die die moderne Industrie vorschreibt. Selbstgeschaffene Rollen werden ebenso zwanghaft-unnatürlich wie die gesellschaftlichen, denen gegenüber sie eine ironische Distanz schaffen sollten. Wir sehnen uns nach der Aufhebung der Selbstbefangenheit und der pseudoanalytischen Haltung, die uns zur zweiten Natur geworden ist; doch weder Kunst noch Religion, historisch gesehen die beiden großen emanzipatorischen Kräfte zur Befreiung aus einem Gefängnis des Ich, haben noch die Kraft, den Vertrauensschwund aufzuhalten. In einer so weitgehend auf Illusionen und äußerlichem Schein beruhenden Gesellschaft haben Kunst und Religion als die höchsten Illusionen keine Zukunft. *Credo quia absurdum*, das Paradoxon der religiösen Erfahrung in der Vergangenheit, hat wenig Bedeutung in einer Welt, in der nicht nur die Wunder, die mit religiösem Glauben und Handeln verbunden sind, sondern schlichtweg alle Dinge absurd scheinen. Der Kunst gelingt es nicht mehr, die Illusion von Wirklichkeit hervorzubringen; sie leidet darüber hinaus aber unter derselben Selbstbefangenheit, die dem Mann auf der Straße zu schaffen macht. Schriftsteller und Dramatiker lenken das Augenmerk ihrer Leser und Zuschauer auf die artifizielle Beschaffenheit ihrer Werke und vereiteln so eine Identifizierung mit ihren Figuren. Mittels Ironie und Eklektizismus distanziert sich der Autor von seinem Thema, wird sich dieser Verfremdungstechniken zugleich jedoch so deutlich bewußt, daß es ihm zunehmend schwerer fällt, über irgend etwas zu schreiben, ausgenommen die Schwierigkeiten des Schreibens. Das Schreiben übers Schreiben wird dann seinerseits zum Gegenstand von Selbstparodie, etwa wenn **Donald Barthelme** in eine seiner Erzählungen die Reflexion einfügt:

Schon wieder eine Geschichte über das Schreiben von Geschichten!
Schon wieder ein *Regressus ad infinitivum!* Wer zöge nicht eine Kunst vor, die wenigstens in aller Offenheit etwas anderes imitiert als ihre eigenen Entwicklungen? Eine Kunst, die nicht fortgesetzt verkündet: »Nicht vergessen, ich bin ein Kunstwerk!«

In ähnlicher Weise fragt **John Barth** plötzlich inmitten des Schreibens einer Erzählung:

Wie schreibt man eigentlich eine Erzählung? Wie findet man, in diesen Buchten und Spalten verwirrt, einen Ausweg? Geschichtenerzählen ist nicht mein Bier; ist niemandes Bier; meine Fabel steigt und fällt nicht in sinnvollen Entwicklungsschritten, sondern ... schweift ab, weicht zurück, zögert, stöhnt unter ihrem Drum und Dran, bricht zusammen, verendet.

Der »emotionale Rückzug« des experimentellen Autors droht, so behauptet **Morris Dickstein**, in Katatonie zu entarten. Wenn der Autor sich nicht mehr die Mühe macht, die »Realität zu meistern«, zieht er sich auf eine oberflächliche Selbstanalyse zurück,

die nicht nur die Außenwelt auslöscht, sondern auch eine tiefere Subjektivität, »die die Vorstellungskraft beflügelt ... Seine Streifzüge ins Ich sind genauso sinnlos und leer wie seine Streifzüge durch die Welt«. ¹³² Die psychologische Analyse bestätigt, was die Kunstsoziologie und die Soziologie des alltäglichen Rollenspiels uns gelehrt hat. Wenn die Unfähigkeit, Zweifel und Ungläubigkeit aufzuheben, aus dem Wandel künstlerischer Konventionen herrührt wie aus der Selbstbefangenheit, mittels derer wir uns vom Alltagsleben zu distanzieren versuchen (und das uns auf seine eigene Weise versklavt), so hat diese unermüdliche Selbstbeobachtung auch eine psychologische Grundlage. Wer sich der Fähigkeit seines Ichs sicher fühlt, das Es zu beherrschen, genießt es laut **Kohut**, den sekundären Prozeß aufzuheben (beispielsweise im Schlaf oder bei sexueller Aktivität), weil er weiß, daß er ihn zurückgewinnen kann, wann er will. Der Narzißt dagegen hält seine eigenen Wünsche für so bedrohlich, daß er oft größte Schwierigkeiten hat, zu schlafen, den Sexualtrieb in der Phantasie auszugestalten (»die wichtigsten Indikatoren für die Fähigkeit eines Menschen, dem Sekundärprozeß Besetzung zu entziehen«) oder während psychoanalytischer Sitzungen die Gegenwartsrealität zu suspendieren. Der Erzähler von **Hellers** WAS GESCHAH MIT SLOCUM? bekennt: »Beim Erwachen aus tiefem, traumlosem Schlaf packt mich die Angst, wenn ich bedenke, wie weit ich mich vom Leben entfernt hatte und wie wehrlos ich gewesen sein muß, während ich dort war ... Wie, wenn ich nun nicht hätte zurückkommen können? Ich mag den Kontakt zu meinem Bewußtsein nicht gänzlich verlieren.« ¹³³

In psychiatrischen Sitzungen wie im Theater unterstützen die Konventionen, die den Rahmen für die psychoanalytische Begegnung abgeben, normalerweise die »Aufhebung der Alltagsrealität«: die »Dämpfung der Reize aus der unmittelbaren Umwelt« ermöglicht es, sich einer »Welt imaginativ und künstlerisch überarbeiteter Erinnerungen« zuzuwenden. Bei manchen Patienten wird die »Unfähigkeit, den Entzug des Wollens hinsichtlich der täglichen Wirklichkeit zu ertragen und die Doppeldeutigkeit der analytischen Situation hinzunehmen«, jedoch zum zentralen Problem der Analyse selbst. Wie gewöhnlich, fügt **Kohut** hinzu, ist es sinnlos, dem Patienten mit einem moralischen Argument gegen diese seine Unfähigkeit zu begegnen oder zu ermahnen, sein Verhalten zu ändern. Der Angriff auf die Theaterillusion, der die Kunst im 20. Jahrhundert ebenso wirksam untergräbt wie der Angriff auf religiöse Illusionen im 19. Jahrhundert die Religion, hängt mit der Angst vor der Phantasie zusammen, die mit dem Widerstand gegen die »Aufhebung der täglichen Wirklichkeit« zu tun hat. Wenn Kunst, Religion und sogar die Sexualität keine Entlastung der Phantasie vom Alltagsleben mehr bieten können, wird die Banalität der Selbsterfahrung so überwältigend stark, daß der Mensch sich am Ende überhaupt keine Entlastung mehr vorzustellen vermag, es sei denn in totaler Nichtigkeit und Leere. **Warhol** hat eine gute Beschreibung dieses Geisteszustandes gegeben:

Die beste Liebe ist die Gar-nicht-daran-denken-Liebe. Manche Leute können Sex haben und ihren Kopf dabei wirklich ausleeren und mit Sex füllen; andere Leute können ihren Kopf nie ausleeren und mit Sex füllen, denn noch während sie Sex haben, denken sie. »Kann das hier wirklich ich sein? Tue ich das hier wirklich? Das ist sehr seltsam. Vor fünf Minuten habe ich das noch nicht getan. Schon bald werde ich es nicht mehr tun. Was würde Mutter dazu sagen. Was haben sich die Leute überhaupt dabei gedacht, wenn sie so etwas gemacht haben?« Deshalb ist der erste Menschentyp ... besser dran. Der zweite Typ muß etwas anderes ausfindig machen, bei dem er sich entspannen und in dem er sich verlieren kann. ¹³⁴

In einem Pseudobewußtsein von sich selbst gefangen, nähme der neue Narzißt liebend gern Zuflucht zu einer *idée fixe*, zu einem neurotischen Zwang, einer »wunderbaren Obsession« – zu irgend etwas, um seinen Kopf von sich selbst freizubekommen. Sogar die gedankenlose Anpassung an die Alltagsmühle erscheint, da sie als Möglichkeit in die

historische Ferne entrückt ist, eine geradezu beneidenswerte Geistesverfassung. Es kennzeichnet den besonderen Schrecken des zeitgenössischen Lebens, daß es die schlimmsten Züge früherer Zeiten – die Abgestumpftheit der Massen, die Besessenheit und Rastlosigkeit der Bourgeoisie – vergleichsweise reizvoll wirken läßt. Der Kapitalist des 19. Jahrhunderts mit seinem zwanghaften Fleiß, dem Streben, sich der Versuchung zu entziehen, litt entsetzlich unter seinen inneren Dämonen. Der zeitgenössische Mensch aber, den seine Selbstbefangenheit peinigt, wendet sich neuen Kulte und Therapien nicht zu, um sich von seinen Zwangsvorstellungen zu befreien, sondern um Sinn und Ziel im Leben zu finden, um irgendeiner Sache auf die Spur zu kommen, für die es sich zu leben lohnt, genauer: um sich eine Obsession *zuzulegen*, und wenn es nur die *passion maitresse* der Therapie selbst ist. Er würde sein Selbstbewußtsein liebend gern gegen Vergessen eintauschen und seine Freiheit, sich neue Rollen zu erfinden, gegen irgendeine Form äußeren Diktats, je willkürlicher, desto besser. Der Held eines vor kurzem erschienenen Romans verzichtet auf die Freiheit der eigenen Entscheidung und ordnet sein Geschick dem Würfelspiel unter: »Ich stellte für mich jetzt und auf ewig den unumstößlichen Grundsatz auf, das zu tun, was die Würfel mir diktierten.«¹³⁵ Die Menschen pflegten die Ironie des Schicksals zu verwünschen; heute ziehen sie diese Ironie der Ironie des nie aussetzenden Selbstbewußtseins vor. Während frühere Zeiten das willkürliche Diktat von außen wie von innen durch die Vernunft zu ersetzen suchten, empfindet das 20. Jahrhundert die Vernunft in der Form des ironischen Selbstbewußtseins als strengen Herrn; es versucht frühere Formen der Sklaverei wiederzubeleben. Das Gefängnisdasein der Vergangenheit nimmt sich in unseren Tagen geradezu wie Freiheit aus.

5 Die Abwertung des Sports

5.1 Geist des Spiels oder Sucht nach nationalem Aufstieg

Unter den Aktivitäten, durch die die Menschen sich Entlastung vom Alltag zu verschaffen suchen, stellen Spiel und Sport die in vieler Hinsicht reinste Form von Flucht dar. Wie Sexualität, Drogen und Alkohol löschen sie die Alltagsrealität, indem sie das Bewußtsein allerdings nicht trüben, sondern zu intensiverer Konzentration steigern. Überdies haben Spiel und Sport keine Nebenwirkungen; sie verursachen weder Katzenjammer noch emotionale Verwicklungen. Der Sport befriedigt das Bedürfnis nach freier Phantasie und gleichzeitig das Verlangen nach risikolosen Schwierigkeiten. Er kombiniert kindlichen Überschwang mit absichtlich geschaffenen Komplikationen. Da Spiel und Sport – worauf **Roger Callois** hingewiesen hat – unter den Spielern Gleichheit schaffen, versuchen sie, die »normale Verwirrung des Alltagslebens« durch ideale Bedingungen zu ersetzen.¹³⁶ Sie stellen die Freiheit wieder her, die Vollkommenheit der Kindheit, die in der Erinnerung geblieben ist, und durch künstliche Grenzen trennen sie sie vom gewöhnlichen Leben; innerhalb dieser Grenzen gibt es Einschränkungen nur durch die Regeln, denen sich die Spieler freiwillig unterwerfen. Spiele verlangen Geschicklichkeit und Intelligenz sowie eine äußerste Konzentration auf völlig nutzlose Handlungen, die für das Ringen des Menschen mit der Natur, für Reichtum, Wohlfahrt und Überleben der Gemeinschaft ohne Belang sind.

Wegen ihrer Nutzlosigkeit werden Spiel und Sport oft angegriffen: von den Gesellschaftsveränderern, den Hütern der öffentlichen Moral und von funktionalistischen Gesellschaftskritikern wie **Thorstein Veblen**, der in den Sportarten der oberen Schichten anachronistische Überbleibsel von Militarismus und Tapferkeit sah. Und doch liegt der Reiz des Sports in seiner Nutzlosigkeit und in nichts anderem sonst – in seiner Künstlichkeit, den willkürlichen Hindernissen, die lediglich zu dem Zweck errichtet sind, die Spieler zu ihrer Überwindung herauszufordern, in dem Fehlen aller utilitaristischen oder moralisch erbauenden Ziele. Wenn Spiel und Sport in den Dienst der Erziehung, der Charakterbildung oder einer gesellschaftlichen Zielsetzung gespannt werden, verlieren sie rasch ihre Anziehungskraft.

In der offiziellen Sicht, die heute an die Stelle der verschiedenen utilitaristischen Ideologien von einst getreten ist, gilt der Sport als Schrittmacher von Gesundheit und Fitness und damit auch als förderlich für das Wohlbefinden des Volkes insgesamt. Hier unterscheidet sich der Sozialismus kaum vom Kapitalismus. Man nehme als Beispiel die endlosen Verlautbarungen John F. Kennedys zum Segen körperlicher Fitness. Als Kennedy die Gründung seines *President's Council on Youth Fitness* zu rechtfertigen versuchte, an dessen Spitze der *football*-Trainer Bud Wilkinson aus Oklahoma stand, berief er sich auf den fortschreitenden Verfall der körperlichen Leistungsfähigkeit, wie sie durch Standardtests nachgewiesen wurde. »Unsere wachsende Schlappeheit, unser zunehmender Mangel an körperlicher Fitness stellt eine Bedrohung unserer Sicherheit dar.« Diese Attacke auf die »Schlappeheit« geht Hand in Hand mit der Verurteilung bloßer Zuschauerschaft.

Sozialistische Verlautbarungen klingen auf geradezu deprimierende Weise ähnlich. Die kubanische Regierung verkündete im Jahre 1967, Sport sei Bestandteil der »untrennbaren Einheit von Erziehung, Kultur, Gesundheit, Verteidigung, Glück sowie der Entwicklung des Volkes und einer neuen Gesellschaft«. Und das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion erklärte 1925, der Sport müßte bewußt als »Mittel eingesetzt werden, um die breiten Massen der Arbeiter und Bauern den verschiedenen Organisationen der Partei und der Gewerkschaft zuzuführen, wodurch die Massen der

Arbeiter und Bauern zu gesellschaftlicher und politischer Aktivität erzogen werden« sollten. Glücklicherweise neigen die Menschen aller Völker dazu, solchen Ermahnungen zu widerstehen. Sie wissen, daß Spiel und Sport herrlich nutzlos bleiben und daß einem aufregenden sportlichen Wettkampf zuzuschauen überdies emotional fast so erschöpfend sein kann wie die aktive Teilnahme selbst – also durchaus nicht die »passive« Erfahrung ist, zu der sie die Wächter über Volksgesundheit und öffentliche Moral abstempeln wollen.¹³⁷

5.2 Huizinga und der Homo ludens

Da die moderne Industrie die meisten Berufstätigkeiten auf Routinearbeit reduziert hat, ist der Sport in unserer Gesellschaft noch wichtiger geworden. In Spiel und Sport suchen sie die geistigen und körperlichen Schwierigkeiten und Anstrengungen, die sie in ihrer Arbeit nicht mehr finden. Es sind wahrscheinlich gar nicht so sehr die Monotonie und Routine an sich, die der Arbeit die Freude nehmen – jeder Beruf, der der Mühe wert ist, erfordert ja einen bestimmten Anteil von Plackerei –, sondern die eigenartigen Arbeitsbedingungen, die in großen bürokratischen Organisationen und zunehmend auch in der modernen Fabrik herrschen. Wenn die Arbeit nicht mehr faßbar und handgreiflich ist, nicht mehr als die Umgestaltung von Materie durch menschlichen Einfallsreichtum empfunden werden kann, wird sie abstrakt und ganz unpersönlich. Die hochgradige Subjektivität der modernen Arbeit, wie sie sich heute noch deutlicher im Büro als in der Fabrik zeigt, läßt Männer und Frauen an der Realität der Außenwelt zweifeln und sich, wie im vorigen Kapitel dargestellt, hinter eine schützende Ironie verstecken. In der Arbeit sind so wenig Spuren des Spiels erhalten geblieben und die Alltagsroutine bietet so wenig Möglichkeiten, der ironischen Selbstbefangenheit zu enttrinnen, die ihrerseits die Angewohnheiten einer Routine angenommen hat, daß die Menschen sich dem Spiel mit mehr als der üblichen Intensität zu überlassen suchen. »In einer Zeit, da *image* in Amerika im schriftlichen und mündlichen Umgang eines der meistgebrauchten Wörter ist«, bemerkte **Joseph Epstein** kürzlich in einem Essay über den Sport, »stößt man nicht allzuoft auf das wahre Phänomen.«

Die Geschichte der Kultur scheint, wie **Huizinga** in seiner klassischen Untersuchung des Spiels – *HOMO LUDENS*¹³⁸ – nachgewiesen hat, in einer Hinsicht in der allmählichen Eliminierung des Spielelements aus allen kulturellen Bereichen zu bestehen – nach und nach verschwindet es aus der Religion, dem Recht und vor allem aus der produktiven Arbeit. Die Rationalisierung dieser Bereiche läßt wenig Raum für den willkürlich erfindenden Geist, oder für eine Haltung, die Dinge dem Zufall überläßt. Risiko, Wagnis und Unsicherheit – wichtige Komponenten des Spiels – haben wenig zu suchen in der Industrie oder in Tätigkeitsbereichen, in denen industrielle Maßstäbe gelten, die ja gerade die Zukunft vorauszusehen und zu beherrschen versuchen und Risiken ausschalten wollen. Spiel und Sport haben deshalb eine Bedeutung wie nie zuvor, sie sind sogar wichtiger noch als im alten Griechenland, wo doch ein so großer Teil des gesellschaftlichen Lebens um den sportlichen Wettkampf kreiste. Der Sport, der auch das Verlangen nach körperlicher Anstrengung stillt – das Verlangen, die körperliche Grundlage des Lebens erneut zu empfinden –, ist zum Entzücken nicht nur der Massen geworden, sondern auch derjenigen, die sich als kulturelle Elite aufspielen.

Die Entwicklung des Zuschauersports zu seiner augenblicklichen Bedeutung fällt historisch mit dem Entstehen der Massenproduktion zusammen, die jene Bedürfnisse steigert, die der Sport befriedigt, und gleichzeitig die technischen und werbemäßigen Voraussetzungen schafft, um sportliche Wettkämpfe einem großen Publikum nahezubringen und zu vermarkten. Eben diese Entwicklungen aber, so lautet eine weitverbreitete Kritik am modernen Sport, haben den sportlichen Wettkampf selbst entweiht. Die Kommerzialisierung hat Spiel in Arbeit verkehrt, das Vergnügen des Sportlers dem des

Zuschauers untergeordnet und den Zuschauer selbst in dumpfe Passivität verfallen lassen – das genaue Gegenteil jener Gesundheit und Kraft, die der Sport eigentlich fördern sollte. Die Gewinnsucht hat in übertriebener Weise den Wettbewerbsaspekt des Sports hervortreten lassen und das bescheidenere, aber auch befriedigendere Erlebnis von Kooperation und Können verdrängt. Die Siegesversessenheit, die *football*-Trainer wie Vince Lombardi und George Allen propagieren, hat aus den Spielern Wilde und aus ihren Anhängern tollwütige Chauvinisten gemacht. Aufgrund der Gewalttätigkeit und der fanatischen Parteilichkeit des modernen Sports behaupten manche Kritiker, daß der Sport der Jugend militärische Tugenden einbläue, beim Zuschauen auf irrationale Weise regionalen und Nationalstolz anfache und die stärkste Bastion des männlichen Chauvinismus sei.

Huizinga selbst, der manche dieser Argumente vorausgenommen, sie jedoch sehr viel überzeugender vorgetragen hat, gab zu bedenken, daß die modernen Spiele und der moderne Sport durch eine »fatale Tendenz zu allzu großer Ernsthaftigkeit« ruiniert worden seien. Zugleich betonte er, das Spiel habe das Element des Ritualen verloren und sei »profan« geworden – und stehe eben deshalb nicht mehr in einem »organischen Zusammenhang mit der Struktur der Gesellschaft«.

Die Massen sehnen sich heute nach »trivialer Entspannung und kruder Sensationslust« und stürzen sich auf derartiges mit einer Intensität, die in keinem Verhältnis zu ihrem eigentlichen Wert steht. Anstatt frei, unbefangen und mit der Intensität von Kindern zu spielen, spielen sie mit einer »Mischung aus Adoleszenz und Barbarei«, die Huizinga Puerilismus nennt, weil sie Spiele mit patriotischer und kriegerischer Inbrunst betreibt, ernsthafte Dinge dagegen behandelt, als sei es ein Spiel. »Es hat sich eine weitreichende Verquickung von Spiel und ernsthafter Aktivität vollzogen«, meint Huizinga:

Die beiden Sphären vermischen sich. In den Aktivitäten einer äußerlich ernsthaften Natur nistet sich ein spielerisches Element ein. Das als solches anerkannte Spiel ist andererseits nicht mehr in der Lage, seinen eigentlichen Spielcharakter zu wahren, weil es zu ernst genommen und im technischen Sinne überorganisiert wird. Die unerläßlichen Eigenschaften von Unvoreingenommenheit, Einfachheit und Fröhlichkeit gehen damit verloren.

5.3 Die Kritik des Sports

Wenn man Kritik am modernen Sport,¹³⁹ in ihrer vulgären Form oder auch in Huizingas subtiler Fassung einmal genau untersucht, erkennt man eine Reihe von allgemeinen Mißverständnissen über die moderne Gesellschaft, die ihr zugrundeliegen; dabei werden auch einige der zentralen Fragen geklärt, mit denen sich die vorliegende Arbeit beschäftigt, insbesondere Fragen zum Wesen des Schau-Spiels und über den Unterschied zwischen Schau-Spiel und anderen Arten von Darbietung, Ritual und Wettkampf. In den letzten Jahren ist viel über den Sport geschrieben worden; die Sportsoziologie hat sich sogar als Nebenzweig der Gesellschaftswissenschaften entwickeln können. Von diesen Schriften ist vieles nur darauf angelegt, den Sport zu fördern oder das Interesse, das er geschaffen hat, journalistisch auszuwerten, einiges hat aber auch gesellschaftskritische Ambitionen. Zu den Autoren, die die inzwischen vertrauten Einwände gegen den organisierten Sport geltend machen, zählen der Soziologe **Harry Edwards**, der Psychologe und frühere Tennisspieler **Dorcus Susan Butt**, der die Auffassung vertritt, der Sport solle sportlerisches Können fördern, nicht aber den Wettbewerb zwischen Spielern an sich; außerdem desillusionierte Berufssportler wie **Dave Meggyesy** und **Chip Oliver** sowie Kultur- und Gesellschaftskritiker wie **Paul Hoch** und **Jack Scott**. Ein kritischer Blick auf ihre Äußerungen macht deutlich, was an dem gegenwärtigen kulturellen Unbehagen historisch Besonderes ist.

Die Kritiker des Sports greifen in ihrem Übereifer, Beweismaterial für Verderbtheit und Verfall zu liefern, wesentliche Elemente des athletischen Wettkampfes an, Elemente, die überall und zu allen Zeiten seinen Reiz ausgemacht haben, weil sie irrtümlicherweise annehmen, daß Zuschauerschaft, Gewalttätigkeit und Wettbewerbsgeist spezifische Merkmale der Moderne sind. Andererseits übersehen sie das, wodurch die moderne Gesellschaft den Sport degeneriert hat, und mißverstehen deshalb auch das Wesen dieser Degeneration. Sie konzentrieren sich auf Probleme wie die »übermäßige Ernsthaftigkeit«, die natürlich für ein generelles Verständnis des Sports wie für eine Definition des Spiels grundlegend, aber für ihre historische Entwicklung und ihre zeitgenössische Verformung peripher oder irrelevant sind.

Da ist etwa vielfach die Klage zu hören, der moderne Sport sei »eher zuschauer- als teilnehmerorientiert« – für den Erfolg eines Spiels aber, so meint man, seien die Zuschauer belanglos. Welch naive Theorie menschlicher Motivation liegt solcher Meinung zugrunde! Wer bestimmte Fertigkeiten erlangt, will sie auch zeigen; das liegt in der Natur der Sache. Auf einer höheren Ebene der Meisterschaft liegt dem Ausübenden nicht mehr nur daran, seine Virtuosität zur Schau zu stellen – denn der wirkliche Kenner kann leicht zwischen dem Spieler, der sich für die Masse produziert, und dem überlegenen Künstler unterscheiden, der sich an den strengen Maßstäben seiner Kunst selbst mißt –, sondern er arbeitet darauf hin, ein Äußerstes an Leistung zustande zu bringen, Vergnügen zu bereiten, zwischen sich und den Zuschauern ein Band herzustellen, das in der gemeinsamen Wertschätzung eines Rituals besteht, welches fehlerlos, mit tiefem Einfühlungsvermögen und einem Sinn für Stil und Proportionen ausgeführt wird.¹⁴⁰

In allen Sportarten, vor allem aber im athletischen Wettkampf, bilden Darbietung und Vorstellung ein zentrales Element – eine Erinnerung an die früheren Verbindungen zwischen Spiel, Ritus und Drama. Die Spieler wetteifern nicht bloß miteinander; sie vereinigen sich zu einer vertrauten Zeremonie, die gemeinsame Werte bekräftigt. Eine Zeremonie erfordert Zeugen: enthusiastische Zuschauer, die mit den Regeln der Darbietung und der ihr zugrundeliegenden Bedeutung vertraut sind. Die Anwesenheit von Zuschauern zerstört den Sinn des Sports also keineswegs; im Gegenteil, durch sie wird er vollkommen. Eine der positiven Eigenschaften des modernen Sports beruht in der Tat darin, daß er sich dem Verfall der Maßstäbe widersetzt und ein kundiges Publikum anzusprechen vermag. **Norman Podhoretz** hat behauptet, daß das Sportpublikum verständiger als das Kunstpublikum ist und daß »die hervorragende Leistung als Kriterium zur Beurteilung sportlicher Vorführungen kaum umstritten«¹⁴¹ ist. Wichtiger noch: hinsichtlich der Maßstäbe, an denen hervorragende Leistungen gemessen werden, herrscht allgemeine Übereinstimmung. Das Sportpublikum besteht nach wie vor weitgehend aus Menschen, die in ihrer Jugend aktiv Sport betrieben und dabei einen Sensus für das Spiel sowie die Fähigkeit erworben haben, Qualitätsunterschiede wirklich unterscheiden zu können.

Selbst wenn Amateurmusiker, -tänzer, -schauspieler und -maler noch einen kleinen harten Kern der Zuschauerschaft bilden mögen, läßt sich ähnliches im Bereich der bildenden Künste kaum feststellen. Die ständige Experimentiersucht hat in den Künsten soviel Verwirrung gestiftet, daß Neuheit und Schockwirkung das einzige noch gültige Qualitätskriterium ausmachen, und in einer überreizten Zeit kommen sie häufig nur noch aus kompletter Häßlichkeit und Banalität zustande. Im Sport dagegen spielen Neuheit und rasch wechselnde Moden für den Reiz, den Spiel und Sport auf ein verständiges Publikum ausüben, nur eine geringe Rolle.

Und doch hat sogar auf diesem Gebiet inzwischen eine Verwirrung der Maßstäbe eingesetzt. Angesichts steigender Kosten versuchen die Veranstalter dadurch größere Zuschauermassen zu Sportereignissen zu locken, daß sie riesige Ergebnistafeln installieren, Helme und Schlaghölzer verteilen und den Zuschauer mit Beifall-Einpeitschern, Platzanweiserinnen und Tanzmädchen zu Leibe rücken. Das Fernsehen hat die Zu-

schauerzahlen gesteigert; die Sportkenntnis ist jedoch dementsprechend geringer geworden. Davon scheinen jedenfalls die Sportreporter auszugehen, die ihr Publikum mit einem endlosen Schwall von Informationen über die Grundregeln des betreffenden Spiels bevormunden, und die Veranstalter meinen wohl das gleiche, wenn sie ein Spiel nach dem andern dem Geschmack eines Publikums anzupassen versuchen, das angeblich die subtileren Eigenarten des Sports nicht zu erfassen mag. Die Einführung der Regel des »vorherbestimmten Punktemachers« seitens der *American League*, die die Werfer von der Aufgabe entbindet, auch zu schlagen und so die Bedeutung einer umsichtigen Spielstrategie reduziert, bietet ein besonders krasses Beispiel dafür, wie Sport durch die Erfordernisse der Massenwerbung verwässert wird. Ein anderes Beispiel ist die »Den-letzten-holt-der-Teufel-Meile«, eine vom *Examiner* in San Francisco erfundene Laufveranstaltung, bei der der Läufer, der im Anfangsstadium dieses Ausscheidungsrennens letzter wird, ausscheiden muß – die Regel macht natürlich die ersten Phasen des Rennens interessanter, da niemand gleich ausscheiden will, die Qualität des Wettkampfes im allgemeinen jedoch wird herabgesetzt. Als das Fernsehen das Surfing entdeckte, bestand es darauf, daß die übertragenen Wettkämpfe in Übereinstimmung mit einem vorher festgelegten Zeitplan abgehalten wurden, ohne Rücksicht auf die Wetterbedingungen. Ein Surfer klagte: »Das Fernsehen zerstört unseren Sport. Die TV-Produzenten machen aus einem Sport und aus einer Kunst eine Art Zirkus.«¹⁴² Solche Praktiken führen bei anderen Sportarten zu den gleichen Ergebnissen, wenn sie beispielsweise Baseballspieler dazu zwingen, an eiskalten Oktoberabenden Spiele für die *World Series* zu absolvieren. Beim Tennis ist der Rasen durch künstliche Spielflächen ersetzt worden, die die Geschwindigkeit des Spiels verringert haben, Zuverlässigkeit und Geduld als Spieleigenschaften begünstigen, taktische Brillanz und überwältigendes Tempo dagegen verringern – den TV-Produzenten empfehlen sich künstliche Spielflächen, weil Tennis so zum witterungsunabhängigen Sport und sogar in geschlossenen Räumen möglich wird, so etwa in Sportheiligtümern wie *Caesar's Palace* in Las Vegas. Das Fernsehen hat den Spielkalender umgekrempelt, den Sport seiner vertrauten Bindung an die Jahreszeiten beraubt und so seine sinnlichen und Erinnerungsbezüge gemindert.

In dem Maße, wie die Zuschauer weniger Sachkenntnis der Spiele haben, denen sie zuschauen, werden sie sensationslüstern und blutrünstig. Die zunehmende Gewalttätigkeit beim Eishockey – weit über die Notwendigkeit und Eigenarten dieses Spiels hinaus – hängt zeitlich damit zusammen, daß das professionelle Eishockey sich auf Städte ausweitete, die keinerlei gewachsene Bindung mit dieser Sportart hatten, Städte, die aufgrund der Wetterbedingungen von vornherein keine solche regionale Spielkultur hätten haben können. Es geht im Zusammenhang mit solchen Veränderungen nicht darum, wie eine Reihe neuerlicher Kritiker meint, daß Sportveranstaltungen eben lediglich zum Vergnügen der aktiven Teilnehmer abgehalten werden sollten und daß immer dann ein Verfall einsetzt, wenn der Sport um des Profits willen vor Zuschauern betrieben wird. Niemand bestreitet, daß eine aktive Teilnahme am Sport wünschenswert ist, und zwar nicht aus Gründen der Körperertüchtigung, sondern weil sie Freude und Vergnügen bereitet. Durch die Beobachtung von Menschen, die eine Sportart beherrschen gelernt haben, gewinnen wir aber die Maßstäbe, an denen wir uns selbst messen können. Durch zuschauendes Teilnehmen erleben wir in gesteigerter Form den Schmerz der Niederlage oder den Triumph der Beharrlichkeit angesichts von Schwierigkeiten. Wie andere Darbietungen weckt auch der sportliche Wettkampf in uns eine Fülle von Assoziationen und Phantasien und formt unbewußte Vorstellungen vom Leben. Zuschauer sein ist genauso wenig »passiv« wie Tagträumen, vorausgesetzt, daß es sich um Darbietung von einer Qualität handelt, die eine Gefühlsreaktion auslöst.

Es ist irrig zu vermuten, daß organisierte Sportwettkämpfe jemals ausschließlich den Interessen der Spieler dienen und daß der Berufssport unausweichlich alle verdirbt, die sich daran beteiligen. Die jüngste Kritik des Sports, die den Amateur verherrlicht, den

Zuschauer als »passiv« bezeichnet und den Wettstreit im Sport beklagt, ist ein Echo des falschen Radikalismus der Gegenkultur, von der sie in so vieler Hinsicht herkommt. Sie zeigt ihre Verachtung der Leistung, indem sie die »elitäre« Unterscheidung von Spielern und Zuschauern aufgehoben sehen will. Diese Kritiker machen den Vorschlag, wettbewerbsorientierte Berufssportarten, die bei all ihren Nachteilen doch Maßstäbe von Können und Mut aufrechterhalten, die sonst vielleicht aussterben könnten, durch milde kooperative Zerstreuungen zu ersetzen, an denen sich jeder ohne Rücksicht auf Alter oder Fähigkeiten beteiligen kann – »neue Sportarten ohne Wettbewerbscharakter«,¹⁴³ die tatsächlich »kein Ziel« haben, wie es einmal typisch formuliert worden ist, außer dem, »Menschen zusammenzuführen, damit sie Spaß zusammen haben«. In seinem eifrigen Bestreben, den Sport gerade von dem zu »befreien«, was stets seinen schöpferischen Reiz ausgemacht hat, nämlich die Inszenierung des Wettstreits überlegener Könnner, propagiert dieser »Radikalismus« die völlige Entwertung des Sports durch eben jene Gesellschaft, die diese radikalen Kulturkritiker zu kritisieren und zu unterlaufen vorgeben. Was die Wettkampfsportarten an Gefühlen auslösen, beunruhigt diese Kritiker des »passiven« Zuschauens, und so wollen sie Phantasie, Vorstellung und Komödiantentum, die stets mit Spielen verbunden gewesen sind, unterdrücken oder ausmerzen und den Sport in den Dienst der Gesundheitspflege stellen. Die Forderung nach mehr Teilnehmerschaft scheint, wie das Mißtrauen gegenüber dem Wettstreit, ihren Ursprung in der Angst zu haben, daß wir von unbewußten Impulsen und Phantasien überwältigt werden könnten, wenn wir ihnen den freien Ausdruck gestatten.¹⁴⁴

5.4 Die Trivialisierung des sportlichen Wettstreits

Was den Sport wie auch die künstlerischen Darbietungen verdirbt, ist nicht das Berufsspielertum oder das Element des Wettbewerbs, sondern der Zusammenbruch der Konventionen, die den Rahmen bilden. Hieran liegt es, daß Religion, Theater und Sport sämtlich zum billigen Schau-Spiel ausarten. Huizingas Analyse der Säkularisation des Sports hilft, dieses Phänomen besser zu verstehen. In dem Maße, wie sportliche Ereignisse das Element von Ritual und öffentlichem Fest einbüßen, verkommen sie laut **Huizinga** zu »trivialer Entspannung und kruder Sensationslust«. Aber sogar Huizinga mißversteht die Ursachen dieser Entwicklung. Sie liegen kaum in der »fatalen Verschiebung zum Überernsthaften«. Wenn Huizinga über die Theorie des Spiels und nicht über den Verfall des »echten Spiels« in unseren Tagen schreibt, weiß er sehr genau, daß Spiel im Idealfall immer ernst ist, daß ja das Wesen des Spiels darin besteht, Handlungen ernst zu nehmen, die ohne Zweck sind und keine nützlichen Absichten verfolgen. Er erinnert daran, daß »die meisten griechischen Wettkämpfe in tödlichem Ernst ausgetragen« wurden; und unter der Kategorie des Spiels erläutert er Zweikämpfe, bei denen die Gegenspieler bis auf den Tod miteinander kämpfen, Wassersportarten, bei denen es darauf ankommt, den Gegner zu ertränken, und Turniere, deren Vorbereitung und Training die ganze Existenz des Wettkämpfers verzehren.¹⁴⁵

Verfall und Entwertung des Sports liegen also nicht daran, daß er zu ernst genommen wird, sondern vielmehr in seiner Trivialisierung. Spiel und Sport gewinnen ihre Faszination dadurch, daß scheinbar unbedeutende, triviale Handlungen in vollem Ernst ausgeführt werden. Wenn die Spieler sich rückhaltlos den Regeln und Konventionen des Spiels beugen, arbeiten sie und die Zuschauer natürlich auch zusammen, um den Schein einer Realität zu schaffen. So wird das Spiel zum Abbild des Lebens, und gleichzeitig nimmt das Spielen auch den Charakter des Schauspielens an. In unseren Tagen verliert das Spiel – und besonders der Sport – immer mehr seine Eigenart als Illusion. Voller Unbehagen angesichts von Phantasie und Illusion scheint unsere Epoche sich zur Zerstörung der harmlosen Ersatzbefriedigungen entschlossen zu haben, die früher Entzücken und Trost spendeten. Beim Sport sind Spieler, Veranstalter und Zuschauer gleichermaßen gegen den Schein. Die Spieler, die sich unbedingt als Unterhaltungskünstler

präsentieren wollen (teilweise, um ihre überhöhten Gagen zu rechtfertigen), bestreiten die Ernsthaftigkeit des Sports. Die Veranstalter drängen die Sportliebhaber, zu tollwütigen Parteigängern zu werden, und das sogar bei Sportarten, wo, wie beim Tennis, früher Anstand und Schicklichkeit herrschten. Das Fernsehen schafft ein neues Publikum in den Wohnungen und macht live-Zuschauer auf dem Sportplatz zu »aktiven«, die für die Kamera posieren und sie auf sich zu lenken versuchen, indem sie Spruchbänder schwenken und nicht das Geschehen auf dem Feld kommentieren, sondern was auf der Pessetribüne vor sich geht. Manchmal greifen die Fans auch auf aggressivere Weise ins Spiel ein, wenn sie etwa den Platz stürmen oder nach einem wichtigen Sieg das Stadion verwüsten.

Die wachsende Gewalttätigkeit der Massen, die gewöhnlich der Gewalttätigkeit des modernen Sports und der Neigung angelastet wird, ihn allzu ernst zu nehmen, rührt im Gegenteil daher, daß er nicht wirklich ernst genommen wird, daher, daß die Konventionen nicht eingehalten werden, die für Zuschauer ebenso bindend sein sollten wie für Spieler. Nach dem erregenden Tennismatch zwischen Vilas und Connors bei den U.S. Open-Endspielen von 1977 in Forest Hills strömte – unmittelbar nach dem letzten Ballwechsel – eine unbeherrschte Zuschauermenge auf den Platz und brachte damit die stundenlange Spannung zum Platzen, die eigentlich vom traditionellen Händedruck der Spieler selbst hätte gelöst werden müssen – und das machte es übrigens auch Connors möglich, das Stadion zu verlassen, ohne den Sieg seines Rivalen anzuerkennen oder an der Abschlußzeremonie teilnehmen zu müssen. Wiederholte Ausschreitungen dieser Art zerstören die Illusion, die das Spiel erzeugt. Die Regeln brechen, heißt den Zauber brechen. Die Verschmelzung von Spielern und Zuschauern setzt hier wie im Theater die Glaubwürdigkeit außer Kraft und zerstört damit den Wert organisierter sportlicher Wettkämpfe im Sinne einer Vorführung.¹⁴⁶

5.5 Imperialismus und der Kult des rastlosen Lebens

Die neuere Geschichte des Sports ist die Geschichte seiner zunehmenden Unterwerfung unter die Ansprüche der Alltagswirklichkeit. Die Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts unterband volkstümliche Sportarten und Feste als Teil ihres Feldzuges für Nüchternheit und Mäßigung. Jahrmärkte und Fußballspiele, Stierhetzen, Hahnenkämpfe und Boxsport waren Reformern der Mittelschicht ihrer Grausamkeit wegen anstößig und weil sie öffentliche Verkehrswege unpassierbar machten, die Routine des Geschäftslebens störten, die Leute von der Arbeit abhielten, Untugenden wie Trägheit, Ausschweifung und Unbotmäßigkeit förderten und zu Liederlichkeit und lockeren Sitten führten. Im Namen einer vernünftigen Lebensfreude und im Geiste der Weltverbesserung ermahnten diese Reformen die arbeitenden Menschen, auf diese unbändigen öffentlichen Spielarten und Volksfeiern zu verzichten und statt dessen, umgeben vom achtbaren Komfort des häuslichen Kreises, daheimzubleiben.¹⁴⁷ Als die bloße Ermahnung nichts fruchtete, handelten sie politisch. Im England des frühen 19. Jahrhunderts begegneten sie jedoch dem Widerstand einer alle Klassengrenzen überschreitenden, konservativen Koalition, in der die einfachen Leute in der Verteidigung ihrer Zerstreuungen »seit ewigen Zeiten« beim traditionsbewußten Landadel vor allem der entfernteren Provinz Unterstützung fanden, der noch nicht von pietistischer Frömmigkeit, sentimentaler Menschenfreundlichkeit und der Lehre vom Handel und Fleiß infiziert war. »Was wäre«, so fragten sie, »die Folge, wenn alle diese Zerstreuungen samt und sonders verbannt würden? Das gemeine Volk, das sich von aller Hoffnung auf derartige Lustbarkeiten abgeschnitten sähe, würde dumm und geistlos werden ... Und nicht nur dies: aufgrund der absoluten Notwendigkeit, sich von Zeit zu Zeit zu zerstreuen, gäben sie sich wohl durchaus weniger wünschenswerten Vergnügungen hin.«

In den Vereinigten Staaten nahm der Feldzug gegen Volksvergnügen in Verbindung mit dem Kreuzzug gegen Alkohol und der Bewegung zur strengeren Sonntagsheiligung über den Charakter eines Klassenkonflikts hinaus auch noch Züge ethnischer Auseinandersetzungen an. Die weitgehend katholische und aus Einwanderern bestehende Arbeiterklasse kämpfte, oftmals in einer unheiligen Allianz mit den »Sportsnobs« und mit der »feinen Gesellschaft«, gegen den Ansturm der bürgerlichen Achtbarkeit, um ihren Alkoholgenuß und ihr Glücksspiel zu verteidigen. In New York identifizierte sich zur Mitte des Jahrhunderts beispielsweise die Whig-Partei mit Handel, Reform, Nüchternheit, Frömmigkeit, Sparsamkeit, »festen Gewohnheiten«, »Schulerziehung« und strenger Wahrung des Sonntags; während die Demokraten, als Partei der Reaktionäre vom Lande und der Massen der neu Eingewanderten, unter anderem auch an die feinen Sportliebhaber in der Wählerschaft appellierten – den »Liebhabern von scharfen Schnäpsen, rassigen Frauen und Pferden und einer derben, kraftvollen Sprache«, wie **Lee Benson** sie umschrieben hat.¹⁴⁸ Die strengen Ordnungsgesetze, die viele volkstümliche Belustigungen illegal machten und in den Untergrund trieben, zeigen das politische Versagen des Bündnisses zwischen Sport und besserer Gesellschaft. Die Reformer der Mittelschicht hatten nicht nur den Vorteil eines besseren Zugangs zur politischen Macht, sondern auch der brennenden Gewißheit ihrer moralischen Überzeugung. Der Geist des frühen Bürgertums war dem Spiel feindlich. Spiel und Sport waren der Kapitalanhäufung ja nicht dienlich; sie förderten Wettleidenschaft und Verschwendungssucht; mehr noch: sie enthielten auch ein wichtiges Element von Vorspiegelung, Täuschung, Schauspielerei und Verstellung. Das bürgerliche Mißtrauen gegenüber dem Spiel spiegelte ein tieferliegendes Mißtrauen gegenüber Phantasie, Theater sowie übertriebener Kleidung und Aufmachung. **Weblen**, der in seiner Satire auf die Gesellschaft der Mittelschicht viele ihrer Wertbegriffe annahm, darunter ihren Haß auf das nutzlose und unproduktive Spiel, verurteilte den Sport der Oberschicht wegen seiner »Sinnlosigkeit«; und es entging ihm auch nicht der Zusammenhang zwischen Sport und theatralischer Schau:

Es fällt zum Beispiel auf, daß selbst sehr sanfte und nüchterne Männer beim Jagen ein Übermaß an Waffen und Zubehör mit sich führen, um sich selbst von der Ernsthaftigkeit ihres Unternehmens zu überzeugen. Wenn solche Jäger zum Angriff auf das Wild übergehen, so bedienen sie sich gern einer Art theatralischen Paradegangs, und wenn sie im Hinterhalt liegen, so führen sie äußerst komplizierte und übertriebene Bewegungen aus, welche offenbar zu ihren Heldentaten gehören.¹⁴⁹

Weblens Angriff auf die »müßige Klasse« war eine Fehlanzeige; in Amerika, wo Muße und Freizeit nur gerechtfertigt waren, um Geist und Körper für die Arbeit zu regenerieren, weigerte sich die Oberschicht, überhaupt eine Klasse des Müßiggangs zu werden. Um von den aufkommenden Raubrittern nicht verdrängt zu werden, lernte sie die Kunst der Massenpolitik meistern, festigte ihre Herrschaft über die entstehenden industriellen Großfirmen und machte sich das Ideal eines »anstrengenden Lebens« zu eigen. Der Sport spielte bei dieser moralischen Rehabilitation der herrschenden Klasse eine wichtige Rolle. Nachdem das Großbürgertum einen großen Teil der Volksvergnügen unterdrückt oder in die Randbezirke der Gesellschaft abgedrängt hatte, machte es sich daran, die Spiele ihrer Klassenfeinde für ihre eigenen Zwecke umzuformen. In den Privatschulen, die die Söhne der Reichen auf die Übernahme von Verantwortung in Wirtschaft und Weltreich vorbereiteten, wurde der Sport in den Dienst der Charakterbildung gestellt. In England wie in den USA verherrlichte die neue imperialistische Ideologie den Sportplatz als die Quelle von Eigenschaften, die für nationale Größe und militärischen Erfolg ausschlaggebend waren. Weit davon entfernt, den Sport als eine Art von eitler Schau und großartigem Unfug zu kultivieren, feierte die neue überregionale Bourgeoisie – die gegen Ende des Jahrhunderts die regionalen Eliten früherer Tage ersetzt hatte – jetzt gerade seine Fähigkeit, den »Willen zum Sieg« einzuflößen.¹⁵⁰

Zu einer Zeit, da volkstümliche Apostel des Erfolgs die protestantische Arbeitsethik neu definierten, um das Wettbewerbsdenken hervorzuheben, erhielt der sportliche Wettkampf als Vorbereitung für den Kampf des Lebens neue Bedeutung. In einer endlosen Flut von Büchern, die einem wachsenden Bedürfnis nach Sportromanen entgegenkamen, stellten Volksschriftsteller Frank Merriwell und andere Sportler der amerikanischen Jugend als Vorbilder hin. Der junge Mann auf dem Wege nach oben, dem man früher geraten hatte, so früh wie möglich ins Geschäftsleben einzutreten und von der Pike auf zu lernen, drang jetzt auf dem Sportplatz im heftigen, aber friedlichem Wettstreit mit seinesgleichen in die Geheimnisse des Erfolgs ein. Die Verfechter des neuen »anstrengenden Lebens« betonten, daß der Sport den Mut und die Männlichkeit trainiere, die nicht nur individuellen Erfolg, sondern auch den Aufstieg der Oberschicht fördere. **Theodore Roosevelt** schrieb:

In den meisten Ländern schaut man auf die »Bourgeoisie« – auf die moralisch eingestellte, achtbare, geschäftsorientierte Mittelschicht – mit einer gewissen Verachtung herab, die aufgrund ihrer Ängstlichkeit und ihrem unkriegerischen Gehabe berechtigt erscheint. In dem Augenblick aber, da diese Mittelschicht Männer wie Hawkins und Frobisher auf den Weltmeeren oder solche wie den durchschnittlichen Soldaten der Union im Bürgerkrieg hervorbringt, erwirbt sie sich die herzliche Achtung anderer und verdient sie auch.

Roosevelt glaubte, der Sport könne solche Führungsgestalten hervorbringen helfen; zugleich aber ermahnte er seine eigenen Söhne, Fußball, Boxen, Reiten, Schießen, Laufen und Rudern nicht als »das Ziel aufzufassen, dem ihr *alle* eure Energien – oder auch nur den größten Teil davon – widmen müßt.«¹⁵¹

Der sportliche Wettkampf legte, wie die Verfechter des neuen Imperialismus vorgaben, auch die Grundlagen zur nationalen Größe. Walter Camp, der mit seinen Neuerungen in Yale das moderne *Football*-Spiel begründete, äußerte sich im Ersten Weltkrieg dahingehend, daß es »der grandiose Geist des Entweder-Oder [war], der den Angriff auf der Ein-Yard-Linie zum Stehen bringt, der Chateau-Thierry möglich machte.«¹⁵² General Douglas MacArthur wiederholte solche Plattheiten im Zweiten Weltkrieg: »Auf den Plätzen des friedlichen Wettstreits wird der Same ausgesät, der in fernen Tagen auf anderen Feldern den Samen des Sieges zum Sprießen bringt.«¹⁵³ Zu der Zeit freilich war die Verherrlichung des anstrengenden Lebens so veraltet wie der unverhohlene Rassismus, der einst zur imperialistischen Ideologie gehört hatte. MacArthur selbst war in seiner Prunksucht und seinem reaktionären Glauben an ein sauberes Leben und ein hochherziges Denken ein Anachronist. Als der amerikanische Imperialismus sich mit liberaleren Werten verbündete, überlebte die Pflege »männlicher Tugenden« als Thema nur noch in der Ideologie der extremen Rechten. In den sechziger Jahren priesen reaktionäre Ideologen den sportlichen Wettkampf als »Bollwerk, das gegen radikale Elemente standgehalten hat« – so jedenfalls der leitende *Football*-Trainer an der *Washington State University*; oder, wie **Spiro Agnew** es formulierte, als »eines der wenigen Bindemittel, das die Gesellschaft noch zusammenhält«. **Max Rafferty**, der Landesschulbeauftragte von Kalifornien, verteidigte den Standpunkt, daß »der Job eines Trainers darin besteht, aus Burschen, die noch nicht trocken hinter den Ohren sind, Männer zu machen«, und versuchte sich damit zu trösten, daß die »Liebe zum sauberen sportlichen Wettkampf zu tief in der amerikanischen Wesensart verwurzelt und zu sehr ein Teil unserer freien Menschen ist, als daß man sie den hohläugigen, bärtigen Verbrennern von Einberufungsbescheiden überlassen sollte, die den Sportler hassen und beneiden, weil er etwas ist, was sie nie sein werden – ein *Mann*«. ¹⁵⁴

5.6 Betriebsloyalität und Wettbewerb

Linke Kritiker des Sports haben ihre Angriffe auf derartigen Äußerungen aufgebaut – und damit haben wir ein weiteres Beispiel dafür, wie eine Kulturkritik, die vorgibt, revolutionär gegen den *Status quo* anzugehen, ihre Einwände in Wirklichkeit auf ohnehin veraltete Wertvorstellungen und seit langem überholte Verhaltensmuster des amerikanischen Kapitalismus beschränkt. Die linke Kritik des Sports liefert einen besonders anschaulichen Beleg für den wesentlich konformistischen Charakter der »Kulturrevolution«, mit der sie selbst sich identifiziert. Paul Hoch, Jack Scott, Dave Meggyesy und anderen Kulturrevolutionären zufolge ist der Sport ein »spiegelbildlicher Reflex« der Gesellschaft, die die Jugendlichen mit den herrschenden Wertvorstellungen indoktriniert. In Amerika lehrt der organisierte Sport autoritäres Verhalten, Rassismus und Sexismus und hält so die Massen in ihrem »falschen Bewußtsein«. Sport dient als »Opium« für das Volk, indem er die Massen mit einer »Traumwelt« von Glamour und Begeisterung von ihren wirklichen Problemen ablenkt. Er fördert die sexuelle Rivalität unter Männern – durch »vestalische Jungfrauen«, die vom Spielfeldrand aus die Beifallskundgebungen lenken – und hält das Proletariat davon ab, sich gegen seine Unterdrücker in revolutionärer Solidarität zusammenzuschließen. Sportliche Wettkämpfe zwingen das »lustbetonte Es«, sich der »Hegemonie des unterdrückten Ich« zu unterwerfen, um die Kernfamilie – die Grundform des autoritären Paternalismus – zu stützen und sexuelle Energie in den Dienst einer Arbeitsnorm zu stellen. Aus allen diesen Gründen sollte der organisierte Wettkampf »Heimsportarten« weichen, bei denen »jedermann zum Mitspieler« wird. Wenn alle einen »befriedigenden, kreativen Beruf hätten, brauchten sie nicht die Pseudobefriedigung des begeisterten Zuschauers«. ¹⁵⁵

Diese Anklage – anstößig ist sie von vornherein wegen der stillschweigenden Voraussetzung, daß linke Kulturkritiker die Bedürfnisse und Interessen der Massen besser verstehen als die Massen selbst – verletzt aber auch jedes Prinzip einer gesellschaftlichen Analyse. Sie verwechselt Sozialisierung mit Indoktrination und nimmt die reaktionärsten Verlautbarungen für bare Münze, so als ob die Sportler sich die rechtslastigen Anschauungen einiger ihrer Mentoren und Sprecher automatisch zu eigen machten. Sport spielt in der Tat eine Rolle bei der Sozialisierung; die Lehren aber, die er erteilt, sind nicht zwangsläufig die, die Trainer und Sportlehrer ihren Schützlingen gern vermitteln würden. Die Abbildtheorie des Sports versäumt, wie übrigens alle reduktionistischen Kulturinterpretationen, die Autonomie kultureller Traditionen zu berücksichtigen. Im Sport gehen diese Traditionen von einer Generation von Spielern auf die nächste über, und obwohl der Sport gesellschaftliche Werte spiegelt, lassen sich diese Traditionen nie völlig von solchen Wertvorstellungen assimilieren. Tatsächlich leisten sie einer solchen Assimilierung sogar wirksamer Widerstand als manches andere, weil Spiele, die man in der Jugend erlernt hat, ihre Eigengesetzlichkeit zur Geltung bringen und eher zu Loyalität dem Spiel selbst gegenüber anhalten als den Lehrprogrammen, die Ideologen ihnen aufzuerlegen versuchen.

Jedenfalls entsprechen die reaktionären Werte, die der Sport angeblich verewigt, durchaus nicht mehr den dominierenden Bedürfnissen des amerikanischen Kapitalismus. Wenn eine Konsumgesellschaft keine protestantische Arbeitsmoral mehr braucht, so braucht sie auch nicht mehr die Unterstützung durch eine Ideologie, die durch Rassismus, Männlichkeit und kriegerischen Mut geprägt ist. Der Rassismus hat einst den Kolonialismus und rückständige, auf Sklaverei oder Tagelöhnerfron beruhende Produktionsweisen ideologisch untermauert. Diese Formen von Ausbeutung beruhten auf der direkten, unverschleierte Aneignung des Mehrwertes durch die herrschende Klasse, die ihre herrschende Stellung mit der Behauptung rechtfertigte, daß die unteren Schichten die aufgrund rassischer Minderwertigkeit oder niedriger Geburt für eine Selbstverwaltung disqualifiziert wären, ihres Schutzes bedurften und unter diesem Schutz gediehen.

Rassismus und Paternalismus waren die zwei Seiten der einen Münze, der »Last des weißen Mannes«.

Der Kapitalismus hat die direkten Herrschaftsformen allmählich durch den freien Markt ersetzt. In den Industrieländern hat er den Leibeigenen oder Sklaven zum freien Arbeiter gemacht. Genauso hat er die alten kolonialen Verhältnisse revolutioniert. Statt ihre Kolonien mit militärischer Gewalt zu regieren, üben die Industrienationen ihre Herrschaft jetzt mittels offensichtlich souveräner »Kunden«-Staaten aus, die an ihrer Stelle für Ordnung sorgen. Solche Wandlungen haben den Rassismus wie das einem früheren Stadium imperialer Machterweiterung angemessene Eroberungsdemokratien in wachsendem Maße anachronistisch werden lassen.

In den Vereinigten Staaten zeigte schon der Übergang von Theodore Roosevelts Chauvinismus zu Woodrow Wilsons liberalem Neokolonialismus, daß das angelsächsische Vormachtsdenken sich in seiner alten Form nicht mehr halten ließ. Der Zusammenbruch des »wissenschaftlichen Rassismus« in den zwanziger und dreißiger Jahren, die Rassenintegration bei den amerikanischen Streitkräften im Korea-Krieg und der Angriff auf die Rassentrennung in den fünfziger und sechziger Jahren markierten eine einschneidende ideologische Akzentverschiebung, die ihre Wurzeln in veränderten Ausbeutungsweisen hatte. Natürlich ist die Beziehung zwischen materiellem Leben und Ideologie nie einfach, am wenigsten im Falle einer so irrationalen Ideologie wie dem Rassismus. Jedenfalls floriert der Rassismus *de facto* weiterhin, auch ohne eine rassistische Ideologie. Es ist in der Tat gerade der Zusammenbruch des *de-jure*-Rassismus im Süden und die Entdeckung des *de-facto*-Rassismus im Norden, wie er sich unter dem Schutzschild des Toleranzdenkens verbirgt, die die neuere Phase des Rassenproblems in den Vereinigten Staaten kennzeichnet. Die These von der Überlegenheit der Weißen scheint jedoch keine bedeutsame soziale Funktion mehr zu besitzen.

Der »kriegerische Machismo«, wie **Paul Hoch** ihn nennt, ist im Zeitalter technologischer Kriegführung gleichfalls irrelevant geworden. Die soldatische Moral forderte überdies vom Sportler oder Soldaten, sich einer gemeinschaftlichen Disziplin zu unterwerfen und sich selbst um einer höheren Sache willen zu opfern; und somit ist sie vom allgemeinen Treueschwund in einer Gesellschaft betroffen, in der Frauen und Männer Organisationen, sogar die Organisationen, in denen sie arbeiten, als Feind betrachten. Im Sport wie im Wirtschaftsleben wird der Wettbewerb nicht mehr durch Gruppenloyalitäten gemildert. Einzelne versuchen, die Organisation zu ihrem eigenen Vorteil auszubeuten und ihre Eigeninteressen nicht nur gegen Konkurrenzorganisationen, sondern gegen die eigenen Arbeitskameraden voranzutreiben. Der Typus des Teamspielers, des Spielkameraden, ist wie der *organisation man*, der sich mit seiner Organisation identifiziert, zum Anachronismus geworden. Die Behauptung, der Sport fördere einen ungesunden Wettbewerbsgeist, muß modifiziert werden. Insofern der Sport die individuelle Leistung an abstrakten Erfolgsmaßstäben mißt, die Kooperation innerhalb der Mannschaft begünstigt und Regeln des *fair play* durchsetzt, drückt er Wettbewerbstreben aus, trägt aber auch zu dessen Disziplinierung bei. Die Krise des heutigen sportlichen Wettstreits rührt nicht aus dem Fortbestehen einer kriegerischen Moral, einer Verherrlichung des Sieges oder eines besessenen Leistungsdenkens (das manche Kritiker immer noch für das »herrschende sportliche Glaubensbekenntnis« halten),¹⁵⁶ sondern aus dem Zusammenbruch jener Konventionen, die früher eben die Rivalität einschränkten, die sie zugleich verherrlichten.

George Allens Formel – »Gewinnen ist nicht die wichtigste Sache, es ist die einzige überhaupt« – stellt ein letztes verzweifelt Plädoyer für den Teamgeist dar. Solche Äußerungen, die gewöhnlich als Beweis für die übertriebene Betonung des Wettbewerbs zitiert werden, können helfen, ihn in Grenzen zu halten. Das Eindringen des Marktes in jeden Winkel der Sportszene bringt jedoch erneut alle die Widersprüche und Gegensätze hervor, die für die spätkapitalistische Gesellschaft bezeichnend sind. Die Vermark-

tung der Spieler durch freie Agenten, der sprunghafte Anstieg von Sportlergagen und die sofortige Berühmtheit, die die Massenmedien einem sportlichen Erfolg sichern, hat den Wettbewerb rivalisierender Vereine zum Kampf aller gegen alle entarten lassen. Es überrascht daher nicht, daß in der zunehmenden kritischen Auseinandersetzung mit dem Sport die Kritik am Wettstreit zum Hauptthema geworden ist. Die Menschen verbinden Rivalität heute umstandslos mit schrankenloser Aggressivität, und es fällt ihnen schwer, sich eine Art von Wettbewerb vorzustellen, die nicht gleich zu Mordgedanken führt. **Kohut** schreibt über einen seiner Patienten, dem schon »als Kind affektiv besetzte Rivalität wegen der zugrundeliegenden (beinahe wahnhaften) Phantasien, absolute, sadistische Macht auszuüben, Angst machte.« **Herbert Hendlin** berichtet von den Studenten der Columbia Universität, die er interviewt und analysiert hat, daß »sie sich keine andere Art von Wettbewerb vorstellen konnten als die, die auf irgend jemandes Vernichtung hinausläuft«.¹⁵⁷

Der Hinweis auf solche Ängste hilft verstehen, warum Amerikanern heute Rivalität so unheimlich vorkommt, wenn nicht dazu gesagt wird, daß Gewinnen oder Verlieren nebensächlich oder Spiele ohnehin unwichtig sind. Die Gleichsetzung von Wettbewerb und dem Wunsch nach Vernichtung des Gegners ist auch der Grund für **Dorcas Butts** Klage, daß der Wettkampfsport uns zu einem Volk von Militaristen, Faschisten und räuberischen Egoisten gemacht, in allen gesellschaftlichen Beziehungen »schlechtes Sportverhalten« gefördert und Kooperation und mitfühlendes Verständnis ausgemerzt hat. Diese Klage steht auch hinter **Paul Hochs** Stoßseufzer:

Warum soll man eigentlich einen Punkt oder überhaupt ein Spiel gewinnen? Reicht es nicht, daß einem das Spiel Spaß macht?

Aller Wahrscheinlichkeit nach stehen ähnliche Überlegungen hinter **Jack Scotts** Wunsch, das rechte »Gleichgewicht« zwischen Wettbewerb und Kooperation zu finden. »Der Wettkampfsport steckt in einer Krise«, schreibt Scott, »wenn sich die Waagschalen zugunsten des Wettbewerbs senken.« Laut Scott sollte der Sportler durchaus nach Höchstleistung streben, aber nicht »auf Kosten seiner selbst oder anderer«. Die Formulierung verrät die Auffassung, daß die Höchstleistung eben gewöhnlich auf Kosten anderer erzielt wird, daß der Wettkampf von sich aus dazu neigt, mörderisch zu werden, wenn er nicht in der Kooperation aufgefangen wird, und daß sportliche Rivalität, wenn sie außer Kontrolle gerät, die innere Wut freizusetzen hilft, die der zeitgenössische Mensch sich verzweifelt zu unterdrücken bemüht.¹⁵⁸

5.7 Bürokratie und »Team-Arbeit«

Die herrschende Art und Weise der gesellschaftlichen Interaktion ist heute die antagonistische Kooperation (wie **David Riesman** das in *DIE EINSAME MASSE* genannt hat), bei der der in bürokratischen Organisationen gepflegte Kult der Team-Arbeit den Kampf ums Überleben verschleiert. Im Sport reduziert sich die Rivalität zwischen Mannschaften, die inzwischen auf keine lokalen oder regionalen Loyalitäten mehr zurückgreifen können, wie bei konkurrierenden Firmen auf einen Kampf um Marktanteile. Den Berufssportler kümmert es nicht, ob seine Mannschaft gewinnt oder verliert (da die Verlierer an den Einkünften aus dem Match teilhaben), solange sie nur im Geschäft bleibt.

Die Professionalisierung des Sports und die Ausweitung des berufsmäßigen Sports bis in die Universitäten hinein, die heute als eine Art Brutstätten für die sportlichen Bundesligen dienen, hat den alten »Schulgeist« ausgehöhlt und bei den Sportlern eine durch und durch geschäftsmännische Einstellung aufkommen lassen. Die Sportler reagieren heute auf die anfeuernden Appelle altmodischer Trainer mit amüsiertem Zynismus, und sie unterwerfen sich auch nicht mehr bereitwillig einer autoritären Disziplin. Die Verbreitung von Werbeprivilegien und die Häufigkeit, mit der Spieler den »Standort«

wechseln, baut bei Aktiven wie Zuschauern örtliche Loyalitäten ab und vereitelt alle Versuche, nach dem Beispiel des Patriotismus einen »Team-Geist« zu formen. In einer bürokratischen Gesellschaft verlieren alle Arten von Gruppenloyalität ihre Macht, und wenn die Sportler es sich noch immer angelegen sein lassen, ihre eigenen Leistungen der Mannschaftsleistung unterzuordnen, so tun sie das nur eines besseren Verhältnisses zu ihren Kollegen halber, und nicht etwa deshalb, weil die Mannschaft als Gruppe die Einzelinteressen transzendiert. Im Gegenteil, als beruflicher Unterhaltungskünstler versucht der Sportler vor allem, seine eigenen Interessen durchzusetzen, und verkauft seine Dienste bereitwillig dem Meistbietenden. Die besseren Sportler werden Medienberühmtheiten und können ihre Gehälter durch Zuwendungen aus Werbeetats steigern, die häufig die Gagen noch übersteigen.

Alle diese Entwicklungen erschweren es, sich den Sportler als Lokalmatador oder Volkshelden, als Vertreter seiner Klasse oder Rasse oder als Verkörperung einer größeren Einheit vorzustellen. Nur die Erkenntnis, daß der Sport zur Unterhaltung geworden ist, macht die Gagen, die Starsportler erhalten, und ihre Prominenz in den Massenmedien begreiflich. Wie **Howard Cosell** freimütig bekannt hat, läßt sich Sport dem Publikum nicht mehr als »reiner Sport oder als Religion verkaufen ... Sport ist keine Angelegenheit von Leben und Tod. Er ist Unterhaltung«. ¹⁵⁹ Und doch: Wenngleich das Fernsehpublikum Sportprogramme als Spektakel verlangt, so weist das weitverbreitete Ressentiment gegenüber den Stars unter den Sportanhängern – ein Ressentiment gegen die von Agenten ausgehandelten astronomischen Gagen und gegen die Bereitschaft der Stars, sich als Reklamefritzen, Werbeträger und Berühmtheiten zu verkaufen – auf das unverminderte Bedürfnis hin, im Sport mehr als nur Unterhaltung zu sehen, etwas, das, obwohl an sich keine Sache auf Leben und Tod, solche Grunderfahrungen doch ein wenig darstellen und erhalten kann.

5.8 Sport und Unterhaltungsindustrie

Die Säkularisierung des Sports begann, als der sportliche Wettkampf in den Dienst von Patriotismus und Charakterbildung gestellt wurde; abgeschlossen war sie erst, als der Sport zum Gegenstand des Massenkonsums wurde. Die erste Phase dieses Prozesses kam mit der Aufnahme der aufwendigen Großsportarten in den Universitätsbetrieb und ihre Verbreitung von Elite-Universitäten der *Ivy League* in die großen öffentlichen und Privatschulen bis hinab zu den städtischen Oberschulen. Die Bürokratisierung der Karriere in der Wirtschaft, die beispiellosen Nachdruck auf den Wettbewerb und den Willen zum Gewinnen legte, regte die Verbreitung des Sports auf andere Weise an. Sie machte bestimmte Schulzeugnisse für eine Geschäfts- oder Berufslaufbahn unerlässlich und brachte damit in großer Zahl einen neuen Typus des Studenten hervor, dem die höhere Bildung völlig gleichgültig war, der sie aber aus rein ökonomischen Gründen über sich ergehen lassen mußte. Umfangreiche Sportprogramme halfen den miteinander konkurrierenden Colleges, solche Studenten anzuziehen und sie zu unterhalten, wenn sie sich einmal immatrikuliert hatten. In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts begann, laut **Donald Meyer**, ¹⁶⁰ die Entwicklung einer *alumni culture* (Altherren-Kultur), die sich um Clubs, Verbindungen, Ehrenämter für alte Herren, Geldbetreibungskampagnen, verschiedene Zeremonien und den *Football* bildete; sie erwuchs aus den Bedürfnissen der Colleges, hohe Geldbeträge zu sammeln und eine »Kundschaft« anzuziehen, »denen der Hörsaal eigentlich unwichtig war, die aber ihre Söhne nicht mit achtzehn Jahren in die große weite Welt hinausziehen lassen wollte«. ¹⁶¹ An der Universität Notre Dame wurden, wie **Frederick Rudolph** dargelegt hat, »in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Wettkämpfe zwischen Collegemannschaften bewußt als Mittel der Studentenwerbung eingesetzt«. Bereits 1878 schrieb **McCosh**, der Rektor von Princeton, an einen Alumnus in Kentucky:

Sie können uns einen großen Dienst erweisen, wenn Sie dafür sorgen, daß unser College in den Zeitungen von Louisville Erwähnung findet ... Wir müssen uns standhaft bemühen, Studenten aus Ihrer Gegend zu bekommen ... Mr. Brand Ballard hat großes Ansehen als Kapitän der *Football*-Mannschaft gewonnen, die Harvard wie Yale geschlagen hat.

Um die wachsenden Zuschauermengen unterbringen zu können, bauten die Colleges und Universitäten, zuweilen mit Hilfe der örtlichen Geschäftswelt, verschwenderisch ausgestattete Sportanlagen – enorme Wettkampfstätten, *Football*-Stadien im präntiösen, herrschaftlichen Stil des frühen 20. Jahrhunderts. Wachsende Sportinvestitionen machten es ihrerseits immer wichtiger, eine kontinuierliche Erfolgsbilanz vorweisen zu können: ein neuartiges Bemühen um systematische Arbeit, Effizienz und Risikovermeidung. Camps Neuerungen in Yale stellten Drill, Disziplin und Teamarbeit in den Vordergrund. Wie in der Industrie machte der Versuch, die Reisen vieler Menschen zu koordinieren, ein »wissenschaftliches Management« und Verwaltungspersonal erforderlich. In vielen Sportarten übertrafen Trainer, Mannschaftsleiter, Sportärzte und PR-Experten bald die Zahl der Spieler. Die Aufstellung sorgfältig geführter Ergebnisstatistiken ergab sich aus dem Versuch des Managements, den Sieg auf Routinearbeit zu reduzieren und die Qualität der Leistung zu messen. Der sportliche Wettkampf selbst schien inmitten eines umfangreichen Informations- und Reklameapparats bereits nur noch ein Anhängsel der kostspieligen Vorbereitungen zu sein, die für seine Inszenierung notwendig waren.

Ein neuartiger Journalismus – der von Hearst und Pulitzer lancierten Regenbogenpresse, die Sensationen verkaufte, anstatt Nachrichten zu verbreiten – trug dazu bei, den Amateursport zu professionalisieren, Sport und Reklame zu verbinden und den Berufssport zu einer wichtigen Industrie zu machen. Bis in die zwanziger Jahre fand der berufsmäßig betriebene Sport, sofern er überhaupt existierte, beim Publikum nur geringes Interesse, das in verschwenderischem Ausmaß dem *College-Football* galt. Sogar *Baseball*, die älteste und höchstentwickelte Berufssportart, hatte darunter zu leiden, daß er mit etwas fragwürdigen Kreisen in Verbindung gesehen wurde, daß er der Arbeiterklasse und den aristokratischen Snobs gut gefiel und seine Ursprünge auf dem Lande hatte. Als sich ein Yale-Zögling bei Walter Camp über die Überbetonung von *Football* beklagte, fand er keinen besseren Weg, das Ausmaß der Gefahr zu veranschaulichen, als auf *Baseball* hinzuweisen:

Die Sprache und die Szenen, die [bei *Football*-Spielen] allzuoft bezeugt werden, entwürdigen den Collegestudenten und stellen ihn auf eine Stufe mit dem durchschnittlichen berufsmäßigen *Baseball*-Spieler oder sogar noch tiefer.

Der Skandal des Jahres 1919 bestätigte den schlechten Ruf des Baseballspiels, setzte aber auch die Reformen von Kenesaw Mountain Landis in Gang, den die Besitzer als neuen Beauftragten einsetzten, um das Spiel zu säubern und ihm in der Öffentlichkeit ein besseres Image zu verschaffen. Landis' Regime, der Erfolg der höchst angesehenen und tüchtigen *New York Yankees* und die Vergötterung von Babe Ruth machten das berufsmäßige *Baseball* schon bald zu »Amerikas Freizeitinteresse Nummer eins«. Ruth wurde zum ersten modernen Sportler, der dem Publikum ebenso sehr wegen seiner Hautfarbe, Persönlichkeit und Massenausstrahlung als wegen seiner bemerkenswerten Fähigkeiten verkauft wurde. Sein Presseagent Christy Walsh, Gründer eines ganzen Syndikats von *ghost writers*, die unter dem Namen bekannter Sporthelden Bücher und Artikel vermarkteten, organisierte Wandertourneen, Werbeträger und Filmrollen und trug so dazu bei, den »*Sultan of Swat*« im ganzen Land zu einer Berühmtheit zu machen.

In dem Vierteljahrhundert seit dem Zweiten Weltkrieg übertrugen die Veranstalter jene Techniken der Massenwerbung, die zunächst bei der Vermarktung des *College-Football* und des professionellen *Baseball* vervollkommen worden waren, auf andere Berufssportarten, namentlich auf Hockey, Basketball und Fußball. Das Fernsehen leistete für diese Spiele, was Massenpresse und Radio für das professionelle Baseball getan hatten, indem es sie zu neuen Höhen der Beliebtheit führte und gleichzeitig zur Unterhaltung erniedrigte. In seiner kürzlichen Untersuchung über den Sport stellte **Michael Novak** fest, daß das Fernsehen die Qualität der Sportberichterstattung gemindert hat, weil es die Reporter von der Notwendigkeit befreit hat, den Verlauf eines Spiels zu beschreiben, und sie statt dessen ermutigte, den Stil berufsmäßiger Unterhalter zu übernehmen. Die Überflutung des Sports durch die »Unterhaltungsmoral«, so Novak, ebnet die Grenzen zwischen der rituellen Welt des Spiels und der platten Realität ein, aus der es eine Ausflucht bieten sollte. Fernsehsprecher wie Howard Cosell, die die entsetzliche Vorliebe des Landes für journalistische Kaputtmacherei verkörpern«, übertragen kritische Maßstäbe, die für die politische Berichterstattung geeigneter sind, auf den Sport. Die Zeitungen berichten auf der Sportseite über die »geschäftliche Seite« des Sports, anstatt dergleichen in den Wirtschaftsteil zu verweisen, wo es hingehört. »Wichtig ist«, so argumentiert Novak, »die Welt des Sports so weit wie möglich von der des Geschäfts, der Unterhaltung, der Politik und sogar der des Klatsches zu isolieren ... Daß Teilbereiche des Lebens bewahrt bleiben, die nicht von Politik und Arbeit aufgesogen werden, ist für den menschlichen Geist von entscheidender Bedeutung.« Namentlich dann, wenn die Politik zum »brutalen, schmutzigen Geschäft« und die Arbeit (nicht aber der Sport) zum Opium für das Volk geworden ist, bietet nach Novaks Meinung allein der sportliche Wettkampf einen Einblick ins »Eigentliche«. Er findet in einer »Welt außerhalb der Zeit« statt, die vor der ringsum herrschenden Verderbtheit abgedichtet werden muß.¹⁶²

5.9 Müßiggang als Flucht

Der entrüstete Aufschrei des wirklichen Sportfans, der dem Sport ein ganz eigenes Ehrfurchtsgefühl entgegenbringt, um ihn dann durch die Ausbreitung der »Unterhaltungsmoral« von innen heraus verderbt zu sehen, wirft mehr Licht auf den Verfall des Sports als die Einwände linker Kritiker, die den Wettstreit abschaffen möchten, den Akzent auf die gesundheitsfördernden Aspekte legen und eine mehr »kooperative« Konzeption des sportlichen Wettkampfs durchsetzen wollen – die, mit anderen Worten, Sport zum Instrument persönlicher und sozialer Therapie machen möchten. Novaks Untersuchung erkennt jedoch nicht die ganze Reichweite des Problems und mißdeutet seine Ursachen. In einer von der Produktion und Konsumtion von Images bestimmten Gesellschaft kann kein Lebensbereich lange vor dem Umsichgreifen des Schau-Spiels immun bleiben; und dieses Eindringen des Schau-Spiels in den Sport kann auch nicht der negativen Einstellung des Kaputtmachens angelastet werden. Es kommt merkwürdigerweise gerade aus dem Bemühen, eine separate Freizeitsphäre zu errichten, die von der Welt der Arbeit und der Politik nicht verseucht wird. Das Spiel hat sich seinem Wesen nach immer von dem Alltagsleben abgehoben; und doch bleibt es mit dem Leben der Gemeinschaft verbunden, weil es die Realität dramatisch darstellen und die Wertüberzeugungen der Gemeinschaft vorstellen und inszenieren kann. Die alten Verbindungen zwischen Spiel, Ritual und öffentlichem Fest lassen erkennen, daß, wenn Spiele auch innerhalb willkürlich gesetzter Grenzen stattfinden, sie ihre Wurzeln dennoch in gemeinsamen Traditionen haben, denen sie objektiven Ausdruck verleihen. Spiele und sportliche Wettkämpfe sind eher ein dramatischer Kommentar zur Realität, als daß sie Fluchtwege aus der Wirklichkeit böten – sie bieten eine überhöhte Darstellung gemeinschaftlicher Traditionen und nicht deren Ablehnung. Erst wenn Spiel und Sport als bloße Formen der Flucht aus der Wirklichkeit gewertet werden, büßen sie die Fähigkeit ein, diese Fluchtmöglichkeit auch wirklich zu bieten.

Das Aufkommen eines eskapistischen »Freizeit«-Begriffs fällt historisch zusammen mit der Organisation der Freizeit als erweitertem Bereich der Gebrauchsgüterproduktion. Die selben Kräfte, die Fabrik und Büro organisiert haben, haben auch die Freizeit organisiert und sie zu einem Anhängsel der Industrie reduziert. Dementsprechend steht der Sport inzwischen weniger im Zeichen des Siegenwollens als im Zeichen einer verzweifelten Angst vor Niederlagen. Die Trainer – und nicht die Mannschaftskapitäne – bestimmen das Spiel, und der Managementapparat unternimmt alle erdenklichen Anstrengungen, jenes Risiko und jene Ungewißheit zu eliminieren, die doch für das Ritual und den dramatischen Erfolg jedes Wettstreits entscheidend sind. Wenn Sport nicht mehr mit der angemessenen Ungezwungenheit betrieben werden kann, büßt er auch die Fähigkeit ein, Spieler und Zuschauer zu begeistern und ein höheres Existenzgefühl zu geben. Vorsicht, Bedachtsamkeit und Berechnung, die im Alltagsleben von so ausschlaggebender Bedeutung, dem Geist des Spieles aber so abträglich sind, verändern den Sport wie alles andere auch.

Während **Novak** die Unterordnung des Sports unter die Erfordernisse der Unterhaltungsindustrie beklagt, hält er die Trennung von Arbeit und Freizeit, die doch überhaupt erst zum Eindringen von Maßstäben der Arbeitswelt in den Spielbereich führt, für selbstverständlich. Er sieht nicht, daß die Entwürdigung des Spiels ihren Ursprung in der Entwürdigung der Arbeit hat, die Bedürfnis wie Möglichkeit einer kommerzialisierten »Erholung« schafft. Wie **Huizinga** gezeigt hat, wenden sich die Menschen gerade dann, wenn das Element des Spiels aus Recht, Staatskunst und anderen kulturellen Bereichen schwindet, dem Spiel zu, nicht um Zeugen einer dramatischen Inszenierung ihres Gemeinschaftslebens zu werden, sondern um Zerstreung und Nervenkitzel zu suchen. An diesem Punkt werden Spiel und Sport, weit davon entfernt, sich selbst ernst zu nehmen, wie Huizinga irrtümlich angenommen hat, im Gegenteil zur »bedeutungslosen Sache«. Wie **Edgar Wind** in seiner Studie über die moderne Kunst gezeigt hat, war die Trivialisierung der Kunst bereits implizit in der modernistischen Verherrlichung von Kunst enthalten, die behauptete, daß »die Kunsterfahrung intensiver wird, wenn sie den Zuschauer aus seinen gewohnten Bezügen und Beschäftigungen herausreißt«. ¹⁶³ Die modernistische Ästhetik garantiert der Kunst ihre gesellschaftliche Randstellung, während sie sie zugleich den kommerzialisierten ästhetischen Moden öffnet – ein Prozeß, der mit merkwürdiger, aber unerbittlicher Logik in der postmodernistischen Forderung nach der Anschaffung von Kunst und ihrer Verschmelzung mit der Realität gipfelt.

Die Entwicklung des Sports folgt demselben Schema. Der Versuch, eine isolierte Sphäre des reinen Spiels zu schaffen, die von der Arbeitswelt vollständig abgetrennt ist, bringt das genaue Gegenteil hervor – die hartnäckige Behauptung, daß, mit **Howard Cosell**, der »Sport nicht separat und abseits vom Leben steht, ein besonderes ›Wunderland‹, in dem alles rein, ehrwürdig und über alle Kritik erhaben ist«, ¹⁶⁴ sondern ein Geschäft ist, das denselben Maßstäben unterworfen und derselben genauen Buchprüfung unterzogen werden kann wie andere auch. Die von Novak und Cosell vertretenen Positionen sind einander eng verwandt und erwachsen aus derselben historischen Entwicklung: dem Auftauchen des spektakulären Schauspiels als herrschender Form der kulturellen Ausdrucksmöglichkeiten. Was als Versuch begann, dem Sport religiöse Bedeutung zu geben, ja, ihn zu einer regelrechten Ersatzreligion zu machen, endet mit der Demystifizierung des Sports, mit der Verschmelzung des Sports mit dem Showgeschäft.

6 Das Bildungswesen und das neue Analphabetentum

6.1 Die wachsende Verdummung

Die Ausweitung des gesetzlich geregelten Schulbesuchs auf gesellschaftliche Gruppen, die früher davon ausgeschlossen waren, ist eine der eindrucksvollsten Entwicklungen der neueren Geschichte. Die Erfahrungen der letzten zweihundert Jahre in Westeuropa und den Vereinigten Staaten weisen darauf hin, daß die Bildung der Massen eine der wichtigsten Grundlagen des wirtschaftlichen Fortschritts darstellt, und zahllose Neuerer aus der gesamten restlichen Welt haben versucht, das Tempo des Westens bei der Massenerziehung noch zu verdoppeln. Der Glaube an die wunderwirkende Kraft der Erziehung hat sich als eine der dauerhaftesten Komponenten des liberalen Gedankenguts erwiesen und wird sogar von anderen, dem liberalen Denken sonst feindlich gesonnenen Ideologen gern übernommen. Und doch hat die Demokratisierung des Bildungswesens wenig geleistet, das diesen Glauben rechtfertigen könnte. Sie hat weder das Verständnis breiter Volksschichten für die moderne Gesellschaft vertieft noch die Kultur dieser Schichten qualitativ verbessert oder gar die nach wie vor gewaltige Kraft zwischen reich und arm verringert. Andererseits hat sie zum Verfall kritischen Denkens und zur Aushöhlung intellektueller Maßstäbe beigetragen und uns damit gezwungen, die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß die Massenbildung – wie konservative Kritiker schon immer behauptet haben – ihrem Wesen nach mit der Aufrechterhaltung erzieherischer Qualitätsansprüche unvereinbar ist.

Konservative und progressive Kritiker des Bildungswesens stimmen in einer zentralen Grundauffassung überein: daß nämlich geistige Maßstäbe schlechthin elitär sind. Die Linken attackieren das Schulsystem, weil es eine veraltete literarische Kultur, die »lineare« Kultur des geschriebenen Wortes, perpetuiert und den Massen aufzwingt. Ihrer Ansicht nach dienen alle Bemühungen, Maßstäbe für literarischen Ausdruck und logisch kohärentes Denken aufrechtzuerhalten und zu verteidigen, lediglich dazu, die Massen nicht hochkommen zu lassen. Linke Bildungskritik wird hier unwillkürlich zum Echo des Konservativismus, der davon ausgeht, daß der gewöhnliche Mensch nicht darauf hoffen kann, die Kunst des vernünftigen Denkens zu erlernen oder sich klar auszudrücken, und daß es nur zu einem Verfall akademischer Maßstäbe führen kann, wenn man ihn mit Zwang mit der hohen Kultur vertraut machen will. Die Gegenseite ist im Grunde der gleichen Meinung, will damit jedoch die Senkung der Maßstäbe als einen Schritt in Richtung auf eine kulturelle Emanzipation der Unterdrückten rechtfertigen.

Wer kritisches Denken für eine unabdingbare Voraussetzung des sozialen und politischen Fortschritts hält, könnte sich bei der Wahl zwischen diesen beiden Positionen durchaus veranlaßt sehen, dem Fortschrittsglauben überhaupt den Rücken zu kehren und sich auf die Seite der Konservativen zu schlagen, die intellektuelle Verflachung wenigstens erkennen, wenn sie sie sehen, und sie nicht als Befreiung auszugeben versuchen. Aber die konservative Interpretation des Zusammenbruchs der Maßstäbe ist viel zu einfach. Die Maßstäbe sinken auch in Harvard, Yale und Princeton, die wohl kaum als Bildungsstätten der Massenkultur zu bezeichnen sind. Ein Komitee des Harvard-Lehrkörpers berichtet: »Der Lehrkörper der Universität Harvard nimmt seine Lehrverpflichtung nicht ernst.« Einer Untersuchung der allgemeinen Unterrichtsbedingungen an der Universität Columbia zufolge haben die Dozenten das »Augenmaß dafür verloren, welche Art von Ignoranz nicht mehr akzeptabel ist«. Als Folge davon »führen Studenten die Unruhen unter der Bevölkerung, von denen sie bei Rabelais lesen, auf die Französische Revolution zurück. Ein Kursus von fünfundzwanzig Teilnehmern hatte nie vom Ödipuskomplex gehört – geschweige denn von Ödipus. Nur ein einziger Student

aus einem Kursus von fünfzehn war imstande, die Russische Revolution wenigstens ins richtige Jahrzehnt einzuordnen.«¹⁶⁵

Jedenfalls kann der Bildungsverfall nicht nur ausschließlich dem Schulwesen angelastet werden. Die Schulen dienen in der modernen Gesellschaft weitgehend dazu, die Menschen auf das Arbeitsleben vorzubereiten; aber ein Großteil der verfügbaren Stellen, sogar in den höheren Etagen der Wirtschaft, setzt keinen hohen Grad technischer oder intellektueller Kompetenz mehr voraus. Die meisten Berufstätigkeiten bestehen *de facto* so weitgehend aus Routinearbeit und verlangen so wenig geistige Beweglichkeit und Initiative, daß jemand, der einen bestimmten Studiengang mit Erfolg absolviert hat, für die meisten verfügbaren Stellungen bereits als »überqualifiziert« gilt. Der Niedergang des Bildungswesens spiegelt damit zugleich auch den Rückgang des gesellschaftlichen Bedarfs an Unternehmungsgeist, Wagemut und Leistungszwang wider.

Im Gegensatz zu den Verlautbarungen der meisten Bildungstheoretiker und ihrer Verbündeten in den Sozialwissenschaften basiert die hochentwickelte Industriegesellschaft nicht mehr auf einer leistungsorientierten Bevölkerung. Statt dessen benötigt sie eine verdummte Bevölkerung, die sich mit einer trivialen und schlampig geleisteten Arbeit begnügt und von vornherein dazu neigt, ihre eigentliche Befriedigung in der Freizeit zu finden. Das jedenfalls ist die vorherrschende, wenn auch nicht immer offen zugestandene Ansicht unter denjenigen, die in Amerika am meisten Macht und Einfluß haben. **R. P. Blackmur** schrieb im Jahr 1954:

Die Krise unserer Kultur erwächst aus der irrigen Annahme, unsere Gesellschaft brauche nicht mehr Geist als nötig ist, um Maschinen zu bauen und instand zu halten sowie eine genügend große Zahl von neuen Analphabeten, die dann von anderen Maschinen – denen unserer Massenmedien – ausgebeutet werden. Die Menschheit hat vielleicht noch nie eine Gesellschaftsform hervorgebracht, die für ihre Talente mehr Geld ausgibt und verschwenderischer mit ihnen verfährt.¹⁶⁶

Blackmurs Analyse hat im Lauf der Jahre an Stichhaltigkeit nur gewonnen. Am Vorabend einer beispiellosen Expansion des Hochschulwesens sah er bereits über den Akademikerboom hinaus, sagte die akademische Depression der siebziger Jahre voraus und brachte sie in Zusammenhang mit dem Begabungsüberschuß, der die moderne Industriegesellschaft kennzeichnet.

Der vorhandene Begabungsüberschuß im akademischen Proletariat Westeuropas – das heißt, die von den höheren Bildungsstätten ausgestoßene wachsende Zahl von Menschen, die erkennen müssen, daß »sie mit ihrer Ausbildung nichts Ernsthaftes anfangen können« – ist lediglich eine Vorform des Überschusses an Akademikern, der spätestens 1970 in Amerika in Erscheinung treten wird.¹⁶⁶

Nicht nur gehört der Bedarf an einer großen Menge hochqualifizierter Fachkräfte in der amerikanischen Wirtschaft bereits der Vergangenheit an – ein Faktum, für das die steigende Arbeitslosenquote unter College-Absolventen und Promovierten ein beredtes Zeugnis ablegt; die politischen Machthaber versuchen auch gar nicht mehr, philosophische Rechtfertigungen für sich zu bemühen. Sogar der Patriotismus, den einzupflanzen einst zu den wichtigsten Aufgaben des Unterrichtswesens gehörte, ist für die Aufrechterhaltung des *Status quo* überflüssig geworden. Der Niedergang des Bildungsstandes in Geschichte, Politischen Wissenschaften und Philosophie zeigt nur an, daß diese als Teil des gesellschaftlichen Herrschaftsinstrumentariums eine immer geringere Bedeutung haben.

6.2 Der Kompetenzschwund

Dem Niedergang des Schulsystems und der daraus resultierenden anwachsenden Verdummung liegen also weitreichende soziale Veränderungen zugrunde, die auch im akademischen Leben zum Vorschein kommen. **Die Massenbildung, die als vielversprechender Versuch begann, die höhere Kultur der privilegierten Klasse zu demokratisieren, endet damit, daß die Privilegierten selbst verdummen.** Die moderne Gesellschaft hat beispiellos hohe Prozentzahlen von Menschen mit normaler Schulbildung, zugleich aber auch neue Formen von Analphabetismus hervorgebracht. Die Menschen sind zunehmend weniger in der Lage, sich sprachlich gewandt und präzise auszudrücken, die grundlegenden historischen Daten der Geschichte ihres Landes zu nennen, logische Schlußfolgerungen zu ziehen, geschriebene Texte mit Ausnahme der allereinfachsten zu verstehen oder auch nur ihre verfassungsmäßigen Rechte zu begreifen. Die traditionelle Neigung des amerikanischen Volkes zur Selbständigkeit ist dem Vertrauen in das esoterische Wissen des Experten gewichen; dadurch wurde die Vorstellung unterstützt, daß normale Kompetenz auf fast jedem Gebiet, sogar dem der Selbstregierung, die Kräfte des einfachen Bürgers übersteigt. Das Niveau des Unterrichts sinkt, die Opfer dieses schlechten Unterrichts fangen an, ihre eigenen Fähigkeiten ebenso niedrig einzuschätzen wie die Experten, und die Lehrer und Dozenten klagen über unbelehrbare Studenten.

Eine Erhebung nach der anderen dokumentiert den stetigen Niedergang grundlegender intellektueller Fähigkeiten. Im Jahre 1966 erzielten Absolventen des letzten *High-school*-Jahres im sprachlichen Teil des *Scholastic Aptitude Test* (Universitätseignungstest) einen Durchschnittswert von 467 Punkten – was durchaus kein Grund zur Begeisterung war. Zehn Jahre später brachten sie es nur noch auf 429 Punkte. Die Durchschnittswerte im mathematischen Teil des Tests sanken von 495 auf 470. **Aufgrund der Klagen, daß eine Generation von Studenten, die mit dem Fernsehen, dem Kino und dem, was ein Erziehungsfachmann die »antisprachlichen Elemente unserer Kultur« genannt hat, aufgewachsen sind, die vorhandenen Lehrbücher unverständlich findet, haben viele Verlage ihre Lehrbücher vereinfacht.** Der Verfall intellektueller Fähigkeiten läßt sich jedoch nicht, wie manche reaktionären Beobachter dies gerne sähen, damit erklären, daß nun eben mehr Studenten aus Minderheiten und Bevölkerungsschichten mit niedrigem Einkommen die Tests absolvieren, aufs College gehen und damit die Durchschnittswerte drücken. Der Anteil dieser Studenten ist während der letzten zehn Jahre unverändert geblieben; und inzwischen hat sich der Niedergang der akademischen Leistungen auf Eliteschulen ebenso ausgedehnt wie auf staatliche Colleges, Junior-Colleges und Gymnasien. Jedes Jahr müssen 40 bis 60 Prozent der University of California an Nachhilfekursen in Englisch teilnehmen. In Stanford gelang es nur einem Viertel der Studenten des Jahrgangs 1975, den englischen Einstufungstest der Universität zu bestehen, und das, obwohl diese Studenten im *Scholastic Aptitude Test* bereits sehr gut abgeschnitten hatten. An privaten Oberschulen sanken die durchschnittlichen Prüfungsergebnisse in Mathematik und Englisch in einem einzigen Jahr, nämlich zwischen 1974 und 1975, um 8 bzw. um 10 Punkte.¹⁶⁷

Solche Erhebungen bestätigen lediglich, was jeder weiß, der in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren Gymnasiasten oder Studenten unterrichtet hat. Sogar an den Eliteschulen des Landes ging die Fähigkeit der Studenten, sich ihrer eigenen Sprache zu bedienen, ihre Kenntnis fremder Sprachen, ihre Argumentationsfähigkeit, ihr Fundus an historischem Wissen und ihre Kenntnis der wichtigsten literarischen Klassiker samt und sonders unaufhaltsam zurück. Der Dekan der Universität von Oregon stellt fest:

Sie lesen nicht mehr so viel und sie haben nicht genug Übung im Denken und schriftlichen Formulieren. Das Resultat ist, daß ich heute im Hörsaal von einem Studenten nicht mehr so viel erwarten

kann wie etwa vor fünfzehn Jahren. Das ist einfach eine Tatsache meines Berufslebens.

Ein Professor an der Universität von Kalifornien (UCLA) berichtet über die Sorge des nahezu gesamten Lehrkörpers »angesichts der mangelnden schriftlichen Ausdrucksfähigkeit, der überaus dürftigen Aufsätze und der ungeheuren Zahl von Studenten, die Nachhilfeunterricht brauchen«. Ein Englischprofessor an der Ohio State University hat »in den letzten drei Jahren wachsende Klagen« gehört – und zwar quer durch den Lehrkörper der ganzen Universität – »über das praktische Analphabetentum der Studenten in den unteren Semestern«. Und dieses praktische Analphabetentum beschränkt sich auch nicht auf die Studenten des ersten und des zweiten Jahres. Die Durchschnittsergebnisse der *Graduate Record Examination* (College-Abschluß-Gesamtstatistik) sind ebenfalls gesunken.

Angesichts all dieser Daten und Hinweise ist es nicht verwunderlich, daß die Amerikaner heutzutage zunehmend weniger über ihre eigenen Rechte als Staatsbürger im Bilde sind.¹⁶⁸ Einer neueren Untersuchung zufolge wußten 47 Prozent der Mitglieder einer Testgruppe von Siebzehnjährigen, die also unmittelbar an der Schwelle der Wahlberechtigung und Wählbarkeit standen, nicht einmal die einfache Tatsache, daß jeder Bundesstaat der Vereinigten Staaten zwei Senatoren wählt. Mehr als die Hälfte der Siebzehnjährigen und mehr als drei Viertel der Dreizehnjährigen einer anderen Testgruppe desselben Berichts konnten die Bedeutung der Verfassungsbestimmungen zum Schutz gegen Selbstbezeichnung nicht erklären. Jeder achte Siebzehnjährige glaubte, daß der Präsident der Vereinigten Staaten sich nicht an das Gesetz halten müsse, und jeder zweite in beiden Altersgruppen war der Meinung, daß der Präsident die Kongreßmitglieder ernenne. Die Hälfte der Dreizehnjährigen meinte, daß die Gesetze es jedermann verböten, eine neue Partei zu gründen. In beiden Gruppen konnte kaum einer erklären, welche verfassungsmäßigen Maßnahmen der Kongreß ergreifen kann, um einen Präsidenten daran zu hindern, einen Krieg ohne Zustimmung des Kongresses zu führen. Wenn der informierte Wähler der beste Schutz vor einer Willkürregierung ist, so scheinen die Überlebenschancen der politischen Freiheiten, gelinde gesagt, unsicher. Weite Bevölkerungskreise sind heute in Amerika der Ansicht, die Verfassung sanktioniere willkürliche Maßnahmen der Exekutive, und die jüngste politische Geschichte mit ihrem ständigen Machtzuwachs für das Amt des Präsidenten kann eine solche Annahme eigentlich nur bestätigt haben. Was ist aus der ursprünglichen Vision der amerikanischen Republik geworden? **Die staatlich geregelte Erziehung und Bildung hat, statt eine Gemeinschaft mündiger Bürger hervorzubringen, zur Ausbreitung geistiger Stumpfheit und politischer Passivität beigetragen.** Die Gründe für diese Anomalie liegen in den besonderen historischen Bedingungen, unter denen das moderne Bildungswesen sich entwickelt hat.

6.3 Historische Hintergründe des modernen Schulsystems

Der Demokratisierung des Bildungswesens lagen zwei Motive zugrunde: den modernen Staat erstens mit aufgeklärten Bürgern und zweitens mit einer tüchtigen Arbeiterschaft zu versehen. Im 19. Jahrhundert dominierten politische Erwägungen; die Bildungsreform ging Hand in Hand mit der Ausweitung des Stimmrechts, der Trennung von Kirche und Staat und der Schaffung republikanischer Institutionen. Wie diese Neuerungen, so erwuchs auch das allgemeine Schulsystem aus der demokratischen Revolution. Sie brachte einen neuen Typus von Bürgerrecht hervor, der auf Gleichheit vor dem Gesetz und auf begrenzter Regierungsgewalt beruhte: eine »Herrschaft der Gesetze, nicht der Menschen«. Der exemplarische Bürger der frühen republikanischen Gesellschaftstheorie kannte seine Rechte und verteidigte sie gegen Übergriffe des Staates oder seiner Mitbürger. Er ging keinen Demagogen auf den Leim und ließ sich nicht vom hochtrabenden Geschwätz der professionellen Besserwisser einschüchtern. Appelle an die Ob-

rigkeit vermochten ihn nicht zu beeindrucken. Immer auf der Hut vor Irreführung, besaß er überdies genügend Einblick in die Motive menschlichen Handelns, Kenntnis der Prinzipien kritischen Denkens und Geschicklichkeit im Umgang mit der Sprache, um geistigen Betrug zu wittern, in welcher Form er auch auftreten mochte.

Die Heranbildung solcher exemplarischer Bürger erforderte offensichtlich ein neues Erziehungssystem – auch wenn in den Augen der frühen republikanischen Theoretiker die Überlegung viel wichtiger war, daß sie eine einigermaßen gleichmäßige Vermögensverteilung voraussetzte. Ziel der republikanischen Erziehung war es, mit den Worten Jeffersons, »Wissen und Bildung uneingeschränkter unter der Masse der Bevölkerung zu verbreiten«. Man legte Wert auf das, was das 18. Jahrhundert nützliche Kenntnisse genannt hätte, insbesondere auf Alte und neuere Geschichte, von der Jefferson hoffte, sie werde die jungen Leute lehren, »die Handlungen und Absichten der Menschen richtig einzuschätzen, politisches Machtstreben, in welcher Verkleidung es auch auftritt, zu erkennen, und sich ihm, sobald man es erkannt hat, erfolgreich zu widersetzen«. ¹⁶⁹

Der Kontrast zwischen der frühen amerikanischen Gesellschaft und politisch rückständigeren Staaten beleuchtet die Zustände, auf deren Überwindung die republikanische Erziehung angelegt war. In Frankreich zum Beispiel wurde dem stumpfsinnigen Dahinvegetieren der Massen, in dem die Sozialreformer ein Haupthindernis für allen weiteren Fortschritt erblickten, nicht einmal durch die Revolution ein Ende gesetzt. In den Augen der Reformer blieb die Landbevölkerung nicht nur ungebildet, sondern auf vernunftwidrige Weise ans Althergebrachte gefesselt und mit Aberglauben vollgestopft. **Michel Chevalier** schloß seine in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts geschriebene Studie der amerikanischen Gesellschaft mit einer Reihe von Bemerkungen, die das Problem in aller Schärfe herausarbeiten. Den Fortschritt der Menschheit kann man sich, laut Chevalier, als fortschreitende »Einweihung der Massen in die geistigen Entdeckungen, die ›Eroberungen‹ des menschlichen Geistes« vorstellen, die mit der Reformation begonnen hatten. In Amerika waren die »großen Errungenschaften der Wissenschaft und der Kunst« bereits »dem staunenden Blick des Volkes und dem Zugang aller geöffnet« worden. Frankreich, und besonders das ländlich-provinzielle Frankreich, bot dagegen noch immer das bedrückende Bild tief verwurzelter Ignoranz.

Man prüfe die Bevölkerung unserer ländlichen Distrikte, man beobachte den Geisteszustand unserer französischen Bauern, und man wird finden, daß die Triebfeder aller ihrer Handlungen ein wirres Gemisch aus biblischen Parabeln und gröblich abergläubischen Legenden ist. Dasselbe stelle man mit einem amerikanischen Farmer an, und man wird erkennen, daß sich in seinem Geist die großen Traditionen der Schrift harmonisch verbinden mit den Prinzipien moderner Wissenschaft, wie Bacon und Descartes sie gelehrt haben, mit der von Luther verkündeten Lehre der moralischen und religiösen Unabhängigkeit des Menschen und mit noch jüngeren Auffassungen von politischer Freiheit. Er ist ein Eingeweihter. ¹⁷⁰

Nach Anmerkungen zur überlegenen Sexualmoral und zu den ausgeglicheneren Lebensgewohnheiten des amerikanischen Farmers fuhr Chevalier mit der Bemerkung fort, daß »die Masse der amerikanischen Bevölkerung einen höheren Grad von Eingeweihtheit erreicht hat als die europäische, weil sie nicht regiert zu werden braucht; jedermann hier [in den Vereinigten Staaten] trägt in sehr viel höherem Maße das Prinzip der Selbstbestimmung in sich und ist weitaus fähiger, an den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken«. Dieser Unterschied erstreckte sich, laut Chevalier, auch auf das Wirtschaftsleben: Der amerikanische Mechaniker war ein besserer Arbeiter, und zwar vor allem deshalb, weil er Selbstvertrauen besaß und »voller Selbstachtung« war.

6.4 Von der industriellen Disziplin zur Selektion menschlicher Arbeitskraft

Ironischerweise erschienen diese Beobachtungen zu eben dem Zeitpunkt, als die europäischen Zustände aufgrund der Massenauswanderung europäischer Arbeiter und Bauern auch in den USA zu entstehen begannen. Beginnend mit der irischen Immigrationswelle in den Jahren um 1840 verstärkte die Einwanderung politisch rückständiger Elemente, als die sie gewöhnlich angesehen wurden, die im amerikanischen politisch-gesellschaftlichen Denken bereits unterschwellig vorhandene Befürchtung, die Vereinigten Staaten könnten erneut in das verhaßte, für die Alte Welt bezeichnende Grundschema von Klassenkonflikten, erblicher Armut und politischem Despotismus zurückfallen. In einem von solchen Ängsten geprägten Klima verschafften sich Bildungsreformer wie **Horace Mann** und **Henry Barnard** mit Vorschlägen zur Schaffung eines nationalen Systems Gehör, das die allgemeine Schulpflicht und eine Erweiterung der Lehrpläne vorsah, die über die von früheren Reformern vorgesehene ausschließliche geistige Bildung hinausging.

Von da an stand das Problem der kulturellen Integration eingewanderter Bevölkerungsgruppen nahezu permanent im Mittelpunkt der amerikanischen Bildungspolitik. Die »Amerikanisierung« wurde zum spezifisch amerikanischen Modell der Erziehung, die als Einführung in die moderne Kultur aufgefaßt wurde. Da die Aufgabe der Einweihung sich in dieser Form stellte, legte die amerikanische Schule im Gegensatz zur europäischen immer besonderen Wert auf die nichtakademische Seite der Lehrpläne. Das demokratische Ziel, die Früchte der modernen Kultur unter den Massen zu verbreiten, mußte in der Praxis Bestrebungen weichen, die Bildung in eine Art von gesellschaftlicher Kontrolle verwandelten. Bereits um 1830 stellte sich die staatliche Schule zumindest teilweise als ein subtiles Mittel zur Abschreckung der Massen vom Streben nach »Kultur« dar.

In ihrer Werbung um öffentliche Unterstützung appellierten die Reformer des 19. Jahrhunderts an den Glauben, daß Schulen unter adäquater pädagogischer Führung die soziale Mobilität und die allmähliche Abschaffung der Armut erleichtern würden – oder aber an die Hoffnung, das Schulsystem würde unter den Schülern und Studenten keine ehrgeizigen Bestrebungen aufkommen lassen, die der sozialen Stellung und den Aussichten derselben nicht entsprächen, und auf diese Weise für Ordnung sorgen. Dieses letztere Argument machte auf die vermögenden Stifter und die Vertreter der staatlichen Institutionen wahrscheinlich einen stärkeren Eindruck als das erstere. Aber beide führten zu denselben Schlußfolgerungen: das nämlich die vitalen Interessen der Gesellschaft am besten von einem System mit allgemeiner Schulpflicht wahrgenommen würden, das seine Zöglinge vor anderen Einflüssen abschirmte und sie einer geregelten Lebensweise unterwarf, und daß dieses System staatlich und zentral geleitet werden müsse.

Die Unterschiede zwischen dem staatlichen Bildungswesen in Amerika und Europa sollten allerdings nicht übertrieben werden. Auch in Europa spielte die moralische Belehrung eine große Rolle. Und auf beiden Seiten galten die gleichen allgemeinen Ziele: mündige Bürger heranzubilden, die grundlegenden Prinzipien der modernen Kultur zu verbreiten, provinzielle Rückständigkeit zu überwinden und – was von diesen Zielen nicht immer leicht zu unterscheiden war – die Einigung der modernen Nationen durch Beseitigung sprachlicher und regionaler Eigenständigkeiten, durch Einimpfung von Patriotismus und von Treue zu den Prinzipien von 1789 und 1776 oder der »Glorious Revolution« oder anderen Ereignissen zu fördern, die die Geburt des modernen Staates symbolisierten. Beide Systeme vereinten in sich somit von Anfang an demokratische und undemokratische Züge; in dem Maße, in dem die politischen Ziele der staatlichen Erziehung und Bildung hinter den wechselnden Bedürfnissen der Industrie zurücktraten, traten die undemokratischen Züge immer ausgeprägter hervor.

Anfangs sahen die Gesellschaftswissenschaftler des 19. Jahrhunderts eine enge Beziehung zwischen politischer und wirtschaftlicher »Einweihung«. Sie stellten sich die industrielle und gewerbliche Ausbildung als eine Erweiterung der staatsbürgerlich-republikanischen Schulung vor. Dieselben geistigen Eigenschaften, die den guten Bürger ausmachten – Selbständigkeit, Selbstachtung und Vielseitigkeit –, schienen auch dem Leistungsethos zugrunde zu liegen. Durch die Verbreitung der modernen Kultur glaubte man, der Bevölkerung auch Arbeitsdisziplin im weitesten Sinne des Wortes beibringen zu können. **Wenn man heute von Arbeitsdisziplin spricht, so hat das leicht den un-guten Beigeschmack von Reglementierung, Unterordnung des Menschen unter die Maschine und Verdrängung der Naturgesetze durch die Gesetze des Marktes.** Was Arbeitsdisziplin für eine frühere und heute nahezu erloschene demokratische Tradition bedeutete, brachte am deutlichsten einer ihrer letzten Exponenten, **Thorstein Veblen**, zum Ausdruck. Er war der Meinung, die moderne Industrie wecke bei den arbeitenden Klassen »bilderstürmerische« Neigungen: Skepsis, eine kritische Einstellung zur Autorität und Tradition, eine »materialistische«, wissenschaftsgeprägte Haltung und die Entwicklung eines Leistungsethos, das weit über alles hinausgehen sollte, was in früheren Gesellschaftsformen möglich war.¹⁷¹ Eine tüchtige Arbeiterschaft bedeutete aus der Perspektive dieser Tradition keine fügsamen und unterwürfigen Arbeiter, sondern im Gegenteil, mit den Worten Chevaliers, eine Arbeiterschaft, die nicht »regiert« zu werden brauchte.

Um die Jahrhundertwende – also zur gleichen Zeit, in der »Amerikanisierung« zur halboffiziellen Parole amerikanischer Erzieher wurde – machte sich in den staatlichen Schulen unter dem Schlagwort »Effizienz« eine zweite, sehr viel gröbere Form der gewerblichen Erziehung breit, in der es vor allem um handwerkliche Schulung und berufliche Ausbildung ging. Den Pädagogen und den Wortführern der Industrie zufolge waren die Schulen dafür verantwortlich, daß die unteren Schichten mit den handwerklichen Fähigkeiten ausgestattet wurden, die sie zu guten Arbeitern und nützlichen Bürgern machten. **George Eastman** kam, nachdem er sich über die »finstere Ignoranz« seiner schwarzen Mitbürger beklagt hatte, zu dem Schluß, daß »die einzige Hoffnung der Negerasse und die Lösung dieses ganzen Problems in der richtigen Ausbildung nach dem Hampton-Tuskegee-Modell bestehe, das nahezu ausschließlich darauf abzielt, sie zu nützlichen Bürgern im Sinne der Industrie zu machen.«¹⁷² Im Jahre 1908 forderte eine Gruppe von Geschäftsleuten von der National Education Association (dem Nationalen Verband für Bildungsfragen) die Einführung von mehr gewerblichem und industriellem Unterricht an den Volksschulen. Siebzig Prozent der Volksschüler, so legten sie dar, würden doch nie eine Oberschule besuchen und die beste Art von Ausbildung für sie bestehe darin, sie »zuerst das Nützliche und dann erst das Kulturelle« zu lehren.

Die Schulung menschlicher Arbeitskraft stand zur industriellen »Arbeitsdisziplin« im Sinne Veblens in demselben Verhältnis wie die politische Indoktrination – der »staatsbürgerliche Unterricht«, wie er jetzt genannt wurde – zur politischen »Einweihung«. Beide Neuerungen stellten Verfälschungen der demokratischen Praxis dar und fanden den Beifall derer, die sich gegen die angebliche Überbewertung der »Kultur« in der Schule wandten. Beide »Reformen« waren Teil einer breiteren Tendenz in Richtung auf eine höhere »Effizienz« der Schulen. Um der öffentlichen Entrüstung über die hohe Durchfallquote zu begegnen – eine Entrüstung, die um 1910 sehr lautstark wurde –, führten die Pädagogen Systeme der Aussiebung und Prüfung ein, die darauf abzielten, wissenschaftliche »Versager« auf handwerkliche und gewerbliche Schulen zu schicken (wo viele von ihnen auch weiterhin »Versager« blieben). Die Proteste gegen die elitäre Kultur, gegen die Überbewertung der akademischen Fächer, die »vornehme Erziehung« und die »im Klassenzimmer herrschende kultivierte Beschaulichkeit« fiel häufig mit der Forderung zusammen, höhere Bildung und »Kultur« dürfe auf keinen Fall »vom Mob begehrt« werden. Die Schule begann sich nun als ein Zentrum der Rekrutierung, Selektion

tion und Qualifikation des gewerblichen Nachwuchses zu entfalten. Von den drei Wegen, auf denen Schulen für die Ausbildung effizienter Arbeitskräfte sorgen können – Arbeitsdisziplin, Berufsbildung und Auslese –, gewann dabei der dritte die bei weitem größte Bedeutung. Der Mensch sollte »auf den Job zugeschnitten« werden, wie das im Jargon der Bildungsreformer zur Zeit des Ersten Weltkrieges lautete.¹⁷³

6.5 Von der Amerikanisierung zum »lebensorientierten Lernen«

Sogar im 20. Jahrhundert hatte das Schulsystem jedoch keineswegs eine grundsätzlich demoralisierende Wirkung auf alle, die es durchliefen. Bis in die dreißiger und vierziger Jahre gelang es Gruppen mit einer kulturellen Tradition, in der schulische Bildung geschätzt wird, insbesondere den Juden, sich dieses System als Hebel zur Förderung ihrer jeweiligen Gruppeninteressen nutzbar zu machen, und zwar auch dann noch, als das System in steigendem Maße auf die Rekrutierung des industriellen Nachwuchses ausgerichtet war. Unter günstigen Bedingungen hatte der schulische »Amerikanismus« mit seiner Propagierung universaler Normen eine befreiende Wirkung, weil er den Schülern half, von ihren angestammten provinziellen Traditionen loszukommen. Die neuere Schulkritik, die gelegentlich die Massenbildung mit strenger Indoktrination und totalitärer Konditionierung gleichsetzt, ist von der herrschenden Sentimentalität hinsichtlich ethnischer Minderheiten beeinflusst. Sie beklagt die Desintegration der angestammten Volkskulturen und ignoriert das Ausmaß, in dem Desintegration häufig der Preis war, der für geistige Emanzipation gezahlt werden mußte. Als **Randolph Bourne** (ein Liebling linker Historiker, die in seiner Bildungskritik einen Vorläufer ihrer eigenen sehen) den kulturellen Pluralismus pries, schwebten ihm als Modell nicht die intakten Einwanderungskulturen der Gettos vor, sondern die zweifach entwurzelten eingewanderten Intellektuellen, die ihm in Columbia begegneten.¹⁷⁴ Eine dieser Intellektuellen, **Mary Antin**, schrieb eine Darstellung ihrer Schulzeit, aus der hervorgeht, daß die »Amerikanisierung« in manchen Fällen zu einem neuen Gefühl von Würde führen konnte. Über George Washington unterrichtet zu werden, schreibt sie, habe sie gelehrt,

daß ich eine vornehmere Verwandtschaft besaß, als ich je vermutet hatte. Ich hatte Verwandte und Freunde, die, im Sinne der alten Maßstäbe, angesehene Leute waren, und hatte mich meiner Familie nie geschämt, aber dieser lange vor meiner Geburt gestorbene George Washington hatte die Größe eines Königs, und dennoch waren er und ich Mitbürger.

Vor kurzem hat **Norman Podhoretz** geschildert, wie er in den vierziger Jahren in die Kultur des geschriebenen Wortes eingeführt wurde. Dies geschah unter der Obhut einer Lehrerin, die alle Grenzen der elitären Sensibilität verkörperte, ihrem Schüler aber doch das unentbehrliche Gefühl für die Welt vermittelte, die über seine unmittelbare Erfahrung hinausging.

Die Reformen der Periode des Fortschritts schufen eine phantasielose Bildungsbürokratie und ein System der Rekrutierung des industriellen Nachwuchses, die schließlich die Funktion der Schule als Zentrum geistiger Emanzipation untergruben. Es dauerte jedoch lange, bis die schlimmen Folgen dieser Wandlungen sich allgemein bemerkbar machten. Als die Pädagogen sich mit Hilfe von Intelligenztests davon überzeugen mußten, daß die Mehrzahl ihrer Schüler einem akademischen Studium nie gewachsen sein würde, waren sie gezwungen, auf Mittel und Wege zu sinnen, die Schüler auf andere Weise zu beschäftigen. Die Einführung von Kursen in Haushaltsführung, Gesundheitspflege, Staatsbürgerkunde und anderen nichtwissenschaftlichen Fächern war, zusammen mit der üppigen Vermehrung von Sportprogrammen und anderen Aktivitäten außerhalb des eigentlichen Lehrplans, eine Auswirkung des Dogmas, daß die Schule »das ganze

Kind« zu erziehen habe. Es kam darin aber auch das praktische Bedürfnis zum Ausdruck, die Zeit der Schüler auszufüllen und sie einigermaßen zufriedenzustellen. Solche Programme verbreiteten sich in den zwanziger und dreißiger Jahren rasch an den staatlichen Schulen und wurden häufig mit der Dringlichkeit gerechtfertigt, »gute Bürger« heranzuziehen, was, mit den Worten des Dekans des Teachers College (Lehrerbildungsanstalt) »ein vorrangiges Ziel der amerikanischen staatlichen Schule« war. In Middletown berichteten die Lynds, daß Berufsbildung, Buchführung, Stenografie, »Handelsenglisch«, Hauswirtschaft, Körperertüchtigung und außerplanmäßige Aktivitäten – lauter Dinge, die früher zu Hause betrieben oder durch eine Lehre vermittelt wurden – einen Großteil der Zeit in Anspruch nahmen, die früher auf Griechisch, Latein, Geschichte, Grammatik und Rhetorik verwendet worden war.¹⁷⁵

Mit der Übernahme familiärer Aufgaben durch die Schule hofften die Bildungsreformer, aus ihr nicht nur ein Instrument der Erziehung, sondern auch der Sozialisation zu machen. Aus der dunklen Ahnung heraus, daß auf vielen Gebieten – und zwar auf eben denen, die von den formalen Lehrplänen nicht erfaßt wurden – Erfahrung mehr lehrt als Bücher, gingen die Pädagogen dann so weit, Bücher überhaupt abzuschaffen. Die konkrete Erfahrung zog in die Schulzimmer ein; Lehrmethoden, die früher auf den Kreis der Familie beschränkt blieben, wurden auf die Schule übertragen und die Schüler wurden angehalten, »durch die Praxis zu lernen«. Hatte man früher jede Phase der kindlichen Entwicklung unter das Joch eines wissenschaftlichen Lehrplans gespannt, so verlangte man jetzt, wenn auch zu spät, Erziehung müsse sich am »Leben« orientieren. Zwei Pädagogen schrieben im Jahre 1934, ohne sich der Ironie ihrer Vorschriften bewußt zu sein:

Dadurch, daß man von draußen Politiker in die Schule holt ..., um den Unterricht derer zu ergänzen und zu stimulieren, die bisher nur den normalen Ausbildungsbetrieb kennengelernt haben, läßt sich die Erziehung verlebendigen. Wie können wir von einem Menschen erwarten, daß er sein Arbeitsgerät meistern lernt, wenn er nie ein Beispiel solcher Meisterschaft vor Augen geführt bekommt? Durch solche und ähnliche Mittel kann die Erziehung in engeren Kontakt mit dem Leben gebracht und den Vorzügen der Ausbildung früherer Tage angenähert werden.¹⁷⁶

In der Praxis zwang dieser Rat zu einer fortwährenden Suche nach anspruchslosen Studienprogrammen. Diese Suche erreichte in den vierziger Jahren einen neuen Höhepunkt, als die Bildungsbürokratie ein weiteres Allheilmittel einführte: »das lebensorientierte Lernen«.¹⁷⁷ In Illinois verlangten Befürworter dieser Lebensorientierung von den Schulen mehr Aufmerksamkeit für die »Probleme der Oberschuljugend«, wie etwa »die Verbesserung der äußeren Erscheinung«, »die Wahl eines Zahnarztes« oder »die Entwicklung und Aufrechterhaltung gesunder Beziehungen zwischen Mädchen und Jungen«. Andernorts berichteten Beobachter, in den Klassenzimmern Diskussionen über Fragen gehört zu haben wie »Warum sind meine Eltern so streng?«, »Soll ich meiner Clique folgen oder mich den Wünschen meiner Eltern fügen?« oder »Wie werde ich beliebt?«

Unter der Voraussetzung, daß Amerika sich auf die integrale Oberschule festgelegt hatte – sich also weigerte, die Schüler getrennt an spezialisierten Schulen auf eine gewerbliche oder akademische Ausbildung vorzubereiten –, verdarben die praktischen Arbeitsprogramme, der Sport, die außerschulischen Aktivitäten und die generell vorherrschende Neigung der Schüler zur Geselligkeit nicht nur die jeweilige Berufsbildung und das »lebensorientierte Lernen«, sondern auch die Vorbereitung auf das Universitätsstudium. Die Vorstellungen von Arbeitsdisziplin verfielen in einem Maße, daß die geistige und sogar die handwerkliche Ausbildung gegenüber der bloßen Einübung ordentlicher Sitten nebensächlich wurde. In einem Bericht des *National Manpower Council* aus dem Jahre 1954 lesen wir:

Die Schule macht einen verbindlichen Stundenplan, indem sie An-
kunfts- und Unterrichtszeiten festlegt; sie schreibt Aufgaben vor, die
erledigt werden müssen; sie belohnt Fleiß, Verantwortungsgefühl
und Können; sie wendet sich gegen Fahrlässigkeit und Unfähigkeit
und fördert Strebsamkeit.¹⁷⁸

Je näher aber das Schulwesen diesem leeren Ideal kam, desto wirksamer entmutigte sie
jegliche Strebsamkeit, ausgenommen vielleicht das Streben, mit diesem oder jenem
Trick die Schule vorzeitig zu verlassen. Indem sie den Lehrplänen nicht nur ihren wis-
senschaftlichen, sondern auch ihren praktischen Inhalt entzogen, beraubten die Pädago-
gen ihre Zöglinge jeder sie fordernden Arbeit und zwangen sie, andere Mittel ausfindig
zu machen, um sich eine Zeit zu vertreiben, die sie in der Schule verbringen mußten,
wie das Gesetz es befahl. Die zwanghafte Geselligkeit von amerikanischen Oberschü-
lern, die früher um den *rating and dating complex* kreiste, womit **Willard Waller** das
Streben nach möglichst guten Noten und möglichst vielen Verabredungen mit dem an-
deren Geschlecht bezeichnete – und die in unseren Tagen um Drogen kreist –, erwuchs
teilweise aus schierer Langeweile angesichts der vorgeschriebenen Lehrpläne. Und
wenn auch Lehrer und Verwaltungsbehörden häufig den zwanghaften Beliebtheitsrum-
mel ihrer Studenten beklagten, so förderten sie ihn doch selbst, indem sie so hohen Wert
auf das Bedürfnis legten, mit anderen gut auszukommen, d.h. dem Bedürfnis, die ko-
operativen Gepflogenheiten zu beherrschen, die man für den Erfolg in der Industrie als
unerlässlich betrachtete.¹⁷⁹

6.6 Grundausbildung und Landesverteidigung

In den fünfziger Jahren war die Trivialisierung der Lehrpläne an den Oberschulen un-
übersehbar geworden. Zwei Gruppen von Kritikern meldeten sich zu Wort. Die erste,
mit Arthur Bestor, Albert Lynd und Mortimer Smith an der Spitze, griff zusammen mit
dem *Council for Basic Education* (Grundausbildungsbeirat) die alles erfassende Expan-
sion des Schulwesens an. Für sie war es nicht die Aufgabe der Schule, das Kind »allsei-
tig« zu sozialisieren, die Funktionen von Familie und Kirche mit zu übernehmen oder
für die Rekrutierung des industriellen Nachwuchses zu sorgen. Die einzige Aufgabe der
Schule, so argumentierten sie, bestehe darin, daß sie jedermann eine geistige Grundausbildung
vermittele. Sie verurteilten den Antiintellektualismus, zugleich aber auch das
Auslesesystem. Laut Smith hatten die Erzieher Deweys Maxime, die Schule solle den
Bedürfnissen des Kindes dienen, als Entschuldigung für das Versäumnis genommen, je-
dem Kind eine Grundausbildung zukommen zu lassen. Dieses Dogma gebe dem Lehrer,
»der John oder Mary in den wissenschaftlichen Fächern für etwas schwer von Begriff
hält«, die Möglichkeit, »in diesen Fächern wegen angeblichen Mangels an Interesse
oder Können weniger zu verlangen und die Kinder in Kurse für Handarbeit, Kunstge-
werbe oder Hauswirtschaft abzuschieben, wo mechanische Fertigkeiten vor dem Den-
ken rangieren«.¹⁸⁰

Eine zweite Gruppe von Kritikern griff das amerikanische Schulwesen nicht deshalb an,
weil es zugleich antiintellektuell und undemokratisch war, sondern, weil es nicht genug
Wissenschaftler und Techniker hervorbrachte. Bildungsreformer wie Vannevar Busch,
James B. Conant und Vizeadmiral Hyman G. Rickover wiesen immer wieder darauf
hin, daß die Vereinigten Staaten im Wettrüsten hinter der Sowjetunion herhinkten, weil
die Schulen es versäumt hätten, ein wirksames Ausleseverfahren menschlicher Arbeits-
kraft zu entwickeln. Nachdem die Russen im Jahre 1957 ihren Sputnik gestartet hatten,
zwang diese Art von Kritik die Bildungsfunktionäre, neue Ausbildungsmethoden in
Mathematik und in den Naturwissenschaften einzuführen und mehr Nachdruck auf die
Aneignung von Grundkonzeptionen als auf die Speicherung von Fakten im Gedächtnis
zu legen. Wenn auch Conant, Rickover und ihre Anhänger nach einer Rückkehr zur

Grundlagenbildung riefen, so hatte ihr Programm doch wenig Gemeinsamkeiten mit den Reformen, die vom *Council of Basic Education* befürwortet wurden. Sie stellten die Schule als Instrument der Rekrutierung des gewerblichen und militärischen Nachwuchses nicht in Frage; sie versuchten lediglich, den Ausleseprozeß wirksamer zu gestalten.

In den späten vierziger Jahren sprachen sich sowohl Conant wie auch Bush bei den Erörterungen dieses Problems für das System der allgemeinen Wehrpflicht aus. Sie sahen in einem solchen System sowohl ein Mittel der Anwerbung junger Menschen für den Staatsdienst als auch ein Ausleseverfahren, mittels dessen der Bedarf an Arbeitskräften im Lichte militärischer Erfordernisse eingeschätzt werden konnte. Als die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht schließlich am Widerstand derer scheiterte, die davor zurückschreckten, dem Militär die Rekrutierung der Arbeitskräfte zu überlassen, wählte das Land ein Rekrutierungssystem, das in mancher Hinsicht sogar noch undemokratischer war. Gemäß dem 1951, auf dem Höhepunkt des Korea-Krieges verabschiedeten *Selective Service Act* (Wehrdienstpflichtgesetz) wurde der Militärdienst zur allgemeinen Pflicht, von der nur diejenigen ausgenommen waren, die sich einen akademischen Dispens zu verschaffen wußten. Die Zurückstellung der Akademiker vom Wehrdienst, kombiniert mit Reformen des Erziehungswesens zur Bildung einer wissenschaftlichen und technischen Elite, brachte eine nationale Selektionsmethode des menschlichen Arbeitspotentials hervor, die dazu führte, daß Minoritäten und sozial Schwache in eine gewaltige Friedensstreitmacht gesteckt wurden, während die Mittelschicht, die auf Zurückstellung vom Wehrdienst erpicht war, in bis dahin nie gekanntem Ausmaß in die Colleges drängte.

Der *National Defense Education Act* (Landesverteidigungsausbildungsgesetz) aus dem Jahre 1958, der die Ausbildung von Ingenieuren und Naturwissenschaftlern beschleunigen sollte, bedeutete eine weitere Verstärkung des Zudrangs zu den Universitäten, der bis in die frühen siebziger Jahre anhielt. Inzwischen widmeten die Ausbildungsstätten der Früherkennung Fähiger und der Abschreckung anderer Studenten ihr erhöhtes Augenmerk. Effizientere Auswahlmethoden im Verein mit wachsender Betonung von Mathematik und Naturwissenschaften produzierten steigende Zahlen von College-Studenten, taten aber wenig zur Verbesserung von deren Ausbildungsmethoden. Die Bemühungen, Methoden, die zunächst von den Lehrern der »neuen Mathematik« entwickelt worden waren, auf die Gesellschafts- und Geisteswissenschaften zu übertragen, brachten Studenten hervor, die einerseits ein geringes faktisches Wissen besaßen und andererseits keinen Unterricht ertrugen, der nicht ihrem Bedürfnis nach »Kreativität« und »Selbsta Ausdruck« entgegenkam. **Joyce Maynard** berichtet über ihre eigenen Erfahrungen in den frühen sechziger Jahren:

Wenn wir in der Schule zu schreiben hatten, so riet man uns, die Grammatik zu vergessen und uns nur um freien Selbsta Ausdruck zu bemühen – oder vielleicht gar nicht zu schreiben, sondern Kommunikation mit nichtverbalen Mitteln herzustellen.¹⁸¹

Für die Verbreitung solcher Methoden und ihre katastrophale Wirkung auf die geistige Verfassung der Studenten ließen sich zahllose Beweise anführen. Unter dem Deckmantel aufklärerischer Ideologien sind Lehrer (wie Eltern) den Weg des geringsten Widerstandes gegangen: Sie versuchten, ihre Schüler zu beschwichtigen und ihnen die Zeit, die sie in der Schule zu sein hatten, so schmerzlos wie möglich zu machen. In der Hoffnung, Auseinandersetzungen und Konfrontationen aus dem Weg gehen zu können, ließen sie die Schüler ohne Führung und behandelten sie gleichzeitig, als ob sie zu ernsthaften Anstrengungen gar nicht in der Lage wären. **Frederick Exley**, der für kurze Zeit an staatlichen Schulen im New Yorker Hinterland unterrichtet hat, beschreibt die demoralisierenden Auswirkungen des ungeschriebenen Gesetzes, »daß jeder durchkommt«, folgendermaßen:

Die Mitglieder des Lehrkörpers hatte man zu moralischen Ungeheuern gemacht. Wir sollten das eine Auge offenhalten, kühl und distanziert, und die Hälfte der Schüler genau taxieren, das andere Auge dagegen sollten wir zudrücken und darüber hinwegsehen, daß die übrigen Studenten von Klasse zu Klasse versetzt und schließlich in eine Welt entlassen werden, die sie, während sie störrisch aus der Enttäuschung in die Katastrophe taumeln, nur allzugern lehrt, was die Schule sie von Anfang an hätte lehren sollen: daß nämlich sogar in Amerika *Versagen ein natürlicher Bestandteil des Lebens ist*.¹⁸²

Institutionen zur Weitergabe von Kultur (Schule, Kirche, Familie), von denen man hätte erwarten können, daß sie sich dem narzißtischen Zug unserer Kultur widersetzen, haben sich statt dessen diesem Zug angepaßt, während gleichzeitig ein wachsender Teil fortschrittlicher Theorie diese Kapitulation mit der Behauptung rechtfertigt, diese Institutionen dienten der Gesellschaft dann am besten, wenn sie ein Spiegelbild von ihr darstellten. Dementsprechend schreitet auch der Verfall des staatlichen Bildungswesens stetig weiter fort: die ständige Verwässerung der geistigen Maßstäbe im Namen von »Relevanz« und anderen progressiven Schlagworten; der Verzicht auf Fremdsprachen; das Zurücktreten der Geschichte hinter »gesellschaftlichen Problemen«; und der allgemeine Rückzug von intellektueller Disziplin jeder Art, die häufig einfach nötig ist, um ganz elementare Formen von Disziplin aufrechtzuerhalten und zumindest ein gewisses Maß von Sicherheit zu gewährleisten.

6.7 Die Bürgerrechtsbewegung und die Schulen

Nicht einmal der Kampf um die Rassenintegration hat diesen Verfall aufhalten können; er hat den *Status quo* aber auf andere Weise in Frage gestellt. In den sechziger Jahren griffen Sprecher der Bürgerrechts- und später auch der *Black-Power*-Bewegung die grobe Ungerechtigkeit des Bildungssystems an. Nirgendwo wurde das Versagen des amerikanischen Schulwesens deutlicher als in der Ungleichheit der schulischen Leistungen schwarzer und weißer Kinder. Aus eben diesem Grund hatten die Bildungsexperten immer versucht, sie wegzuerklären, und zwar entweder durch die Rassentheorie oder, als der Rassismus wissenschaftlich unhaltbar wurde, durch die kulturelle Milieutheorie (*cultural deprivation*). Die Kulturanthropologen, die dem wissenschaftlich verbrämten Rassismus in den dreißiger Jahren den Garaus machten, lieferten den Pädagogen eine neue Entschuldigung für ihr Versagen bei der Erziehung von Kindern aus der Unterschicht: sie kamen eben aus einem kulturlosen Milieu und waren deshalb nicht erziehbar. In den Worten von **Kenneth B. Clark**:

Gesellschaftswissenschaftler und Pädagogen haben mit dem Gebrauch und der Praktizierung der kulturellen Milieutheorie einer völlig erstarrten Bildungsbürokratie für ihre fortgesetzte Ineffizienz unwissentlich eine Rechtfertigung geliefert, die in der Mitte des 20. Jahrhunderts weit respektabler und akzeptabler war als der Rassismus.¹⁸³

Die Auseinandersetzungen um die Aufhebung der Rassentrennung ließen den inneren Widerspruch zwischen der amerikanischen Konzeption von Bildung für alle einerseits und den Realitäten einer Klassengesellschaft andererseits offen zutage treten. Die Amerikaner hatten im 19. Jahrhundert die allgemeine Schulpflicht eingeführt, ohne zugleich von ihrem Glauben an die Unvermeidlichkeit sozialer Ungleichheit abzulassen. Sie hatten sich zum Prinzip gleicher Bildungschancen bekannt und dennoch an einem Bildungswesen festgehalten, das Kinder aus den unteren Schichten davon abhielt, eine über ihre Herkunft und ihre Aussichten hinausgreifende Ausbildung anzustreben. Obwohl sie sich geweigert hatten, Ungleichheit in Gestalt eines separaten Systems der technischen

Ausbildung zu institutionalisieren, hatten sie im wissenschaftlich integrierten Schulsystem, das sie als Alternative zum europäischen entwickelt hatten, doch erneut viele Formen von tatsächlicher Diskriminierung neu geschaffen. In den sechziger Jahren begann die augenfälligste Ausnahme im Rahmen der offiziellen Gleichheitsideologie – die Rassentrennung im Bildungswesen unter dem Motto »getrennt, aber gleichberechtigt« – unter dem vereinten Ansturm der Gerichte, des Justizministeriums und der Bundesbehörden zusammenzubrechen, aber nur, um in den nach außen hin integrierten Schulen Platz zu machen für neue Formen der Diskriminierung. Die bildungsmäßige Verarmung der schwarzen Kinder wurde unübersehbar.

Der Streit um die Bildungspolitik in den fünfziger Jahren hatte deutlich gemacht, daß das Land vor die Wahl zwischen einem System der Grundausbildung für alle und einer komplizierten Bildungsbürokratie gestellt war, die als Instrument der Selektion menschlicher Arbeitskraft fungierte. Dasselbe, häufig durch überhitzte Rhetorik verdunkelte Problem lag den noch heftigeren Auseinandersetzungen der sechziger und siebziger Jahre zugrunde. Für die Schwarzen, insbesondere für Schwarze mit Aufstiegschancen, die den Abkömmlingen der Puritaner und der jüdischen Einwanderer an Bildungseifer nicht nachstanden, bedeutete die Aufhebung der Rassentrennung das Versprechen gleicher Ausbildungschancen in den Grundfächern, die für das ökonomische Überleben sogar in einer ansonsten ungebildeten modernen Gesellschaft unerlässlich sind: im Lesen, Schreiben und Rechnen. Schwarze Eltern hielten offenbar an dem fest, was heute – aus der Sicht pädagogischer »Reformer« – als eine hoffnungslos reaktionäre Konzeption von Erziehung und Bildung gilt. Dieser alten, angeblich traditionalistischen Auffassung zufolge arbeitet die Schule dann am besten, wenn sie die grundlegenden Fähigkeiten vermittelt, auf denen alphabetisierte Gesellschaften gründen, an hohen Maßstäben für wissenschaftliche Leistungen festhält und dafür sorgt, daß die Schüler sich diese Maßstäbe zu eigen machen. Der Kampf für die Aufhebung der Rassentrennung im Bildungswesen schloß nicht nur einen Angriff auf die Rassendiskriminierung ein, sondern auch auf die in der Schulpraxis seit langem fest verankerte Vorstellung, wissenschaftliche Maßstäbe seien ihrem Wesen nach elitär und die Massenbildung erzwingen deshalb die Verwässerung dieser Maßstäbe, das heißt die Anpassung nach unten, an klassenmäßige Herkunft und soziale Zukunftsaussichten. Die Forderung nach Aufhebung der Rassentrennung brachte mehr ins Spiel als nur die erneute Verpflichtung auf Gleichheit der Bildungschancen; sie zog auch die Ablehnung des kulturellen Separatismus und den Glauben nach sich, daß der Zugang zu gemeinsamen kulturellen Traditionen die Vorbedingung für die Förderung besitzloser Bevölkerungsgruppen blieb.

Obwohl sie ganz und gar aus dem Bürgertum stammte, machte sich die Bewegung zugunsten gleicher Bildungschancen doch auch Forderungen zu eigen, die ohne eine radikale Revision des gesamten Bildungswesens (und manchem anderen) nicht zu verwirklichen waren. Für bestimmte, seit langem gebräuchliche Erziehungspraktiken war sie ein Schlag ins Gesicht. Einige ihrer Implikationen waren nicht nur für verkalkte Bildungsbürokraten ein Ärgernis, sondern auch für Progressive, die der Meinung waren, das Bildungswesen müsse auf »die Bedürfnisse« der Jugend zugeschnitten sein, die Überbewertung der wissenschaftlichen Fächer hemme die »Kreativität«, und eine übermäßige Betonung des schulischen Wettbewerbs fördere nur den Individualismus auf Kosten der Kooperation. Der Versuch, die Grundausbildung wiederzubeleben, wie er von den Schwarzen und anderen Minoritäten unternommen wurde, lief den neuen pädagogischen Experimenten zuwider: dem offenen Klassenzimmer, der »Schule ohne Mauern«, dem Versuch, Spontaneität zu fördern und dem im Klassenzimmer angeblich grassierenden autoritären Stil den Boden zu entziehen.

6.8 Kultureller Pluralismus und neuer Paternalismus

In den späten sechziger Jahren, als die Bürgerrechtsbewegung von der *Black-Power*-Politik abgelöst wurde, begannen progressive Pädagogen, sich eine neue Theorie der schwarzen Kultur, eine auf den Kopf gestellte Version der kulturellen Milieutheorie, zu eigen zu machen und die Subkultur des Gettos als Mittel der Anpassung an das Gettodasein zu verteidigen. Diese Theorie stellte in der Tat eine anziehende Alternative zu der vom weißen Bürgertum propagierten Kultur der Leistungskonkurrenz dar. Die »Liberalen« kritisierten nun die Schule dafür, daß sie den Schwarzen die Kultur der Weißen aufzwang. Sprecher der *Black-Power*-Bewegung, die sich die Schuldgefühle der weißen Liberalen zunutze machten, schlossen sich dem Vorstoß an und forderten gesonderte Studienprogramme für die Schwarzen, das Ende der Tyrannei des geschriebenen Wortes sowie Unterricht in Englisch als zweite Sprache. Die *Black-Power*-Bewegung ließ das bürgerliche Ziel der Rassenintegration weit hinter sich und lieferte eine ganz neue rationale Begründung für zweitklassige Schulen mit Rassentrennung. Parallel dazu spielten die progressiven Kritiker des »traditionellen« Schulwesens der Bildungsbürokratie in die Hände, indem sie die Grundausbildung als Kulturimperialismus brandmarkten. Anstatt die Expansion der Bildungsbürokratie zu kritisieren, nahmen diese Kritiker die Erziehung selbst aufs Korn, was weniger riskant war, und legitimierten damit eine neue Verflachung der Maßstäbe im Namen pädagogischer Kreativität. Anstatt darauf zu dringen, daß die Schulen ihre Ansprüche mäßigten und sich wieder auf die Grundausbildung besännen, forderten sie eine weitere Expansion der Lehrpläne, die künftig auch Kurse in »schwarzer Geschichte«, »schwarzem Englisch«, »schwarzem Kulturbewußtsein« und »schwarzem Stolz« umfassen sollten.

Der pädagogische Radikalismus der späten sechziger Jahre ließ, bei all seiner revolutionären Militanz, den *Status quo* unangetastet und festigte ihn sogar noch. In Ermangelung einer tiefgreifenden Kritik von dieser Seite blieb Gemäßigten wie Kenneth Clark die wirklich grundlegende Aussage vorbehalten, daß »schwarze Kinder oder irgendeine andere Gruppe von Kindern nicht dadurch Selbstbewußtsein und Stolz entwickeln, daß sie sagen, sie hätten ihn oder daß sie ein Lied darüber singen, oder daß sie ›ich bin schwarz und schön‹ oder ›ich bin weiß und überlegen‹ sagen«. »Rassenstolz«, so Clark, »erwächst aus vorzeigbarer Leistung.« Gegen die »selbstgerechte Sentimentalität«¹⁸⁴ von Schulreformern wie Jonathan Kozol und Herbert Kohl wandten sich die Veteranen der Bürgerrechtsbewegung mit dem Argument, daß Lehrer ihre Schüler nicht zu lieben brauchen, solange sie gute Arbeit von ihnen verlangen. Wenn sie bestimmte Maßstäbe aufrechterhalten und alle auffordern, sich diesen gewachsen zu zeigen, dann respektieren sie – den Sprechern des vielgeschmähten schwarzen Mittelstands zufolge – ihre Schüler mehr, als wenn sie sich gönnerhaft der Gettokultur annehmen und versuchen, wie Hylan Lewis das nannte, »eine stinkende Lilie zu vergolden«.¹⁸⁵

Auf lange Sicht haben die Betroffenen nichts davon, wenn ein schlechter Unterricht auf reaktionäre Weise damit entschuldigt wird, daß arme Leute die verzwickten Probleme von Mathematik, Logik und Aufsatzschreiben ohnehin nie meistern, oder wenn andererseits Pseudoradikale wissenschaftliche Maßstäbe als Teil des Herrschaftsinstrumentariums der weißen Kultur verdammen, der angeblich schwarze und andere Minderheiten von der Entfaltung ihrer Kreativität abhält. In beiden Fällen verurteilen Reformer mit den besten Absichten die Unterschicht zu einer zweitklassigen Ausbildung und tragen auf diese Weise dazu bei, die Ungleichheit zu verewigen, die sie abschaffen wollen. Im Namen egalitärer Prinzipien halten sie an der heimtückischsten Form von elitärem Denken fest, das den Massen unter diesem oder jenem Vorwand die Fähigkeit zu jeglicher geistigen Anstrengung abspricht. Das gesamte Problem des amerikanischen Bildungswesens läuft darauf hinaus, daß in der amerikanischen Gesellschaft nahezu jedermann geistige Überlegenheit mit elitärem Dünkel gleichsetzt. Diese Einstellung garantiert nicht nur das Bildungsmonopol der Elite, sondern sie mindert auch die Qualität der elitären Bildung selbst und droht die Vorherrschaft der allgemeinen Ignoranz heraufzuführen.

6.9 Der Aufstieg der »Multiversität«

Die jüngste Entwicklung im Bereich der Hochschulbildung führte zu deren fortschreitender inhaltlicher Verwässerung sowie auf einer höheren Ebene zu einer Reproduktion der an den staatlichen Oberschulen vorherrschenden Zustände. Der Zusammenbruch der allgemeinbildenden Erziehung, der Verzicht auf jede ernstliche Anstrengung, Studenten in Fremdsprachen zu unterrichten, die Einführung vieler »schwarzer« oder »feministischer« Studienprogramme und anderer Formen von Bewußtseinsbildung, die kein anderes Ziel haben, als politische Unzufriedenheit zu kanalisieren, die Inflation guter Noten – all das hat den Wert des Universitätsstudiums gemindert, während sich gleichzeitig angesichts der wachsenden Studienkosten nur noch die Wohlhabenden ein solches Studium leisten konnten.¹⁸⁶

Die Krise des höheren Bildungswesens in den sechziger und siebziger Jahren erwuchs aus einer zeitlich früheren Entwicklung. Die moderne Universität war zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Produkt zahlreicher Kompromisse. Von etwa 1870 bis hin zum Ersten Weltkrieg stritten sich die Vertreter der wissenschaftlichen Forschung, des Staates und des kulturellen Liberalismus um die Herrschaft an den Universitäten. Die Lehrkörper teilten sich in Anhänger der einen oder der anderen Richtung, während die Studenten und die Verwaltungsbeamten ihre jeweils eigenen Interessen in die Waagschale warfen. Letzten Endes erzielte keine dieser drei Parteien einen entscheidenden Sieg, aber jede konnte wesentliche Zugeständnisse für sich verbuchen. Mit Hilfe der Einführung von Fächerwahl und außerplanmäßigen Angeboten besänftigte man die Studenten. Das System der Fächerwahl war außerdem ein Kompromiß zwischen den Ansprüchen der normalen Colleges, die noch immer der Konzeption von Allgemeinbildung anhängen, und den darauf aufbauenden, spezialisierten Graduierten- und Berufsschulen.

Die Hoffnung, daß das Vorlesungssystem aus einem Pauker einen kreativen Wissenschaftler machen würde, hing von der Frage ab, ob es möglich war, dem Professor so viel Spielraum zu bieten, daß er den Studenten einen von ihm beherrschten Stoff präsentieren konnte, und ihn zugleich von denjenigen Studenten zu befreien, die ihre Anwesenheit im Hörsaal nur als eine unwillkommene Pflicht betrachteten.

Bedauerlicherweise befreite das System der Fächerwahl den Lehrkörper ebenso von der Notwendigkeit des Nachdenkens über die allgemeineren Ziele von Bildung – beispielsweise die Möglichkeit, daß viele Studenten den Besuch jeglicher Vorlesungen mittlerweile als eine »unwillkommene Pflicht« betrachteten – und über die Beziehung des einen Wissenschaftszweiges zum anderen. Zugleich hielt die Vereinigung von Colleges und Berufsschulen unter ein und demselben institutionellen Dach die Fiktion von Allgemeinbildung aufrecht, auf die sich die Universitäten bei ihren Spendenaufrufen so nachdrücklich beriefen.

Es entstand jetzt ein sehr aufgeblähter Verwaltungsapparat, und zwar nicht nur als zusätzliches Element in einer pluralistischen Gemeinschaft, sondern als die einzige für die Universitätspolitik als Ganzes verantwortliche Körperschaft. Die Entscheidung, Berufsbildung und Allgemeinbildung in ein und derselben Institution unterzubringen – und die dazu erforderlichen Kompromisse –, machten es dem Lehrkörper unmöglich, sich mit weiterreichenden Fragen der akademischen Politik zu befassen. Diese fielen jetzt in den Verantwortungsbereich der Verwaltungsbürokratien, die emporwuchsen, um der steigenden Komplexität von Institutionen Herr zu werden, zu denen nicht nur die verschiedenen Arten von Colleges zählten, sondern auch Fachoberschulen, Berufsschulen, Forschungs- und Entwicklungsinstitute, halbprofessionelle Sportzentren, Krankenhäuser, umfangreiche Liegenschaften und unzählige andere Unternehmenszweige. Die Politik der Universitäten, die innere wie die äußere – Angliederung neuer Fachrichtungen und

Programme, Beteiligung an Kriegsforschung und an Stadtentwicklungsprogrammen – mußten jetzt von Verwaltungsleuten übernommen werden, und die Idee einer »Dienstleistungsuniversität« oder »Multiversität«, deren Einrichtungen theoretisch für jedermann verfügbar waren (praktisch aber lediglich für die Meistbietenden), rechtfertigte ihre eigene Vormachtstellung in der akademischen Gesamtstruktur. Der Lehrkörper nahm diese Entwicklung hin, »weil uns«, wie Brander Matthews das einmal formulierte, als er die Anziehungskraft von Columbia für gebildete Literaten wie ihn zu erklären versuchte, »solange wir unsere Arbeit tun, niemand dreinredet«.¹⁸⁷

Das Beste, was sich über die amerikanische Universität in dem Zeitraum sagen läßt, den man als ihre klassische Periode bezeichnen kann – etwa von 1870 bis 1960 –, ist, daß sie ein ziemlich anspruchsloses Milieu bildete, in dem die verschiedenen Gruppen, die eine Universität ausmachen, die Freiheit genossen, praktisch zu tun und zu lassen, was ihnen gefiel, vorausgesetzt, sie griffen nicht in die Freiheit anderer ein oder erwarteten gar, daß die Universität als Ganzes ihnen eine kohärente Rechtfertigung ihrer Existenz bot. Die Studenten nahmen die neuen Zustände nicht nur deshalb hin, weil sie genug Zerstreungen hatten, sondern auch aus anderen Gründen: Das geistige Chaos der Lehrpläne war noch nicht voll durchschaubar; die Vorstellung, daß ein akademischer Grad eine bessere berufliche Position bedeute, stand noch immer in einem gewissen Einklang mit der Realität; und die Universität schien sich in ihrer Beziehung zur Gesellschaft eher mit den besten als mit den schlechtesten Traditionen des amerikanischen Lebens identifiziert zu haben.

Was die Krise der sechziger Jahre dann beschleunigte, war nicht einfach nur der Druck beispiellos hoher Studentenzahlen (von denen viele ihre Jugend liebend gern woanders verbracht hätten), sondern ein fatales Zusammentreffen historischer Veränderungen: die Entwicklung eines neuen gesellschaftlichen Bewußtseins bei den Studenten, das von der moralischen Rhetorik der *New-Frontier*- und der Bürgerrechtsbewegung aktiviert wurde, und der gleichzeitige Zusammenbruch des Anspruchs der Universität auf moralische und intellektuelle Legitimität. Anstatt ein abgerundetes Programm humaner Bildung anzubieten, wurde die Universität nun ein Selbstbedienungsladen, in dem die Studenten sich eine bestimmte Zahl von *credits* herauszusuchen hatten. Anstatt auf die Verbreitung von Frieden und Aufklärung hinzuarbeiten, verbündete sie sich mit der Kriegsmaschinerie. Schließlich wurde sogar ihr Anspruch fragwürdig, sie verschaffte den Zugang zu den besseren Stellen.

Die Unruhen der sechziger Jahre begannen als Angriff auf die Ideologie der »Multiversität« und ihre fortgeschrittenste Verkörperung, die University of California in Berkeley. Und was immer die Bewegung später noch werden mochte, teilweise blieb sie ein Versuch, die universitäre Gesamtpolitik – also auch das Vordringen in die Städte, in die Kriegsforschung und das ROTC (Schulungslager für Reserveoffiziere) – wieder unter die Kontrolle des Lehrkörpers und der Studentenschaft zu bringen. Die gesamte Entwicklung der amerikanischen Universität – ihr dem Zufall überlassener Wildwuchs, ihr Mangel an grundlegender Konzeption, die in den ihrer Expansion zugrundeliegenden Kompromissen begründete Instabilität – machte eine solche Abrechnung nahezu unvermeidlich.

Die Studentenbewegung verkörperte zugleich einen militanten Anti-Intellektualismus besonderer Art, von dem sie verdorben und schließlich ganz aufgesogen wurde. Die Forderung nach Abschaffung der Noten, auch wenn sie durch hohe pädagogische Prinzipien gerechtfertigt wurde, lief in der Praxis – wie Experimente mit Kursen ohne Noten und solchen, in denen man nur bestehen oder durchfallen konnte, erwiesen haben – auf den Wunsch nach weniger Arbeit und auf das Bedürfnis hinaus, sich einer qualitativen Bewertung zu entziehen. In der Forderung nach mehr »relevanten« Kursen steckte oft nur das Verlangen nach intellektuell anspruchsloseren Lehrplänen, in denen die Studenten akademische *credits* für politischen Aktivismus, Selbsta Ausdruck, transzendente

Meditation, Gruppentherapie oder Theorie und Praxis der Magie erhalten konnten. Selbst wenn es ganz ernsthaft gegen die sterile akademische Pedanterie ins Feld geführt wurde, beinhaltete das Reizwort »Relevanz« eine verborgene Feindseligkeit gegen Bildung überhaupt – die Unfähigkeit, für irgend etwas Interesse aufzubringen, was über die unmittelbare Erfahrung hinausgeht. Die Popularität dieses Begriffs zeugte für den wachsenden Glauben, Erziehung habe schmerzlos und frei von Spannungen und Konflikten vonstatten zu gehen. Wer »Relevanz« als konzertierten akademischen Angriff auf Rassismus und Imperialismus verstand, stellte den Expansionismus der Universitätsverwalter lediglich auf den Kopf. Der Vorschlag dieser Leute, die Universität in den Dienst der Gesellschaftsreform zu stellen, war nur ein Echo des Dienstleistungsideals, das die imperialistische Ausweitung der »Multiversität« von Anfang an gerechtfertigt hatte. Anstatt zu versuchen, die Universität auf einen bescheideneren Rahmen von Zielen zu verpflichten, akzeptierten die progressiven Kritiker der Universitätsbildung die Prämisse, alle Arten von sozialen Problemen seien durch Erziehung zu lösen.

6.10 Die »elitäre« Kultur und ihre Kritiker

In den siebziger Jahren kreisten die häufigsten Einwände gegen die Zustände im höheren Bildungswesen um die Kritik der elitären Kultur. In einem bekannten, von zwei Professoren für Englische Literatur geschriebenen Manifest steht geschrieben, daß »die höhere Kultur die Werte der Herrschenden propagiert«. ¹⁸⁸ Die Verfasser zweier Beiträge eines Berichts der *Carnegie Commission* zur Lage des Bildungswesens verwerfen die Vorstellung, daß »es bestimmte Kunstwerke gibt, die allen gebildeten Menschen vertraut sein sollten«, als eine ihrem Wesen nach »elitäre Auffassung«. ¹⁸⁹ Solche Einwände treten häufig gekoppelt mit der Behauptung auf, das Universitätsleben solle die Vielfalt und das Getümmel der modernen Gesellschaft widerspiegeln, anstatt zu versuchen, diesen Wirrwarr zu kritisieren und damit zu transzendieren. Der Begriff Kritik selbst ist nahezu allgemein suspekt geworden. Denn nach einem modischen Verständnis lehrt Kritik Studenten nicht, sich zu involvieren, sondern »Distanz zu gewinnen, um verstehen und analysieren zu können«. ¹⁹⁰ Kritische Haltung paralysiert angeblich die Fähigkeit zum Handeln und isoliert die Universität von den in der »wirklichen Welt« wütenden Konflikten. Die genannte *Carnegie Commission* gibt zu bedenken, daß in den Vereinigten Staaten mit ihrer pluralistischen Gesellschaft »die ausschließliche Parteinahme für die Lehren einer einzigen Schule ... das höhere Bildungswesen in einen starken Gegensatz zur Gesellschaft bringen würde«.

Da diese Einstellung bei Lehrern und Pädagogen vorherrscht, ist es durchaus nicht verwunderlich, daß in allen Jahrgängen und Stufen des Bildungswesens eine so geringe Kenntnis der Klassiker der Weltliteratur anzutreffen ist. Ein Englischlehrer in Deerfield, Illinois, berichtet:

Die Schüler sind daran gewöhnt, unterhalten zu werden. Sie leben in der Vorstellung, daß sie, wenn sie auch nur eine Spur von Langlebigkeit verspüren, am Schalter drehen und auf einen anderen Kanal ausweichen können.

In einer *High School* in Albuquerque trugen sich nur vier Studenten für einen Kurs über den englischen Roman ein, während ein Kurs mit dem Titel »Das Geheimnis des Übernatürlichen« so viele Teilnehmer anzog, daß er in fünf Abteilungen gehalten werden mußte. In New Orleans können die Schüler einer *High School* »ohne Mauern« im Fach Englisch *credits* bekommen, wenn sie als Discjockeys in einer Rundfunkstation arbeiten und Bücher lesen wie PRAXIS DER RUNDfunkPROGRAMMGESTALTUNG oder WIE WERDE ICH DISCJOCKEY BEIM RUNDfunk. In San Marino in Kalifornien steigerte das English Department seine Teilnehmerzahlen, indem es Wahlkurse über »Große amerikanische

Liebesgeschichten«, »Mythen und Folklore«, »Science-fiction« oder »Die Situation des Menschen« anbot.¹⁹¹

Wer heute College-Studenten unterrichtet, erkennt die Konsequenzen dieser Praktiken auf den ersten Blick, und zwar nicht nur an der reduzierten Lese- und Schreibfähigkeit der Studenten, sondern auch an ihrem geringen Fundus von Kenntnissen der Kulturtradition, deren Erben sie doch angeblich sind. Mit dem Verfall der Religion sind auch die Bibelzitate, die früher tief im Allgemeinbewußtsein verankert waren, unverständlich geworden, und das gleiche passiert momentan mit der Literatur und der Mythologie der Antike – im Grunde sogar mit der gesamten literarischen Tradition des Westens, die sich immer aus biblischen und klassischen Quellen speiste. In der Zeitspanne von zwei oder drei Generationen sind gewaltige Bereiche der »jüdisch-christlichen Tradition«, die von Pädagogen so häufig beschworen, aber selten in irgendeiner Form gelehrt wird, dem Vergessen anheimgefallen.¹⁹²

Im Lichte derartig weitreichender effektiver Einbußen an kultureller Tradition erscheint es durchaus nicht abwegig, wenn von einem neuen »finsternen Mittelalter« gesprochen wird. Diese Einbußen fallen jedoch mit einem Überangebot von Information, mit der Erforschung der Vergangenheit durch Spezialisten und mit einer beispiellosen Ausdehnung des Wissens zusammen. Aber nichts von alledem greift auf die Alltagserfahrung über oder verändert gar die Massenkultur.

6.11 Bildung als Ware

Die daraus entstandene Kluft zwischen der Allgemeinbildung und dem Spezialwissen der Experten, das in entlegenen Zeitschriften gespeichert und in einer für den Laien unverständlichen Sprache oder mathematischen Symbolik geschrieben ist, wurde die Zielscheibe wachsender Kritik und mahnender Beschwörung. Dem Ideal der allseitigen Bildung widerfuhr an den Universitäten jedoch das gleiche Schicksal wie der Grundausbildung an den Volksschulen. Sogar diejenigen Professoren, die theoretisch die Allgemeinbildung verherrlichen, gestehen ein, daß ihre praktische Verwirklichung ihnen Kraft für ihre eigene Spezialforschung entzieht und damit ihrer Karriere hinderlich ist. Die Verwaltungsfachleute haben für Allgemeinbildung wenig übrig, weil sie keine Stiftungen und keine umfangreichen Regierungszuschüsse einbringt. Die Studenten sind gegen die Wiedereinführung von Pflichtfächern, weil das zu viel anspruchsvolle Arbeit bedeutet und nur selten zu lukrativen Jobs führt.

Unter diesen Umständen bleibt die Universität eine diffuse, formlose und permissive Institution, die die Hauptströmungen des kulturellen Modernismus absorbiert und auf einen wäßrigen Verschnitt, eine nichtssagende Ideologie von Kulturrevolution, Selbstverwirklichung und kreativer Entfremdung reduziert hat. **Donald Barthelme**s Parodie des höheren Bildungswesens in SCHNEEWITTCHEN kommt – wie alle Parodien in einem Zeitalter der Absurditäten – der Realität so nahe, daß sie kaum mehr als Parodie zu erkennen ist:

Ihre Ausbildung wurde ihr am *Beaver College* zuteil. Sie studierte DIE MODERNE FRAU, IHRE RECHTE UND PFLICHTEN: Das Wesen und Wachsen der Frau und ihre Bedeutung in der Evolution und der Geschichte, unter Einbezug von Haushaltung, Auferziehung, Friedensstiftung, Heilung und Hingabe, und deren Beitrag zur Rehumanisierung der Welt von heute. Dann studierte sie KLASSISCHE GITARRE I, unter Verwendung der Methoden und Technik von Sor, Tarrega, Segovia etc. Dann studierte sie ENGLISCHE DICHTER DER ROMANTIK II: Shelley, Byron, Keats. Dann studierte sie THEORETISCHE GRUNDLAGEN DER PSYCHOLOGIE: der Geist, das Bewußtsein, das Unterbewußtsein, die Per-

sönlichkeit, das Ich, zwischenpersonelle Beziehungen, psychosexuelle Normen, Sozialspele, Gruppen, Anpassung, Konflikt, Autorität, Individuation, Integration und geistige Hygiene. Dann studierte sie ÖLMALEREI I und brachte zur ersten Stunde wie angegeben mit: Kadmiungelb hell, Kadmiungelb mittel, Kadmiungelb hell, Karminrot, Ultramarinblau, Kobaltblau, Gelbgrün, Schwarz, Umber natur, Okker gelb, Gebrannte Siena, Deckweiß. Dann studierte sie PERSÖNLICHKEITSBILDUNG I UND II: Selbsteinschätzung, Steigerung der Kontaktbereitschaft, Erschließung und Gebrauch des Verstandes, individuelle Erfahrung, Training, Zeiteinteilung, Neudefinition der Zielsetzungen unter Berücksichtigung der gewonnenen Erkenntnisse, praktische Zielsetzungen. Dann studierte sie REALISMUS UND IDEALISMUS IM ZEITGENÖSSISCHEN ITALIENISCHEN ROMAN: Palazzeschi, Brancati, Bilenchi, Pratolini, Moravia, Pavese, Levi, Silone, Berto, Cassola, Ginzburg, Malaparte, Mapalarte, Calvino, Gadda, Bassani, Landolfi. Dann studierte sie ...¹⁹³

Dieser Bildungsweg paßt vorzüglich zur Heldin von Barthelmes Roman, einer durchschnittlichen jungen Frau, die sich nach den Erlebnissen einer Märchenprinzessin sehnt. Dieses Schneewittchen, eine Madame Bovary unserer Zeit, ist ein typisches Opfer der Massenkultur und des Konsumententums mit seiner suggestiven Botschaft, daß Dinge, die früher den Menschen hoher Abkunft, tiefen Verständnisses oder großer Lebenserfahrung vorbehalten waren, heute durch den Kauf der entsprechenden Ware ohne Mühe von allen genossen werden können. Schneewittchens Bildung ist selbst ein Konsumgut, dessen Konsum ihr – im Jargon der Pseudoemanzipation – die »Verwirklichung ihres kreativen Potentials« verheißt. Daß ein Student sich nicht anzustrengen braucht, um »kreativ« zu sein, und daß das Bedürfnis, diese Kreativität freizusetzen, Vorrang hat vor dem Bedürfnis, beispielsweise die Fähigkeit zum Schweigen oder zur Selbstbeschränkung vor dem Verschwinden zu bewahren – das sind Vorstellungen, die unter den herrschenden Dogmen amerikanischer Pädagogen weit oben rangieren. Der geistlose Eklektizismus von Schneewittchens Bildungsgang spiegelt das Chaos des zeitgenössischen Lebens und die unsinnige Erwartung wider, daß die Studenten schon von sich aus den geistigen Zusammenhang finden werden, den ihre Lehrer ihnen nicht mehr bieten können. Die Lehrer entschuldigen ihr eigenes Versagen mit der hochtrabenden Behauptung, daß sie »den Unterricht auf die Bedürfnisse des individuellen Studenten zuschneiden«.

Schneewittchens Lehrer setzt voraus, daß die Hochschulbildung eigentlich alles einschließt, die Gesamtheit des Lebens umfaßt. Und es ist tatsächlich so, daß sich kein Aspekt des zeitgenössischen Denkens der »Pädagogisierung« gegenüber immun erwiesen hat. Die Universität hat alle neuen Erfahrungen zu »Kursen« verbraten – ein kulinarisches Bild, das dem zugrundeliegenden Ideal des aufgeklärten Konsumenten durchaus entspricht. In ihrer Gier, das Leben zu erfassen, ist die Universität schließlich zum Lebensersatz geworden. Ungeachtet ihres Anspruchs, die Studenten auf »das Leben« vorzubereiten, gibt sie damit ihrem geistigen Versagen lediglich eine Form. Das höhere Bildungswesen zerstört nicht nur die geistigen Fähigkeiten der Studenten; es lähmt sie auch emotional, denn es macht sie unfähig, der Wirklichkeit anders als mit Hilfe von Lehrbüchern, Noten und vorgekauften Standpunkten zu begegnen. Weit davon entfernt, die Studenten auf ein »authentisches« Leben vorzubereiten, macht das höhere Bildungswesen in Amerika sie unfähig, auch nur die einfachste Aufgabe – eine Mahlzeit zuzubereiten, auf eine Party oder mit einem Angehörigen des anderen Geschlechts ins Bett zu gehen – ohne sorgfältige akademische Instruktionen zu erfüllen. Das einzige, was es dem Zufall überläßt, ist das höhere Bildungswesen.

7 Die Sozialisierung des Nachwuchses und der Zusammenbruch der Autorität

7.1 Die »Sozialisierung des Arbeiters«

Die Existenz jeder Art von menschlicher Gesellschaft ist abhängig von der Produktion der lebensnotwendigen Güter und der Reproduktion der Arbeitskraft. Bis vor kurzem fand die Reproduktion, die nicht nur die Fortpflanzung der Gattung, sondern auch die Versorgung und Erziehung des Nachwuchses umfaßt, weitgehend in der Familie statt. Das im 19. Jahrhundert ausgebildete System der industriellen Fabrikation sozialisierte dann die Produktion, ließ aber andere Funktionen der Familie unangetastet. Diese Sozialisierung der Produktion erwies sich jedoch als Vorspiel zur Sozialisierung auch der Reproduktion – der Übernahme von Aufgaben der Kindererziehung durch Ersatzeltern, die nicht mehr der Familie, sondern dem Staat, der privaten Industrie oder ihrem eigenen beruflichen Ehrenkodex verantwortlich waren. Im Zuge der Verbreitung höherer Kultur unter den Massen übernahmen die Werbeindustrie, die Massenmedien, das Gesundheits- und Wohlfahrtswesen und andere Einrichtungen der Massenbetreuung viele Sozialisierungsfunktionen der Familie und brachten die verbleibenden unter den Einfluß von Wissenschaft und Technik.

In diesem Zusammenhang muß man auch die Übernahme vieler Erziehungsfunktionen durch die Schule sehen, die früher in der Familie lagen, darunter handwerkliche Fertigkeiten, Hauswirtschaft, Unterricht in Anstand und guten Umgangsformen sowie Sexualerziehung. Im Jahre 1918 schrieben zwei führende Pädagogen:

Soziale, politische und industrielle Wandlungen haben der Schule Verantwortungsbereiche aufgezwungen, die früher von der Familie wahrgenommen wurden. Früher hatte die Schule im wesentlichen nur die grundlegenden Wissens Elemente zu vermitteln, heute muß sie sich ebenso mit der körperlichen, geistigen und gesellschaftlichen Erziehung des Kindes befassen.¹⁹⁴

In dieser Formulierung kam die übereinstimmende Ansicht der in »sozialen Berufen« Tätigen zum Ausdruck, daß die Familie nicht mehr in der Lage sei, für die Erfüllung ihrer eigenen Bedürfnisse zu sorgen. Ärzte, Psychiater, Spezialisten für die Entwicklung des Kindes, Sprecher der Jugendgerichte, Eheberater und Wortführer der Bewegung für Volkshygiene sagten alle das gleiche – wobei sie allerdings ihrem jeweils eigenen Berufsstand gewöhnlich die führende Rolle bei der Betreuung der Jugend vorbehielten. **Ellen Richards**, die den modernen Beruf des Sozialarbeiters begründet hat, argumentierte folgendermaßen:

Im Sozialstaat ist das Kind nicht bloßes Eigentum seiner Eltern, sondern als künftiger Bürger eine staatstragende Kraft. Folglich ist die Sorge für sein Wohlergehen ein unmittelbares Anliegen des Staates.¹⁹⁵

Die Experten für psychische Gesundheit, die ihren eigenen Zuständigkeitsbereich zu erweitern suchten, klagten über »den häufig beinahe irreparablen Schaden, den Eltern mit den besten Absichten ihren Kindern antun können«.¹⁹⁶ Viele Reformer verzweifelten an der Aufgabe, den Eltern die Prinzipien psychischer Gesundheit beizubringen und behaupteten, daß »die einzige praktische und effiziente Förderung psychischer Gesundheit in einer Nation von ihrem Schulsystem geleistet wird. An die Familie kommt man nicht genügend heran.«¹⁹⁷

Gegner der Kinderarbeit äußerten sich in demselben Sinne. Da sie überzeugt waren, daß arme Einwanderer die Arbeitskraft ihrer Kinder bei jeder Gelegenheit ausbeuteten, forderten sie nicht nur ein staatliches Verbot der Kinderarbeit, sondern auch, daß das Kind unter die Vormundschaft der Schule gestellt wurde. Ähnlich faßten diejenigen, die mit Jugendkriminalität zu tun hatten, »zerrüttete« oder sonst irgendwie nicht mehr intakte Familien als Brutstätten des Verbrechens auf und versuchten, jugendliche Rechtsbrecher unter die Obhut der Gerichte zu stellen. Die Rechte der Eltern an ihren Kindern hingen dem neuen Sozialreformdenken zufolge vom Ausmaß ihrer Bereitschaft ab, mit den Vertretern der Jugendgerichte zusammenzuarbeiten. »Kompetente Eltern sollen alle erdenkliche Hilfe erhalten«, schrieben **Sophonisa P. Breckinridge** und **Edith Abbott**, »aber verderbten Eltern sollen keine Zugeständnisse gemacht werden.«¹⁹⁸ Im gleichen Sinne führte ein anderer Vertreter der Sozialberufe aus, daß Eltern, die sich weigern, mit den Jugendgerichten und anderen Wohlfahrtsverbänden zusammenzuarbeiten, eine »verzerrte Auffassung von staatlicher Autorität haben und deshalb unfähig sind, von den sozialen Hilfsmitteln Gebrauch zu machen«¹⁹⁹ – und damit das Recht auf ihre Kinder verwirkten oder wenigstens zu starken Zweifeln an ihrer elterlichen Kompetenz Anlaß gaben.

Die Reformer faßten die »Sozialisierung der Arbeiter« als Alternative zum Klassenkampf auf. »Wenn die Menschen eines Landes von Kindesbeinen dazu angehalten werden, sich als Mitglieder einer ›Klasse‹ zu fühlen«, schrieb **Edwin L. Earp**, und wandte sich dabei bezeichnenderweise sowohl an die »Akademiker« als auch an die »unteren Schichten«, »... dann wird es unmöglich sein, soziale Reibungen, Klassenhaß und Klassenkampf zu vermeiden.« Als Sprecher eines sozialen Evangeliums behauptete Earp sodann, die Kirche könne die Arbeiter wirkungsvoller sozialisieren »als die Gewerkschaften, denn diese sind klassenbewußt und ... selbstüchtig, während die Kirche um ein Weltreich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Freude weiß und zumindest in den meisten Fällen ermutigend altruistisch ist.«²⁰⁰

Es gab kaum jemand der nicht darin übereinstimmte, daß die Familie eine engstirnige, provinzielle, selbstüchtige und individualistische Mentalität fördere und damit der Entwicklung von Soziabilität und Kooperation im Wege stehe. Diese Denkweise führte unausweichlich zu dem Schluß, soziale Institutionen müßten die Familie ersetzen, namentlich die Arbeiterfamilie, die andererseits aber so viele Reformer erhalten und gestärkt sehen wollten. Wenn die Schule nun, wenn auch widerstrebend, »die Funktion der Familie« übernahm, so lag das, laut **Ellen Richards**, daran, daß »die individuelle Perspektive, die uns von den modernen Bedingungen des Kampfes um Geld ebenso unfehlbar eingebläut wird wie das durch den barbarischen Kampf in vorzivilisierter Zeit geschehen ist, verdrängt werden muß durch den umfassenderen Blick auf die Wohlfahrt der Mehrheit«.²⁰¹ Die ehernen Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung diktierten die Unterordnung des Individuums unter »das Geschick der Rasse«.

7.2 Das Jugendgericht

Die Bewegung, die darauf abzielte, jugendliche Rechtsbrecher einer besonderen Gerichtsbarkeit zu unterstellen, liefert ein überaus deutliches Beispiel für die Beziehungen zwischen organisiertem Altruismus, der neuen therapeutischen Konzeption des Staates und der Übernahme familiärer Funktionen durch Institutionen der Außenwelt. Als Strafrechtsreformer und Philanthropen gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein neues System der Jugendgerichtsbarkeit entwickelten, konzipierten sie es als Ersatz für die Familie.²⁰² Ihrer Auffassung nach sollte die Besserungsanstalt »wesentliche Elemente einer guten Familie« bieten. In Illinois kündigte das Gesetz zur Einführung der Jugendgerichte (1889) an, »daß die Betreuung, Beaufsichtigung und Disziplinierung eines Kindes der Pflege, die es von seinen Eltern hätte empfangen sollen, so nahe wie möglich kommen

soll«. Wenn Kinder »durch die Unzulänglichkeit, Vernachlässigung oder Grausamkeit« ihrer Eltern »praktisch verwaist waren«, so war der Staat – *parents patriae* – Kraft seiner Erziehungsgewalt berechtigt, die Kinder ohne gerichtliches Verfahren ihrer Aufsicht zu entziehen und in seine eigene Obhut zu nehmen. Laut **Miß Breckinridge** »trug das Jugendgericht dazu bei, die Kinder vor unverantwortlichen Eltern zu retten und ... wies den Weg zu einer neuen Beziehung zwischen Familie und Gemeinschaft«. Da die neuen Gerichte die jugendlichen Rechtsbrecher nicht als Kriminelle, sondern vielmehr als Opfer einer unzulänglichen Umwelt behandelten, überwandene sie die Feindschaft zwischen Kind und Staat und erhoben die vorsorgende Verbrechenverhütung – und nicht die Bestrafung – zum Hauptziel des Gesetzes, was in den Augen der Reformen einen großen Fortschritt in Richtung auf ein mehr wissenschaftliches und humanes Rechtswesen darstellte. »Das Element des Konfliktes wurde völlig ausgeräumt«, schrieb **Jane Addams**, »und damit zugleich auch alle Vorstellungen von Bestrafung.«

Eine frühe geschichtliche Darstellung der Jugendgerichte weist darauf hin, daß nach der Abschaffung des gegnerschaftlichen Gerichtsverfahrens »die Beziehungen des Kindes zu seinen Eltern, anderen Erwachsenen und zu Staat oder Gesellschaft gemäß den wissenschaftlichen Befunden über das Kind und seine Umwelt zusammenfassend definiert und modifiziert werden«. Die Justizbeamten hatten »sozial gesonnenen Richtern« Platz gemacht, »die ihre Fälle nicht nach strengen Gesetzesregeln aufnehmen und beurteilen, sondern nach dem, was die Interessen des Kindes oder der Gesellschaft oder das gute Gewissen verlangen«. Geschworene, Staatsanwälte und Richter waren von »Bewährungshelfern, Ärzten, Psychologen und Psychiatern« abgelöst worden.

In dieser engherzigsten aller menschlichen Institutionen, dem Gerichtshof, treten wir mit Hilfe der neuen Rechtsprechung dem Gesetzesbrecher ohne Vorurteil, Haß und Feindseligkeit gegenüber.

Reformen, die sich als Höhepunkte sittlicher Aufklärung gaben, haben in der modernen Geschichte recht häufig zu einer Schmälerung der Rechte des einfachen Bürgers geführt. Die »Sozialberufe«, die sich die Lösung des Problems der sozialen Kontrolle nach dem Modell des öffentlichen Gesundheitswesens ausmalten, forderten die Bekämpfung der Ursachen des Verbrechens statt einer bloßen Behandlung seiner Konsequenzen. Indem sie die Gerichte in Zentren der moralischen Belehrung und psychischen »Hilfeleistung« verwandelten, setzten sie jedoch die gewöhnlichen Sicherheitsgarantien gegen willkürliche Inhaftierung außer Kraft. Ihre Reformen ermächtigten die Gerichte, sich in Familienangelegenheiten einzumischen, Kinder aus »ungeeigneten Verhältnissen« herauszuholen, sie auf unbestimmte Zeit in Verwahrung zu nehmen, ohne ihre Schuld beweisen zu müssen, und in die Familien der Delinquenten einzudringen, um die Einhaltung der Bewährungsaufgaben zu überwachen. Das Bewährungssystem brachte, einem dieser Reformen zufolge, »eine neue Art von Besserungsanstalt hervor, ohne Mauern und ohne viel Zwang«. In Wirklichkeit aber erweiterte die Einrichtung solcher Besserungsanstalten den Bereich der Staatsgewalt, die jetzt »als Freund und Helfer« auftrat, bis in jeden Winkel der Gesellschaft hinein. Der Staat konnte jetzt Abweichler aus keinem anderen Grund isolieren, als daß sie oder ihre Eltern sich geweigert hatten, mit den Gerichten zu kooperieren, was vor allem dann geschah, wenn diese Verweigerung der Zusammenarbeit als Indiz für eine schlechte häusliche Umwelt gewertet wurde. Richter, die sich als »Spezialisten für menschliche Beziehungen« sahen, versuchten, »die ganze Wahrheit über ein Kind herauszubekommen«, und zwar, mit den Worten von **Miriam Van Waters**, in der gleichen Art und Weise »wie ein Arzt jede Einzelheit berücksichtigt, die über den Gesundheitszustand des Patienten Aufschluß geben könnte«. Ein Richter rühmte sich seiner »persönlichen Art«, mit der er sich seinen jugendlichen Delinquenten näherte:

Ich habe oft beobachtet, daß meine Worte ziemlich wirkungslos blieben, wenn ich hinter einem hohen Tisch auf einer erhöhten Plattform

und der Junge in einiger Entfernung auf der Anklagebank saß. Wenn ich ihm aber nahe genug kommen konnte, um ihm meine Hand auf den Kopf oder die Schulter oder meinen Arm um ihn zu legen, gewann ich in nahezu allen Fällen sein Vertrauen.

Der Delinquent wurde jetzt vor Gericht ein »Patient« und bekam, wie **Talcott Parsons** das genannt hat, die Krankenrolle. Wenn der Junge einmal seine Hilfsbedürftigkeit eingestanden hatte – was in diesem wesentlich therapeutischem Rahmen die wahre Bedeutung des »Vertrauens« war, das der Richter gewann –, so tauschte er seine gesetzmäßigen Rechte gegen eine Art Schutzhaft des Staates ein, die sich in der Praxis häufig als genauso streng und unnachsichtig erwies wie die Bestrafung, von der das neue System der gerichtlichen Therapie ihn zunächst befreit hatte.

Gelegentlich bestand ein Richter mit etwas altmodischen Vorstellungen darauf, daß »die wahre Funktion eines Gerichts darin besteht, den vorliegenden Sachverhalt juristisch genau zu bestimmen« und daß »die Erforschung des Lebenslaufes, der Umwelt und der Erbmasse des Delinquenten, die Verhängung einer Strafe und die Überwachung von Bewährungsaufgaben die Gerichte in Heime verwandeln und im Widerspruch zu allen Grundsätzen der Rechtswissenschaft stehen«. Solche Überlegungen liefen jedoch der neuen soziologischen Jurisprudenz zuwider, die den Gerichten offenbar eine ungeheuer erweiterte Rolle zubilligte. Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts vertrat **Van Waters** die Auffassung, daß der Staat die Verpflichtung habe, das Kind nicht nur vor zerrütteten Familien als Brutstätten des Verbrechens zu »schützen«, sondern auch vor »Eltern, aus deren Erziehung verschrobene oder verkrüppelte Persönlichkeiten hervorgehen«. ²⁰³ In einem Kapitel ihres Buches PARENTS ON PROBATION (Eltern auf Bewährung) verzeichnet sie »neunzehn Möglichkeiten, schlechte Eltern zu sein«, darunter »ewige Bevormundung«, eine »verzerrte Auffassung von Autorität« und die Unfähigkeit, »sich in der modernen Welt zurechtzufinden«. Van Waters räumte ein, daß die meisten Kinder »schlechter Eltern«, wenn sie die Wahl hatten zwischen der Vormundschaft des Jugendgerichts und der ihrer Eltern, lieber in die brüchigste Familie zurückkehrten. Diese »unheilbare Loyalität von Kindern gegenüber Eltern, die das gar nicht wert sind«, legte, obwohl sie »die Sozialarbeiter schier verzweifeln ließ«, doch die Vermutung nahe, daß »die eigene Familie dem Kind etwas gab, was die bloße Freundlichkeit und der Luxus des Pflegeheims ihm nicht bieten konnte, und das alle Sozialarbeiter der Welt ihm zu geben sich vergebens bemühen würden«. Aber diese Erwägungen hielten Van Waters nicht davon ab, zu behaupten, daß nicht nur zerrüttete, sondern auch »normale« Familien häufig gestörte Kinder hervorbrächten, und daß die Pflicht des Sozialarbeiters, in die häuslichen Verhältnisse anderer Menschen einzugreifen, logischerweise keine Grenzen kenne. »Es häufen sich in Kliniken und Konferenzen die Fallbeschreibungen mit einer Fülle von Beweismaterial dafür, daß es Unterernährung, seelische wie körperliche, in der ›normalen‹ Familie ebenso gibt wie in der zerrütteten und daß die Bildung schrecklicher Gewohnheiten und moralische Fehlanpassungen auch ›in den besten Familien‹ vorkommen. Das legt den Schluß nahe, daß es keinen Sinn hat, die Eltern zu erziehen, sondern daß die gesamte Kindererziehung wohl am besten in die Hände einer spezialisierten Instanz gelegt werden sollte.« ²⁰⁴

7.3 Elternerziehung

Wer sich einer derart weitreichenden Formulierung der »elterlichen« Gewalt des Staates widersetzte, klammerte sich an die Hoffnung, eine »Elternerziehung« könne die familiäre Behandlung der Kinder verbessern und dramatischere Eingriffe in die Familie unnötig machen. Reformeure wie **Washington Gladden**, weithin bekannt als Exponent des sozialen Evangeliums, akzeptierten einen Großteil der mit dem neuen Philanthropismus verbundenen Prinzipien – namentlich die mit der Schulreform und der neuen soziologischen Jurisprudenz verknüpften –, stellten aber die extremeren Anwendungsformen in Frage. Gladden unterstützte zwar die Ansicht, daß »Bestrafung dem Ziel der Besserung unterzuordnen« sei, fragte sich jedoch, ob »die Reaktion auf die Härte der Vergeltung im alten Strafrecht« nicht »fundamentale ethische Prinzipien« untergraben und »das Gefühl der moralischen Verantwortung nicht merklich geschwächt« habe. Viele »sentimentale Gefängnisreformer«, merkte er an, sprächen über die Gefangenen, »als ob das völlig unschuldige und liebenswerte Leute« seien. Wenn Gladden auch die vorherrschende Auffassung übernahm, daß »die tatsächliche Erziehungsarbeit heute weitgehend außerhalb der Familie geleistet wird«, und daß diese Regelung darüber hinaus eine effiziente Art der Arbeitsteilung darstelle, so kamen ihm dabei doch auch Bedenken. Er war mit **Dewey** einer Meinung, daß »die Schule einen Weg finden muß, um das Gemeinschaftsgefühl, die Kooperationsbereitschaft, den Geist des Dienens und das Bewußtsein der Brüderlichkeit zu entwickeln«, aber wenn er auch dieser beispiellosen Ausdehnung der schulischen Sozialisierungsfunktion zustimmte, so hielt er doch daran fest, daß die Erziehung »im Grunde eine Aufgabe der Eltern bleiben« sollte.²⁰⁵

Die Bewegung zur Verbesserung der Familie – offenbar die einzige Alternative zur Bewegung derer, die sie umgehen oder ersetzen wollten – verstrickte sich von Anfang an in Widersprüche. Lehrer der »Hauswirtschaft«, akademische Experten für »Ehe und Familie«, Eheberater, Familientherapeuten und viele Sozialarbeiter versuchten, die Familie gegen die sie untergrabenden Kräfte zu stärken. **Frank Dekker Watson**, ein Sozialarbeiter, wandte sich »gegen die irreführende Philosophie, die den Eltern den Rücken kehrt, weil sie angeblich hoffnungslose Fälle sind, und nun dazu auffordert, wenigstens die Kinder zu retten. Wir können die Kinder nicht gesondert retten«, beharrte er. »Wir müssen die Familie als Ganzes erreichen und retten.« Und doch gingen alle diese Experten in ihrem Eifer, die Familie zu »retten«, von der grundlegenden Annahme aus, daß sie ohne äußere Hilfe nicht mehr zurechtkommen könne. Ihr besonderes Mißtrauen galt der Einwandererfamilie, und sie faßten die Bewegung zur »Elternerziehung« als Teil des umfassenderen Versuchs auf, die Massen zu zivilisieren – das heißt, die Einwanderer zu amerikanisieren und der Arbeiterklasse industrielle Disziplin aufzuerlegen. Die Massen in den Städten, schrieb Gladden, »müssen zivilisiert, ausgebildet und mit neuen Vorstellungen erfüllt werden«. **Florence Kelley**, eine namhafte Sozialistin, klagte darüber, daß das typische Mädchen aus Italien selbst nach jahrelanger Schulbildung nahezu alles, was es gelernt hatte, vergißt, sobald es heiratet und sich daranmacht, »seine große Familie, die in den italienischen Kolonien bereits die zweite Generation bildet, in der denkbar unvernünftigsten Weise großzuziehen. Sie füttert ihre Kinder mit Bananen, Spaghettis, Bier und Kaffee, und viele dieser potentiell gebürtigen Amerikaner gehen schon während ihres ersten Lebensjahres zugrunde, vergiftet von der hoffnungslosen Ignoranz ihrer schulisch gebildeten Mutter«. ²⁰⁶ Solche an der Schule verzweifelnde Reformeure setzten ihre Hoffnung darauf, daß die Familie selbst zu einem der Hauptzentren von Aufklärung gemacht werden könnte – vorausgesetzt, sie würde mit Hilfe der neuesten Prinzipien ehelicher Interaktion und Kindererziehung generalüberholt.

Diese Prinzipien wurden natürlich im Sinne der jeweils neuesten Mode fortwährend revidiert und ausgearbeitet. Wenn man sich allein die Literatur über Kindererziehung vor Augen führt – ganz abgesehen von der ebenso umfangreichen Bücherflut zum Thema Eheprobleme, die zum größten Teil aus einander widersprechenden Spekulationen über

die Anziehungskraft von Gegensätzen oder die Bedeutung des gleichen Geschmacks und der gleichen Herkunft und Bildung bestand –, so zeigt sich, daß die Meinung der Experten vier Stadien durchlief, deren jedes den Anspruch erhob, einen bedeutenden Fortschritt über das vorhergehende hinaus geleistet zu haben. In den zwanziger und dreißiger Jahren hatte der Behaviorismus die Oberhand. Autoritäten wie **John B. Watson** und **Arnold Gesell** betonten die Notwendigkeit genauer Zeitpläne für die Fütterung und sorgfältig regulierter Eltern-Kind-Kontakte. In ihrer heftigen Abwendung von Hausmitteln, Faustregeln und »mütterlichem Instinkt« verurteilten Kinderärzte und Psychiater den »übermäßigen Beschützungsdrang der Mutter« und verlangten von den Eltern, die »emotionale Unabhängigkeit« des Kindes zu respektieren.²⁰⁷ Für viele Mütter war es, so **Ernest und Gladys Groves**, »das Erstaunlichste auf der Welt, daß Mutterliebe von der Wissenschaft ihrem Wesen nach als gefährlich angesehen wurde, und manche gerieten regelrecht in Panik, als ihnen die Bedeutung dieser neuen Lehre allmählich bewußt wurde«. Auf lange Sicht sollten die neuen Lehren die Eltern jedoch in die Lage versetzen, ihrem Nachwuchs den unschätzbaren Segen der »Freiheit von emotionaler Fesselung an ihre Eltern« zu vermitteln.²⁰⁸

7.4 Permissivität im Rückblick

In den späten dreißiger und vierziger Jahren zog die Popularisierung fortschrittlicher Erziehungsideen und schiefer Versionen der Freudschen Theorie eine Tendenz zugunsten von »Permissivität«²⁰⁹ nach sich. Statt nach genauen Zeitplänen fütterte man das Kind nun, wenn es danach verlangte; alles hatte sich jetzt nach den »Bedürfnissen« des Kindes zu richten. Liebe wurde allmählich nicht mehr als Gefahr, sondern als positive Pflicht aufgefaßt. Verbesserte Methoden der Geburtenkontrolle hatten dem progressiven Glaubensbekenntnis zufolge die Eltern von der Last unerwünschter Kinder befreit; in der Praxis schien diese Freiheit jedoch auf die Verpflichtung hinauszulaufen, den Kindern zu jedem Zeitpunkt ihres Lebens das Gefühl der Erwünschtheit zu geben. »Der generelle Fehler der psychologischen Beratung«, schrieb **Hilde Bruch** im Jahre 1952, »liegt darin, daß man den Eltern Techniken beibringt, mit deren Hilfe sie ihren Kindern das Gefühl des Geliebtwerdens vermitteln sollen, anstatt daß man sich auf ihre natürliche und echte Liebe verläßt.«²¹⁰

Die Permissivität brachte bald ihre eigene Gegenbewegung hervor, nämlich das Beharren darauf, daß Eltern ihre eigenen Bedürfnisse ebenso berücksichtigen sollten wie die ihrer Kinder. Der von früheren Experten lächerlich gemachte mütterliche Instinkt erlebte in **Dr. Spocks** 1946 veröffentlichtem Buch *BABY AND CHILD CARE* ein Comeback. »Vertrauen Sie auf sich selbst«, verkündete Spock gleich zu Beginn. »Was gute Mütter und Väter instinktiv für ihr Baby tun möchten, ist gewöhnlich auch das beste.«²¹¹ Spock, dem die Auswüchse einer permissiven Kindererziehung so oft zur Last gelegt wurden, sollte statt dessen als einer ihrer Kritiker angesehen werden, dem es darum ging, angesichts einer übertriebenen Sorge um die Bedürfnisse des Kindes den Rechten der Eltern wieder Geltung zu verschaffen. Er und einige andere Experten der vierziger und fünfziger Jahre waren sich, wenn auch etwas verspätet, dessen bewußt geworden, daß ihr eigener Rat das Selbstvertrauen der Eltern untergraben hatte. Zunächst noch zögernd, wiesen sie darauf hin, daß Eltern nicht für alle Fehler ihrer Kinder verantwortlich gemacht werden sollten. »Die tiefsten Wurzeln dafür«, schrieb ein Kinderarzt, »liegen nicht in den Fehlern der Eltern, sondern in kulturellen Grundhaltungen, die von den Eltern lediglich weitergegeben werden.«²¹² Ein anderer Experte meinte, daß falsche Ansätze bei der Elternerziehung nur »irrationale Feindseligkeiten gegenüber Familienexperten und -beratern« erweckten. Angesichts von Beratern, die den Akzent auf »Probleme statt Theorien« legten, bekamen viele Eltern das Gefühl, »daß es ihnen irgendwie nicht gelungen war, für ihre Kinder das zu tun, was ihre eigenen Eltern für sie getan hatten, und daß sie dabei nicht wußten, worin und warum sie versagt hatten und was sie

dagegen tun konnten«. ²¹³ Derartige Erwägungen führten die Experten aber durchaus nicht dazu, sich aus dem Geschäft der Elternerziehung zurückzuziehen. Im Gegenteil, sie erweiterten ihren Anspruchsbereich sogar noch und betrachteten sich nun als Heilkundige für die Leiden der Gesellschaft als Ganzes.

Auch die tiefschürfenderen Kritiker des permissiven Dogmas traten ihnen nicht mit einer maßvolleren Formulierung dessen entgegen, was Medizin und Psychiatrie hoffen durften zu leisten, sondern lediglich mit Dogmen eigener Machart. Die Grenzen psychiatrischer Selbstkritik wurden überaus deutlich in **Hilde Bruchs** DON'T BE AFRAID OF YOUR CHILD, dem Buch einer sehr menschlichen und vernünftigen Psychiaterin, die den Dingen dennoch keine neue Wendung gab. Gelegentlich ging Dr. Bruch über ihre Angriffe auf die Permissivität hinaus und attackierte die immer weitergreifenden Ansprüche der Psychiatrie überhaupt, die die »Spontaneität« gehemmt und viele Eltern in einen »Zustand aufgezwungener Angst« versetzt habe. Aus Angst, die Fehler ihrer eigenen Eltern zu wiederholen, lehnten moderne Eltern auch die durchaus nützlichen Praktiken der Vergangenheit ab und sahen die »routinierten Halbwahrheiten der Experten als die Gesetze des Lebens an«. Mehr als nahezu jeder andere Kritiker der amerikanischen Psychiatrie war sich **Hilde Bruch** bewußt, daß diese einen massiven Angriff auf die Vergangenheit enthielt und durch die Demolierung der älteren Formen von Autorität eine Verwüstung angerichtet hatte.

Es ist in der gesamten Welt der Psychiatrie und Psychologie – und nicht nur in unmittelbarem Bezug auf die Praxis der Kindererziehung – Mode geworden, in weitausgreifenden und dramatischen Begriffen über die bedrückende Wirkung von Autorität und Tradition zu sprechen. Die Unfähigkeit, im wesentlichen gültige und tragende Aspekte der traditionellen Methoden anzuerkennen und von veralteten, nachteiligen und übermäßig einschränkenden Maßnahmen zu unterscheiden, hat bei modernen Eltern zu einer demoralisierenden Verwirrung geführt und sich auf ihre Kinder verhängnisvoll ausgewirkt. ²¹⁴

Hilde Bruch ging sogar noch weiter. Sie begriff den sozialen und kulturellen Wandel, der die Wissenschaft zur Handlangerin der Industrie gemacht hatte – in diesem Fall die Psychiatrie zur Handlangern der Werbung, die sie in den Dienst ihres Versuches stellte, das elterliche Bedürfnis, den Kindern gegenüber alles richtig zu machen, auszubeuten:

Indem sie die Eltern in einen Zustand chronischer Angst versetzt, frustriert die Psychiatrie Wünsche, auf deren Erfüllung dann die Werbung Anspruch erheben kann. Sie legt die emotionale Basis für die hartnäckige Behauptung der Werbeindustrie, daß Gesundheit und Sicherheit der Kleinen, die Befriedigung ihrer täglichen Nahrungsbedürfnisse, ihre emotionale und intellektuelle Entwicklung und ihre Fähigkeit, mit ihren Altersgenossen um Beliebtheit und um Erfolg zu wetteifern, samt und sonders abhängig sind vom Konsum von Vitaminen, Heftpflastern, Anti-Karies-Zahnpasten, Haferflocken, Mundwassern und Abführmitteln.

Nachdem sie all dies erfaßt oder zumindest gestreift hatte, wurde Dr. Bruch ihren eigenen Wahrnehmungen untreu, denn sie schrieb die von ihr festgestellten Mißstände nicht den ihrem Wesen nach expansionistischen Bestrebungen der modernen Psychiatrie zu, sondern dem Mißbrauch dieser Psychiatrie durch einige wenige unverantwortliche Quacksalber. Nur zu oft, meinte sie, konsultierten die Eltern »selbsternannte Experten ohne Lizenz« statt zu einem »psychiatrischen Fachmann« zu gehen, der eng mit einem Mediziner zusammenarbeitet. Trotz aller Pfeile, die sie gegen ihren eigenen Berufsstand abschoß, ließ sie doch die meisten seiner Klischees unangetastet: »Elternerziehung muß

bleiben.« – »Es gibt kein Zurück.« – »Was man im letzten Jahrhundert ›gesunder Menschenverstand‹ nannte, ist heutzutage in der Regel nutzlos und hoffnungslos veraltet.« Ihr Angriff auf die permissive Kindererziehung war letzten Endes nur eine Kritik an psychiatrischer Mißwirtschaft. Wenn sie die Eltern auch aufforderte »sich auf ihre eigenen Kräfte und ihre eigene Urteilsfähigkeit zu besinnen«, so wimmelte es in ihrem Buch, wie in dem von Dr. Spock, doch von eindringlichen Warnungen vor den Schäden, die unwissende Eltern ihren Sprößlingen zufügen können. Spock untergrub seinen eigenen Appell an das Selbstvertrauen dadurch, daß er den Eltern einschärfte, das Versäumnis, Kindern Liebe und Sicherheit zu geben, könne »irreparables Unheil« anrichten. In ähnlicher Weise verurteilte Bruch die Permissivität, weil sie beim Kind »tiefe emotionale Störungen« zur Folge haben könne. Das elterliche Selbstvertrauen sollte gestärkt werden, durch solche Verlautbarungen wurde es aber zugleich wieder geschwächt.²¹⁵

7.5 Der Kult der Authentizität

Da die Kritik an der Permissivität für die psychiatrische Orthodoxie nur selten eine Herausforderung darstellte, verhärtete sie sich ihrerseits bald zu einem Dogma – dem Dogma der Authentizität. Frühere Experten haben den Eltern geraten, dies oder jenes Bündel von Ratschlägen zu befolgen; nun ermutigten die Fachleute sie, ihren eigenen Gefühlen zu trauen. Was auch immer sie taten, es war richtig, solange sie es spontan taten. »Kinder lassen sich nicht so leicht über die Echtheit von Gefühlen täuschen«, warnte **Hilde Bruch**. Der Kult der Authentizität, der in den fünfziger Jahren in Erscheinung trat, fand dann seine Verbreitung durch den letzten Schrei in der Kindererziehung, das *parent effectiveness training* (positives Elterntaining).²¹⁶ Wie andere Formen psychischer Selbsthilfe, so lehrt auch das *parent effectiveness training* den Menschen, »an seine eigenen Gefühle heranzukommen« und den alltäglichen menschlichen Umgang auf die Kommunikation dieser Gefühle zu gründen. Wenn Eltern in der Lage sind, ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche zu verstehen und ihren Kindern mitzuteilen und sie auf diese Weise zu ermutigen, sich ebenso zu verhalten, dann beseitigen sie damit Quellen des Konflikts und der Reibung. Im Umgang mit dem Kind sollte man, dieser Denkweise zufolge, keine objektiven Feststellungen äußern, weil sie sich nicht rational begründen lassen und weil solche Äußerungen außerdem moralische Werturteile enthalten und daher starke Emotionen wecken. »Wenn ein Kind sagt: ›Ich habe immer Pech‹, wird kein Argument und keine Erklärung es von dieser Überzeugung abbringen.« – »Wenn ein Kind von einem Ereignis erzählt, dann ist es manchmal sinnvoll, nicht auf das Ereignis selbst zu reagieren, sondern auf die damit zusammenhängenden Gefühle.« Da »alle Gefühle legitim« sind, sollte ihre Äußerung weder mit Lob noch mit Tadel aufgenommen werden. Wenn ein Kind etwas tut, um die Eltern zu ärgern, sollten die Eltern ihren Ärger zum Ausdruck bringen, anstatt das Kind oder seine Tat zu verurteilen. **Wenn das Kind Emotionen äußert, die mit dem Anlaß in keiner Weise übereinstimmen, sollten die Eltern, statt ihnen diese Diskrepanz vor Augen zu führen – anstatt also objektive Feststellungen über die betreffende Realität und die ihr angemessenen Emotionen abzugeben –, dem Kind deutlich machen, daß sie seine Gefühle verstehen und sein Recht anerkennen, sie zum Ausdruck zu bringen.** »Für das Kind ist es wichtiger zu wissen, was es fühlt, als warum es das fühlt. Das Kind muß lernen, daß seine Wut nicht verhängnisvoll ist und es sie entladen kann, ohne irgend jemanden damit zu vernichten«.²¹⁷

Der Kult der Authentizität spiegelt den Zusammenbruch der elterlichen Führungsrolle wider und liefert für ihn eine moralische Rechtfertigung. Er bestätigt – und kleidet das in den Jargon der emotionalen Emanzipation – die Hilflosigkeit der Eltern bei der Aufgabe, die Kinder auf den Lauf der Welt vorzubereiten oder ihnen ethische Richtlinien an die Hand zu geben. Indem diese Hilflosigkeit durch den Kult der Authentizität als eine höhere Form von Bewußtsein glorifiziert wird, erscheint auch die Proletarisierung der

Elternfunktion – die Übernahme der Kindererziehung durch die »Sozialberufe« – legitimiert. Wie **John R. Seeley** im Jahre 1959 bemerkte, verläuft die Übertragung der elterlichen Kompetenz auf andere Instanzen parallel zur Enteignung der technischen Kenntnisse des Arbeiters durch das moderne Management bzw. dazu, daß dem Arbeiter die traurige Notwendigkeit abgenommen wird, sich selbst mit Produktionsmitteln zu versehen. Indem die Gesellschaft ihn »hilfreich« von solchen »drückenden Verpflichtungen« wie der Sorge um seine Bedürfnisse und die seiner Kinder entbindet, hat sie ihn, wie Seeley schrieb, freigemacht, »ein Soldat in der Produktionsarmee und eine Ziffer im Entscheidungsprozeß zu werden«.²¹⁸

Die Rebellion gegen behavioristische und progressive Dogmen, in denen die elterliche Macht, das Kind zu mißhandeln, übertrieben dargestellt war, legte der Gesellschaft nahe, die Eltern, wie **Mark Gerzon** kürzlich angemerkt hat, »nur noch marginal für die Entwicklung ihrer Kinder verantwortlich zu machen ... Geburtshelfer wachen über die Niederkunft, Kinderärzte sind für Krankheiten und Kuren des Kindes zuständig; Lehrer für seine Intelligenz; der Supermarkt und die Lebensmittelindustrie für seine Nahrung; das Fernsehen für seine Mythen«.²¹⁹ Ironischerweise fällt die Entwertung der Elternfunktion mit einer verspäteten Bewegung zusammen, der Familie Bereiche zurückzugeben, die sie dem Apparat organisierter Therapie und Schulung überlassen hatte. Steigende Zahlen von Verbrechen, Jugendstraftaten, Selbstmorden und psychischen Zusammenbrüchen haben viele Experten – und sogar viele Sozialarbeiter – schließlich davon überzeugt, daß die Wohlfahrtsverbände nur einen kümmerlichen Ersatz für die Familie darstellen. Die Unzufriedenheit mit den Resultaten der staatlichen Wohlfahrtspolitik und die wachsenden Kosten ihrer Aufrechterhaltung geben jetzt Anlaß zu Bemühungen, Gesundheits- und Fürsorgefunktion wieder an die Familie zu binden.²²⁰

7.6 Psychologische Auswirkungen der »Funktionsübertragung«

Es ist nun jedoch zu spät, nach einer Erneuerung der patriarchalischen oder auch nur der »Kameradschaftsfamilie« zu rufen, die an ihre Stelle getreten ist. Die »Funktionsübertragung«, wie sie im klinischen Jargon der Sozialwissenschaften genannt wird – in Wirklichkeit der Verfall der Kindererziehung –, ist bereits seit langem im Gange, und viele ihrer Konsequenzen scheinen irreversibel zu sein. Der erste Schritt auf diesem Wege, der in manchen Gesellschaften bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts unternommen wurde, war die Trennung der Kinder von der Welt der Erwachsenen, was zum Teil eine bewußte Maßnahme war, zum anderen Teil aber auch das unvermeidliche Resultat der Herauslösung vieler Arbeitsprozesse aus der Familie. In dem Maße, in dem das industrielle System die Produktion monopolisierte, wurde die Arbeit für das Kind immer weniger sichtbar. Die Väter konnten ihre Arbeit nicht mehr zu Hause verrichten oder ihren Kindern die Fertigkeiten beibringen, die dafür erforderlich waren. In einer späteren Phase dieser Entfremdung der Arbeit ließ die Monopolisierung technischer Fertigkeiten durch das Management, der in einer noch späteren Phase die Sozialisierung der Kindererziehung folgte, den Eltern außer ihrer Liebe fast nichts mehr, was sie ihren Kindern hätten geben können. Und Liebe ohne Disziplin reicht nicht aus, um die Kontinuität der Generationen zu gewährleisten, auf der jede Kultur beruht. Anstatt die Kinder zu führen und zu lenken, kämpft die ältere Generation heute darum, »mit den Gören Schritt zu halten«, ihren unverständlichen Jargon zu meistern und, in der Hoffnung, innerlich und äußerlich jung zu bleiben, sogar ihre Kleidung und Sitten zu imitieren.

Diese Wandlungen, die von der gesamten Entwicklung der modernen Industrie nicht zu trennen sind, haben es den Kindern immer schwerer gemacht, stabile psychologische Identifikationen mit ihren Eltern auszubilden. Die Invasion der Familie durch Industrie, Massenmedien und die Organe der sozialisierten Elternschaft hat die Qualität der El-

tern-Kind-Beziehung unmerklich verändert. Sie hat ein Ideal perfekter Elternschaft hervorgebracht, während sie zugleich das Vertrauen der Eltern in ihre Fähigkeit zerstörte, auch nur die elementarsten Aufgaben der Kindererziehung erfüllen zu können. Die amerikanische Mutter hängt, laut **Geoffrey Gorer**, in so hohem Maße von Experten ab, daß »sie niemals die mühelose, fast unbewußte Selbstsicherheit der Mutter früherer, straffer strukturierter Gesellschaften erreicht, die Regeln befolgte, deren Richtigkeit sie niemals in Frage stellte«. ²²¹ Einem anderen Beobachter zufolge ist die »unreife, narzißtische« amerikanische Mutter »so unfähig zu spontanen Äußerungen mütterlicher Gefühle«, daß sie ihre Abhängigkeit von Ratgebern nur noch verdoppelt. »Wachsam und eifrig studiert sie alle neuen Erziehungsmethoden und liest Abhandlungen über körperliche und seelische Hygiene.« In ihren Handlungen folgt sie nicht ihrem Gefühl oder Urteil, sondern »dem Bild dessen, was eine gute Mutter sein sollte«. ²²²

Die Frau, die einen Psychiater konsultierte, nachdem sie Bücher über die Entwicklung des Kindes gelesen hatte, bei denen sie »das Gefühl hatte, nichts aus ihnen lernen zu können«, ist nur ein besonders drastisches Beispiel für das Dilemma moderner Eltern. Sie suchte nach diesen Kenntnissen, berichtete ihr Therapeut, »als ob sie darüber ein Examen abzulegen hätte oder ein Kind hervorbringen wollte, das einen Wettkampf gewinnen sollte ... Sie mußte unbedingt eine perfekte Mutter werden«. Und doch litten die Beziehungen zu ihrem Kind unter einem »erstaunlichen Affektmangel«. Gepeinigt von einem »Gefühl der Unerfahrenheit und der Ungeschicklichkeit bei der Bewältigung von Aufgaben, die sie nicht von früher her kannte«, verglich sie sich mit jemandem, der noch nie ein Auto gesehen oder gefahren hat und der nun versucht, das mit Hilfe einer Gebrauchsanweisung zu lernen. ²²³

Eine andere Mutter gestand, »daß sie von Mutterschaft buchstäblich nichts verstünde ... Sie konnte alle Handgriffe zur Befriedigung der Bedürfnisse ihres Kindes mechanisch erledigen, aber sie begriff nie wirklich, was ihre Tochter gerade brauchte, und spürte, daß sie ohne jede Einfühlung wie jemand reagierte, der automatisch die Anweisungen eines Handbuches befolgt«.

7.7 Narzißmus, Schizophrenie und Familie

Die häufig verheerenden Auswirkungen dieser Art von Mutterschaft auf das Kind lassen sich klinisch dokumentieren. Die »Oberflächlichkeit und Unberechenbarkeit« der Reaktionen seiner Mutter brachten bei einem Patienten **Heinz Kohuts** das Syndrom der narzißtischen Abhängigkeit hervor, wie man es so oft bei *Borderline*-Fällen antrifft, in denen der Mensch in seinen unbewußten Phantasien die Allwissenheit der frühesten Kindheit wiederzugewinnen und sein Selbstwertgefühl durch Anklammerung an »starke, bewunderte Figuren« zu stützen versucht. Die ideale Mutter-Kind-Beziehung beruht in der Sicht Kohuts und vieler anderer auf »optimalen Frustrationen«. ²²⁴ Wenn das Kind die Grenzen und die Fehlbarkeit seiner Mutter wahrzunehmen beginnt, gibt es das Bild der mütterlichen Vollkommenheit auf und fängt an, viele ihrer Funktionen zu übernehmen, für sein eigenes Wohl und Wehe selbst zu sorgen. Ein idealisiertes Mutterbild lebt im unbewußten Denken des Kindes weiter. Durch die alltägliche Erfahrung der mütterlichen Fehlbarkeit aber gemindert, wird es später nicht mit infantilen Omnipotenzphantasien, sondern mit der moderaten, aber wachsenden Umweltbeherrschung des Ich assoziiert. Die Enttäuschung über die Mutter, wie sie für das Kind nicht nur durch die unvermeidlichen Momente ihrer Unaufmerksamkeit, sondern auch durch die Wahrnehmung entsteht, daß es nicht der einzige Gegenstand ihrer Zuneigung ist, ermöglicht es dem Kind, auf ihre ungeteilte Zuwendung zu verzichten und zugleich das Bild der mütterlichen Liebe zu verinnerlichen (in einem seelischen Prozeß analog dem Trauern) und sich damit ihre lebenspendende Funktionen einzuverleiben.

Die unablässige und doch sonderbar oberflächliche Zuwendung einer narzißtischen Mutter zu ihrem Kind gerät in jeder Hinsicht mit dem Mechanismus der optimalen Frustration in Konflikt. Da sie das Kind so häufig als bloße Erweiterung ihrer selbst sieht, überschüttet sie es mit Bekundungen ihrer Aufmerksamkeit, die mit seinen wirklichen Bedürfnissen sehr wenig zu tun haben, und bietet ihm wahre Exzesse scheinbarer Zuwendung, aber wenig wirkliche Wärme. Indem sie das Kind als ihren »ausschließlichen Besitz« behandelt, fördert sie bei ihm lediglich ein übertriebenes Gefühl seiner eigenen Bedeutung; zugleich erschwert sie es dem Kind, sich seine Enttäuschung über ihre Schwächen einzugestehen.²²⁵ In der Schizophrenie wird beim Kind die Diskrepanz zwischen seiner Wahrnehmung der leeren, oberflächlichen Fürsorge seiner Mutter und ihrer scheinbar ungeteilten Hingabe so schmerzlich, daß es sich weigert, sie überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Regressive Abwehrmechanismen, »Verlust der Ich-Grenzen«, Allwissenheitswahn und magisches Denken treten in milderer Form bei narzißtischen Störungen in Erscheinung.²²⁶ Wenn auch Schizophrenie keineswegs einfach als übertriebene Form von Narzißmus aufgefaßt werden kann, so hat sie mit narzißtischen Störungen doch den Zusammenbruch der Grenzen zwischen Ich und Objektwelt gemeinsam. »Vom Standpunkt der heutigen Psychoanalyse«, erklärt ein führender Analytiker, »ist die Schizophrenie vor allem eine narzißtische Störung.«²²⁷ Es kann daher nicht überraschen, daß uns die Erforschung des familiären Hintergrunds schizophrener Patienten auf eine Reihe von Merkmalen hinweist, die wir auch bei narzißtischen Familien antreffen. In beiden Fällen überschüttet eine narzißtische Mutter ihren Sprößling mit erstickenden und doch zugleich emotional distanzierten Formen der Zuwendung. Wie der Schizophrene, so nimmt auch der Narzißt häufig eine besondere Stellung in der Familie ein, und zwar entweder aufgrund seiner wirklichen Begabung oder weil ein Elternteil ihn als Ersatz für Vater, Mutter oder Gatten behandelt. Eine solche Elternfigur verstrickt gelegentlich die ganze Familie in das Netz ihrer Neurose: in einer stillschweigenden Verschwörung nehmen die übrigen Familienmitglieder das hin, um das emotionale Gleichgewicht der Familie aufrechtzuerhalten. In der »in diesem Lebensstil gefangenen Familie«, so ein Narzißmus-Forscher, versucht jeder, die Erwartungen und die Wunschprojektionen des anderen zu bestätigen. »Diese Familientautologie ist im Verein mit der Anstrengung, die erforderlich ist, um sie aufrechtzuerhalten, eines der Kennzeichen der durch den narzißtischen Lebensstil zusammengehaltenen Familie.«²²⁸ Laut **Kohut** leiden solche Familien gewöhnlich stärker unter der narzißtischen Charakterdeformation eines ihrer Mitglieder als unter einer offenen Psychose, weil der psychotische Patient in eine Anstalt eingewiesen oder zumindest von seiner unmittelbaren sozialen Umwelt weniger gestützt wird.

7.8 Narzißmus und der »abwesende Vater«

Familien dieses Typs entstehen in Amerika nicht einfach als Reaktion auf das Krankheitsbild eines Familienmitglieds, sondern als normale Reaktion auf die herrschenden sozialen Bedingungen. Während die Welt des Geschäfts, des Berufs und der Politik zunehmend bedrohlicher wird, versucht die Familie, inmitten dieses Chaos eine Insel der Sicherheit zu bilden. Ihr Umgang mit inneren Spannungen besteht darin, daß sie deren Existenz einfach leugnet und sich verzweifelt an die Illusion von Normalität klammert. Da aber das Bild des harmonischen häuslichen Lebens, dem die Familie nachzuleben versucht, nicht dem spontanen Gefühl, sondern äußeren Quellen entspringt, treibt die Anstrengung, sich diesem Bilde anzugleichen, die Familien in ein heuchlerisches Maskenspiel von Zusammengehörigkeit oder »Pseudogegenseitigkeit«,²²⁹ wie ein Schizophrenie-Forscher das genannt hat. Insbesondere die Mutter, auf die die Arbeit der Kindererziehung abgewälzt wird, versucht ihre Elternrolle optimal zu spielen und kompensiert ihren Mangel an spontanem Gefühl für das Kind durch eine geradezu erstickende Fürsorglichkeit. In der abstrakten Überzeugung, daß für ihr Kind das Beste gerade gut

genug ist, organisiert sie mit einem peinlich genauen Übereifer, der seine Eigeninitiative lähmt und seine Fähigkeit zur Selbsthilfe stört, bis in alle Einzelheiten hinein sein gesamtes Leben. Sie hinterläßt, laut **Kohut**, beim Kind das Gefühl, daß es »nicht für sich selber denken kann«. Seine idealistisch überhöhten Vorstellungen von der Mutter bestehen fort, von der späteren Erfahrung kaum modifiziert, und verschmelzen in seinem Unterbewußtsein mit infantilen Omnipotenzphantasien.

Eine von **Anni Reich** aufgezeichnete Krankengeschichte²³⁰ macht in übertriebener Form deutlich, welchen Schaden die Abwesenheit des Vaters in der Beziehung zwischen Mutter und Kind anrichten kann. Die Patientin, eine lebhaft junge Frau, die eine erfolgreiche berufliche Laufbahn als Lehrerin begonnen hatte »schwankte hin und her zwischen Gefühlen von Grandiosität und dem Bewußtsein, daß sie nicht so großartig war, wie sie es sich wünschte«. Ingeheim glaubte sie, ein Genie zu sein, das sich, mit ihren eigenen Worten, »plötzlich zu erkennen geben und wie ein Obelisk dastehen würde«. Der Vater des Mädchens war kurz nach seiner Geburt gestorben. Auch der Bruder seiner Mutter war jung verstorben. Die Mutter weigerte sich, wieder zu heiraten. Sie überschüttete das Kind mit Zeichen ihrer Hingabe, behandelte es als etwas Seltenes und Besonderes und machte deutlich, daß das Kind ihr den toten Mann und Bruder ersetzen sollte. Die Tochter, die sich darüber ihre eigenen Gedanken machte, »stellte sich vor, daß ihre Mutter den Vater beim Geschlechtsverkehr verschlungen oder ihn durch Abbeißen des Penis kastriert habe. Sie [die Patientin] war nun der Penis des Vaters – oder der tote Vater oder Onkel in neuer Gestalt«. Wie bei vielen narzißtischen Frauen galt ihr Interesse »in enormem Ausmaß ihrem eigenen Körper«, den sie in ihrem Phantasiebild des emporragenden und von jedermann in ihrer Nähe bewunderten »gewaltigen Obelisk« unbewußt mit einem Phallus gleichsetzte. Aber das im Widerspruch mit dieser phallischen Phantasie stehende Bewußtsein ihrer Weiblichkeit verband sich mit einem »unerbittlichen Über-Ich« (das zum Teil aus dem »megalomanischen Es« erwuchs), woraus dann Gefühle der Wertlosigkeit und heftige »Schwankungen ihres Selbstwertgefühls« entstanden.

Die auffälligsten Züge dieses Falles sind, wie bei so vielen narzißtischen Patienten, das Fortbestehen archaischer Phantasien, der regressive Charakter der Abwehrmechanismen gegen Verlust und die Unfähigkeit zur Sublimierung – etwa durch Lust an der Arbeit, für welche die Patientin bereits bemerkenswertes Talent bewiesen hatte. Wie wir gesehen haben, erschwerte es die übertriebene Abhängigkeit von der Mutter, die von der Mutter selbst noch gefördert wurde, dem Kind, sich nach einer Phase des Trauerns mit seinem Verlust abzufinden. Im vorliegenden Fall gab der Tod des Vaters zusammen mit dem Wunsch der Mutter, das Kind als Vaterersatz zu gebrauchen, dem Mädchen die Möglichkeit, ihr Phantasiebild von einem grandiosen, phallischen Vater ohne den korrigierenden Einfluß der Alltagswirklichkeit zu entfalten. »Was in diesem Falle fehlte, war die normale Einwirkung der Realität auf dieses Phantasieprodukt, die dazu beigetragen hätte, einen gewissen Grad von Entsexualisierung zu erreichen (etwa durch die Einsicht des Kindes, daß der Vater neben seinen sexuellen auch noch andere Eigenschaften hatte) und die Figur des Vaters, die in ganz übernatürlichen Dimensionen erlebt wurde, auf ein normales Maß zu reduzieren. Daraus erklären sich der unsublimierte phallische Charakter des Ich-Ideals und sein Größenwahn.«

Frauen mit »ansonsten gut integrierter Persönlichkeit«, versuchen Dr. Reich zufolge unbewußt, einer narzißtischen Mutter dadurch zu gefallen, daß sie ihr den fehlenden Vater ersetzen, indem sie entweder grandiose Erfolgsphantasien entwickeln oder sich an erfolgreiche Männer binden. Eine Patientin sagte, sie habe »während des Geschlechtsverkehrs das Gefühl, als sei sie selbst der Mann mit dem phallusartigen Körper, der in sie, die Frau, eindringe«. Eine andere hatte kleinere Erfolge als Schauspielerin und beschrieb die Euphorie der Bewunderung durch das Publikum als »eine intensive, am ganzen Leib erlebte Erregung und als das Gefühl, daß ihr ganzer Körper heraus- und em-

porrage. Offensichtlich empfand sie ihren gesamten Körper als Phallus«. Bei solchen Patienten besteht das Über-Ich oder Ich-Ideal aus archaischen, von der Realität nicht abgeschwächten Repräsentanzen des Vaters. Ihre Identifikation mit einem Sexualorgan, die Grandiosität ihres Ehrgeizes und die Gefühle von Wertlosigkeit, die mit Schüben von Größenwahn alternieren, bezeugen sämtlich die primitiven Ursprünge des Über-Ichs und die Aggressivität, mit der es das Fehlschlagen des Versuchs bestraft, das übersteigerte Ideal eines allmächtigen Vaters zu erreichen. Hinter diesem Bild des phallischen Vaters steht eine sogar noch frühere Bindung an die primitive Mutter, und diese Bindung bleibt ebenfalls beeinflusst von Erfahrungen, die frühe Phantasien auf menschliches Maß reduzieren könnten. Narzißtische Frauen versuchen den abwesenden, von der Mutter kastrierten Vater zu ersetzen und sich auf diese Weise mit der Mutter der frühesten Kindheit zu vereinigen.

Unter der Voraussetzung, daß pathologische Formen Steigerungen der normalen darstellen, läßt sich jetzt ermesen, warum die Abwesenheit des amerikanischen Vaters zu einem derart entscheidenden Merkmal der amerikanischen Familie geworden ist: nicht so sehr, weil es dem Kind ein Rollenvorbild raubt, als vielmehr, weil es frühen Vaterphantasien gestattet, die spätere Entwicklung des Über-Ichs zu beherrschen. Darüber hinaus deformiert die Abwesenheit des Vaters die Beziehungen zwischen Mutter und Kind. Einer populären, wenn auch irreführenden Theorie zufolge, tritt die Mutter an die Stelle des Vaters und verwirrt das Kind durch diese Übernahme einer maskulinen Rolle («Momism» [Mama-Herrschaft]). In den Phantasien des Kindes ist es jedoch nicht die Mutter, die den Vater ersetzt, sondern das Kind selbst. Wenn eine narzißtische Mutter, die ohnehin bereits dazu neigt, ihren Nachwuchs als bloße Erweiterung ihrer selbst aufzufassen, dem Kind den Ausfall des Vaters zu kompensieren versucht (und auch der gesellschaftlich definierten idealen Mutterschaft nahezukommen strebt), dann wird das Kind belastet und hochgradig verstört von ihren ständigen, aber oberflächlichen Zuwendungen, ihrem Versuch, ihm das Gefühl der Erwünschtheit und Besonderheit zu vermitteln und ihrem Wunsch, es »hervorragend« zu lassen. Das Kind stellt sich vor, daß die Mutter den Vater verschlungen oder kastriert hat und trägt sich mit der grandiosen Phantasie, ihn zu ersetzen, indem es entweder berühmt wird oder sich jemandem anschließt, der eine phallische Form von Erfolg repräsentiert, und möchte auf diese Weise wiederum eine ekstatische Vereinigung mit der Mutter zustande bringen.

Die Intensität der Abhängigkeit des Kindes von der Mutter verhindert, daß es ihre Grenzen erkennt, die ohnehin unter dem äußeren Schein permanenter Fürsorglichkeit versteckt liegen. Die emotionale Abwesenheit des Vaters von der Familie macht die Mutter zum dominierenden Elternteil; aber diese ihre Dominanz tritt hauptsächlich in den Phantasien des Kindes in Erscheinung (in denen auch der Vater eine aktive Rolle spielt), und nicht im Alltagsleben. In diesem Sinne ist in Amerika auch die Mutter ein abwesender Elternteil. In der Außenwelt sind viele ihrer praktischen Funktionen von Experten übernommen worden, und der verbleibenden entledigt sie sich häufig in einer mechanischen Art und Weise, die nicht den Bedürfnissen des Kindes, sondern einem vorgefaßten Ideal der vollkommenen Mutter entspricht. Angesichts der einengenden und doch emotional distanzierten Art der Fürsorglichkeit, die so viele junge Menschen von narzißtischen Müttern empfangen haben, ist es durchaus nicht verwunderlich, daß sie – beispielsweise die von **Kenneth Keniston** und **Herbert Hendin** untersuchten geistesgestörten Studenten – ihre Mütter als zugleich verführerisch und unerreichbar, verschlingend und indifferent beschreiben.²³¹ Und es ist auch nicht überraschend, daß so viele narzißtische Patienten die mütterliche Anziehungskraft als eine Form von sexueller Attacke erleben. Ihre unbewußten Eindrücke von der Mutter sind so sehr von aggressiven Impulsen überlagert und beeinflusst, und die Art und Weise ihrer Zuwendung ist so wenig auf die Bedürfnisse des Kindes abgestimmt, daß sie in den kindlichen Phantasien als verschlingender Raubvogel, als eine Vagina voller Zähne erscheint.

7.9 Die Abdankung der Autorität und die Wandlung des Über-Ichs

Die mit pathologischem Narzißmus einhergehenden psychologischen Strukturen, die sich in weniger geballter Form auch in so vielen charakteristischen Zügen der amerikanischen Kultur manifestieren – in der Faszination von Ansehen und Berühmtheit, der Angst vor Wettbewerb, der Unfähigkeit, Mißtrauen zu überwinden, der Seichtheit und Flüchtigkeit persönlicher Beziehungen und der entsetzten Abwendung vom Tod –, haben ihren Ursprung in der besonderen Struktur der amerikanischen Familie, die ihrerseits aus dem Wandel der Produktionsweisen erwächst. Die industrielle Produktion nötigt den Vater, Haus und Familie zu verlassen, und verkleinert die Rolle, die er im bewußten Erleben des Kindes spielt. Die Mutter versucht, diesen Verlust des Vaters zu kompensieren, aber sie hat häufig nicht genug praktische Erfahrung in Kindererziehung, fühlt sich außerstande zu begreifen, was das Kind braucht, und verläßt sich in so hohem Maße auf die Experten der Außenwelt, daß ihre Zuwendung dem Kind kein Gefühl von Sicherheit mehr zu geben vermag. Beide Elternteile versuchen, die Familie zum Refugium vor äußeren Bedrängnissen zu machen, aber die Maßstäbe, an denen sie ihren Erfolg messen, und die Methoden, mit denen sie das zu tun versuchen, stammen größtenteils aus der industriellen Soziologie, den Strategien der Menschenführung (*personal management*) und der Kinderpsychologie – kurz, aus dem organisierten Apparat der gesellschaftlichen Kontrolle. Der Kampf der Familie um Übereinstimmung mit einem von außen aufgezwungenen Ideal der familiären Solidarität und Elternschaft bringt den äußeren Anschein von Solidarität auf Kosten des spontanen Gefühls hervor, eine ritualisierte »Verbundenheit« ohne Substanz.

Da diese Familienstrukturen so tief in den von der modernen Industrie geschaffenen sozialen Bedingungen verwurzelt sind, können sie auch nicht durch prophylaktische oder »erzieherische« Reformen mit dem Ziel verändert werden, die Kommunikationsfähigkeit zu verbessern, Spannungen abzubauen und zwischenmenschliche Beziehungen zu fördern. Solche Reformen erweitern nur die Macht der Sozial- und Wohlfahrtsämter und bewirken daher gewöhnlich mehr Schlechtes als Gutes. Die Aufforderung, sich seinen spontanen Gefühlen zu überlassen, bringt noch keine Gefühle hervor. Jedenfalls werden die von der Familie geförderten psychischen Strukturen durch die Bedingungen außerhalb der Familie verstärkt. Da diese Strukturen ihren deutlichsten Ausdruck anscheinend in der Pathologie des Narzißmus – und letztlich in der Schizophrenie – finden, sollten wir uns jedoch nicht zu dem voreiligen Schluß verleiten lassen, daß die Familie nur Versager produziert, die nicht imstande sind, in der modernen Industriegesellschaft ordentlich zu funktionieren.²³²

In vieler Hinsicht leistet die Familie wertvolle Arbeit, indem sie das Kind auf die Bedingungen vorbereitet, die es antreffen wird, wenn es die Familie verläßt. Andere Institutionen – etwa die Schule oder die Gruppe der gleichaltrigen Jugendlichen – verstärken nur frühere Strukturen, indem sie Erwartungen erfüllen, die von der Familie geweckt wurden. Wie **Jules Henry** schreibt, besteht »eine ständige Wechselwirkung zwischen den einzelnen Familien und der Gesamtkultur, wobei sich beide gegenseitig verstärken; jede Erziehung in einer bestimmten Familieneinheit weckt beim Kind Bedürfnisse, die dann von diesem oder jenem Aspekt der Jugend-Schul-Kultur befriedigt werden«.

Henry und anderen Beobachtern der amerikanischen Kultur zufolge spiegelt der Zusammenbruch der elterlichen Autorität auch den Kollaps der »alten Triebkontrolle« und den Übergang von einer Gesellschaft wider, in der Über-Ich-Werte (der Wert der Selbstbeherrschung) die Oberhand hatten, zu einer Gesellschaftsform, in der Es-Werten (dem Wert des Sichgehenlassens) mehr und mehr Anerkennung gezollt wird. Die Umkehrung der normalen Beziehung zwischen den Generationen, der Verfall der elterlichen Disziplin, die »Sozialisierung« vieler elterlicher Funktionen und das »selbstbezo-

gene, impulsgesteuerte, unbeteiligte und verworrene« Handeln amerikanischer Eltern, all das bringt Charakteristika hervor, die »wenn sie in extremer Form auftreten, ernsthafte pathologische Formen haben können«, in gemäßigter Form die Jugendlichen jedoch befähigen, in der permissiven, um die Freuden des Konsums kreisenden Gesellschaft zu leben. In ähnlichem Sinne macht **Arnold Rogow** geltend, daß amerikanische Eltern, die sich im Umgang mit den Jugendlichen abwechselnd »permissiv und ausweichend« zeigen, »es leichter finden, Übereinstimmung durch Bestechung zu erzielen, als sich dem emotionalen Aufruhr zu stellen, der durch die Unterdrückung der kindlichen Forderungen entsteht«. Auf diese Weise untergraben sie die Initiative der Kinder und machen es ihnen unmöglich, Selbstbeherrschung oder Selbstdisziplin zu entwickeln; da aber die amerikanische Gesellschaft diese Eigenschaften ohnehin nicht mehr schätzt, arbeitet die Abdankung der Elternautorität bei den Jugendlichen auf diejenigen Charakterzüge hin, die in einer korrupten, permissiven und hedonistischen Kultur gefragt sind. Der Verfall der Elternautorität spiegelt den »Verfall des Über-Ichs« in der amerikanischen Gesellschaft als Ganzem wider.²³³

Diese Interpretationen, die den herrschenden Stil elterlicher Disziplinierung, seine Wirkung auf die Jugend und die Beziehungen zwischen Familie und Gesellschaft sehr scharfsinnig erfassen, müssen in einem bedeutsamen Aspekt modifiziert werden. Die sich wandelnden Bedingungen des Familienlebens führen nicht so sehr zu einem »Verfall des Über-Ichs« als vielmehr zu einer Veränderung seiner Inhalte. Wenn die Eltern bei der Aufgabe versagen, als Vorbilder disziplinierter Selbstbeherrschung zu dienen oder das Kind in Schranken zu halten, so bedeutet das nicht, daß das Kind ohne Über-Ich aufwächst. Im Gegenteil, damit wird die Entwicklung eines strengen und strafenden Über-Ichs gefördert, das weitgehend auf archaischen, mit grandiosen Ich-Vorstellungen verschmolzenen Bildern der Eltern beruht. Unter diesen Bedingungen besteht das Über-Ich vor allem aus elterlichen Introjekten statt aus Identifizierungen. Es präsentiert dann dem Ich einen übersteigerten Maßstab für Ansehen und Erfolg und verurteilt es mit wilder Unerbittlichkeit, wenn es sich diesem Maßstab nicht gewachsen zeigt. So erklären sich die Schwankungen des Selbstwertgefühls, die so häufig mit pathologischem Narzißmus einhergehen.²³⁴

Die rasende Wut, mit der das Über-Ich das Versagen des Ichs bestraft, weist darauf hin, daß es einen Großteil seiner Energie aus aggressiven Trieben im Es herleitet, die mit Libido nichts zu tun haben. Die konventionelle Simplifikation, wonach Über-Ich mit »Selbstbeherrschung« und Es mit »Sichgehenlassen« gleichzusetzen und zu behandeln sind, als wären sie einander diametral entgegengesetzt, ignoriert die irrationalen Züge des Über-Ichs und das Bündnis zwischen Aggression und strafendem Gewissen. Der Verfall der elterlichen Autorität und äußerer Sanktionen im allgemeinen, der das Über-Ich in mancher Hinsicht schwächt, verstärkt doch paradoxerweise zugleich seine aggressiven, diktatorischen Elemente und macht es daher den Triebregungen schwerer denn je, akzeptable Ventile zu finden. Der »Verfall des Über-Ichs« in einer permissiven Gesellschaft läßt sich besser als die Bildung einer neuen Art von Über-Ich erklären, in dem archaische Elemente dominieren. Die sozialen Veränderungen, die es den Kindern so erschwert haben, die elterliche Autorität zu verinnerlichen, haben das Über-Ich nicht etwa abgeschafft, sondern lediglich das Bündnis zwischen Über-Ich und Thanatos gefestigt – jener »Reinkultur des Todestriebes« im Sinne Freuds, die gegen das Ich einen Sturzbach unerbittlicher Kritik entfesselt.

Die neue Permissivität bezieht sich weitgehend auf die Freisetzung libidinöser Strebungen, nicht auf Aggression. Eine bürokratische Gesellschaft, die größten Wert auf Kooperation und zwischenmenschlichen Austausch legt, kann nicht allzu viele legitime Ventile für den Ausbruch von Zorn und Wut zulassen. Sogar in der Familie, wo angeblich der Ausdruck von Gefühlen erlaubt ist, die anderswo unausgedrückt bleiben müssen, bedrohen Wutausbrüche das prekäre Gleichgewicht, das die Familienmitglieder mit

so viel Mühe aufrechterhalten. Zugleich aber begünstigt die mechanische, so offenkundig affektschwache Art der elterlichen Zuwendung beim Kind die Entstehung zügelloser oraler Sehnsüchte und grenzenloser Wut auf alle, die ihm deren Erfüllung versagen. Ein Großteil dieser Wut, die vom Ich heftig unterdrückt wird, findet seinen Weg ins Über-Ich – mit Resultaten, wie sie von **Henry** und **Ida Lowenfeld** beschrieben worden sind.

Die hemmenden, kontrollierenden und lenkenden Funktionen des Über-Ichs, das mit dem Ich weitgehend verschmilzt, werden durch die Nachgiebigkeit der Eltern, durch eine lässige Erziehung, die das Ich zu stärken versäumt, und durch das allgemeine gesellschaftliche Klima der Permissivität geschwächt ... Aber das strenge Über-Ich der frühen Kindheit lebt im Individuum fort. Die Kontrollfunktion des Über-Ichs, das seine Kraft aus der Identifizierung mit starken Elternfiguren bezieht und das Individuum vor bewußten und unbewußten Schuldgefühlen schützen kann, arbeitet nur kümmerlich; seine strafende und selbstzerstörerische Macht scheint dagegen bei vielen noch immer wirksam zu sein. Daraus resultieren dann Ruhelosigkeit, Unzufriedenheit, depressive Stimmungen und die Sehnsucht nach Ersatzbefriedigungen.

In **Hellers** *WAS GESCHAH MIT SLONCUM?*,²³⁵ einem Roman, der mit einer eindrucksvollen Fülle deprimierender Details die Psychodynamik heutigen Familienlebens beschreibt, glaubt der Vater, und zwar aus guten Gründen, daß seine rebellische, halb-wüchsige Tochter von ihm bestraft werden möchte; und wie so viele amerikanische Eltern weigert er sich, ihr diese Befriedigung zu gewähren oder auch nur deren Rechtmäßigkeit anzuerkennen. Indem er sich nicht in die Rolle des Strafenden hineinmanövrieren läßt, sondern sich im Gegenteil ihren Wünschen fügt und damit die Streitigkeiten vermeidet, die sie offenbar provozieren will, erringt er psychologische Siege über seine Tochter. Dennoch halten ihn beide Kinder trotz seines, zumindest im Falle des Jungen, aufrichtigen Wunsches, die Rolle des »besten Freundes« zu spielen, unbewußt für einen Tyrannen. Verblüfft grübelt er:

Ich weiß nicht, warum er [mein Sohn] so oft fürchtet, geschlagen zu werden, wo ich das doch niemals tue; ich habe ihn nie geschlagen; ich weiß nicht, warum er und auch meine Tochter meinen, ich hätte sie häufig geschlagen, als sie noch klein waren, während ich davon überzeugt bin, daß ich weder ihn noch sie auch nur ein einziges Mal geschlagen habe.

Die Abdankung der elterlichen Autorität intensiviert die Angst des Kindes vor Bestrafung, statt sie zu besänftigen, und verknüpft zugleich den Gedanken an Bestrafung fester denn je mit willkürlicher erdrückender Gewalt.²³⁶

7.10 Die Beziehung der Familie zu anderen Zentren gesellschaftlicher Kontrolle

Die Gesellschaft verstärkt diese Strukturen nicht nur durch nachsichtige Erziehung und allgemeine Permissivität, sondern auch durch Werbung, künstliche Bedarfsweckung und die gesamte hedonistische Massenkultur. Auf den ersten Blick scheint eine auf Massenkonsum beruhende Gesellschaft die Hemmungslosigkeit in ihren eklatantesten Formen zu schüren. Genauer betrachtet, versucht die Werbung jedoch nicht so sehr die Hemmungslosigkeit zu fördern, als vielmehr die Selbstbezweiflung. Sie versucht, Bedürfnisse zu erzeugen, nicht etwa zu erfüllen, neue Ängste hervorzubringen anstatt alte zu lindern. **Indem sie den Konsumenten mit Bildern des süßen Lebens umstellt und sie mit dem Glanz von Berühmtheit und Erfolg verknüpft, ermutigt die Massenkultur den gewöhnlichen Bürger, Geschmack am Außergewöhnlichen zu finden, sich mit der privilegierten Minderheit zu identifizieren und sich in seiner Phantasie ihrem Leben in exquisitem Komfort und sinnlichem Raffinement anzuschließen. Zugleich aber verurteilt die Konsumwerbung ihn zu bitterer Unzufriedenheit mit seinem Los.** Indem sie grandiose Ansprüche weckt, weckt sie auch Selbstanklage und Selbstverachtung. Damit rekapituliert die Konsumkultur in ihrer Grundtendenz die Sozialisierung, die früher von der Familie geleistet wurde.

Die Erfahrungen mit Autorität – in der Schule, in der Arbeitswelt, im politischen Bereich – vervollständigen die Erziehung des Bürgers zu einer stillschweigenden, wenn auch labilen Bejahung der herrschenden Formen von Kontrolle. Hier fördert die gesellschaftliche Kontrolle wiederum weder das Sichgehenlassen noch die selbstkritischen Schuldgefühle, die früher von einem moralistischen Über-Ich ausgingen, sondern Angst, Unsicherheit und Rastlosigkeit. In den Schulen, Unternehmensverbänden und Gerichten verstecken die Autoritäten ihre Macht hinter einer Maske von Wohlwollen. In der Pose freundlicher Helfer erzwingen sie die Disziplin ihrer Untergebenen so selten wie möglich, sondern versuchen, eine angenehme Atmosphäre zu schaffen, in der jedermann offen seine Meinung sagen kann. **Jules Henry** ermittelte, daß Highschool-Lehrer allen Ernstes Ruhe und Zurückhaltung in ihren Klassenzimmern fürchten und ihre Unfähigkeit, Ruhe und Ordnung zu schaffen, damit rechtfertigen, daß erzwungene Ruhe die Spontaneität der Schüler hemme und unnötige Ängste hervorrufe.²³⁷ »Eine ruhige Klasse kann für manchen eine wirklich beängstigende Sache sein«, sagte ein Lehrer, in dessen Klasse es so laut und lärmend zuging, daß die Schüler schließlich von sich aus nach Ruhe verlangten. Laut Jules Henry erteilt das Klassenzimmer den Kindern »ihre erste Lektion über die Art und Weise, wie das Leben im ›freundlichen‹, ›entspannten‹ Betriebsklima der zeitgenössischen Bürokratie von Wirtschaft und Politik vor sich geht.«²³⁸

Der Anschein von Permissivität verschleiert ein einschneidendes System von Kontrollen, die um so effektiver sind, als sie die direkte Konfrontation zwischen den Autoritäten und den Menschen, die sie zu beherrschen suchen, vermeiden. **Da Konfrontationen prinzipielle Fragen aufwerfen, delegieren die Autoritäten Disziplinierungsmaßnahmen, wo immer möglich, an jemand anderen, so daß sie selbst als Ratgeber, »Bezugspersonen in Notlagen« und Freunde auftreten können.** So verlassen sich Eltern auf Ärzte, Psychologen und die Altersgenossen des Kindes, die ihm die Regeln schon beibringen und darauf achten werden, daß es sie befolgt. Wenn das Kind sich weigert, das zu essen, was es nach Meinung seiner Eltern essen sollte, wenden sich die Eltern an eine medizinische Autorität. Wenn es aufsässig ist, so wird ein Psychologe herangezogen, der ihm helfen soll, sein »Problem« zu lösen.²³⁹

Auf diese Weise machen die Eltern ihr eigenes Problem – Widersetzlichkeit – zu dem des Kindes. Ganz ähnlich sieht sich das Kind in der Schule von Autoritäten umgeben, die ihm nur helfen wollen. Wenn ein Schüler »aus der Reihe tanzt«, schickt man ihn zu

einem Schulpsychologen zur »Beratung«. Die Schüler und Studenten selbst lehnen, laut **Edgar Friedenbergs** Studie zur Situation der amerikanischen *High School*, autoritäre Maßnahmen ebenso ab wie libertäre und sehen gesellschaftliche Kontrolle als »technisches Problem, zu dessen Lösung man sich lediglich an den richtigen Experten wenden muß«. ²⁴⁰ Wenn also ein Lehrer einen aufsässigen Schüler beim Rauchen im Waschraum antrifft, sollte er ihn einerseits »weder mit emotionaler Zurückhaltung kühl und ruhig schlagen« oder öffentlich demütigen, noch andererseits die Provokation als geringfügigen Verstoß abtun, der eigentlich nicht zum Ruf des Schülers als eines Störenfriedes beitragen sollte. Der Lehrer sollte ihn vielmehr zum Schulpsychologen schicken. Ihn zu schlagen würde ihn nur noch widerspenstiger machen, während die psychologische Lösung sich beim Versuch der Schule, ihn unter Kontrolle zu kriegen, seiner eigenen Mit Hilfe bedient.

7.11 Menschliche Beziehungen im Beruf: der Betrieb als Familie

Die Experten für »Menschenführung« (*personal management*) haben ähnliche Methoden auch in modernen Unternehmen eingeführt, angeblich als Mittel zur »Humanisierung der Arbeitswelt«. Die Ideologie des modernen Managements stützt sich auf dieselben Bücher zur therapeutischen Theorie und Praxis, von denen auch das progressive Bildungswesen und die progressiven Methoden der Kindererziehung geprägt sind. Neuere Bemühungen um »Demokratisierung« industrieller Arbeitsbeziehungen haben den Kreis der Entwicklung geschlossen, die einsetzte, als die Experten für wissenschaftliches Management sich anschickten, die gruppodynamischen Abläufe in Büro und Betrieb zu untersuchen, um Reibungen zu beseitigen und die Produktion zu steigern. Die beim Studium von Kleingruppen gewonnenen Ergebnisse wurden dann von den Sozialwissenschaftlern auf die Untersuchung und Behandlung der Familie angewandt, und zwar mit dem Argument, daß die meisten innerfamiliären Konflikte ihren Ursprung in dem Versuch hätten, veraltete autoritäre Formen der Kontrolle einer Institution aufzuerlegen, die im Begriffe sei, sich von einer autoritären zu einer demokratischen Form zu wandeln. Bereits in den fünfziger Jahren verurteilten nahezu alle Psychiater, Sozialarbeiter und Sozialwissenschaftler die mit der traditionellen oder autoritären Familie verknüpften Werte. »Unsere Lehrbücher«, schrieb ein Expertenteam, »erörtern das »demokratische« Familienmodell und die Teilung der Autorität.« ²⁴¹

In den spätern fünfziger und in den sechziger Jahren begannen die Erforscher die Industriegesellschaft, diese Gedanken auf Probleme des Managements zu übertragen. In seinem Buch *DER MENSCH IM UNTERNEHMEN* (1960) forderte **Douglas McGregor** die leitenden Angestellten der großen Unternehmen auf, die »Grenzen der Autorität« anzuerkennen. McGregor, der Autorität allerdings viel zu grob als durch Macht sanktionierte Befehlsgewalt definierte, vertrat die Auffassung, daß Autorität in einem Zeitalter der wechselseitigen Abhängigkeit eine veraltete Form gesellschaftlicher Kontrolle darstelle. Befehlsgewalt, so argumentierte er, bleibt nur so lange wirksam, wie die Arbeiter eine niedrige, abhängige Position in der industriellen Hierarchie einnehmen und es ihnen schwerfällt, auch nur ihre materiellen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Psychiater **Abraham Maslow** hatte nachgewiesen, daß menschliche Wesen, sobald ihre Grundbedürfnisse nach Nahrung, Unterkunft und Sicherheit gestillt sind, ihre Aufmerksamkeit auf die Befriedigung des Bedürfnisses nach »Selbstverwirklichung« richten. Industriemanager aber wandten, laut McGregor, ihren Arbeitern gegenüber noch immer die Methode von »Zuckerbrot und Peitsche« an, wobei sie ganz unwissenschaftlich voraussetzten, daß die Menschen Arbeit hassen und zur Leistung gezwungen oder mit materiellen Belohnungen verlockt werden müssen. ²⁴²

McGregor machte deutlich, daß er durchaus keine Abdankung der Manager befürwortete. Wie Dr. Spock und Dr. Bruch lehnte er die »permissiven« Tendenzen seiner Vorgänger ab, die seiner Meinung nach für den Mißerfolg früherer Experimente im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen verantwortlich waren. Die Vorstellung, daß die »Zufriedenheit des Angestellten« zu größerer Produktivität führe oder daß »industrieller Betriebsfrieden sich automatisch aus der Beseitigung ... von Konfliktursachen (ergäbe)«, sei durch die Erfahrung widerlegt worden. Der Arbeiter brauche auch weiterhin Führung, müsse aber im Unternehmen als Partner behandelt werden, nicht als unmündiges Kind. Der aufgeklärte Manager ermutige seine Untergebenen dazu, an Gruppendiskussionen teilzunehmen, ihre Bedürfnisse und Vorschläge dem Management »mitzuteilen« und sogar »konstruktive« Kritik zu üben. Wie Eheberater gelernt haben, den Konflikt als normalen Aspekt des Familienlebens zu betrachten, so versuchte auch McGregor, seinen Managern einen ähnlichen Standpunkt nahezubringen. Er sagte ihnen, daß es ein Fehler wäre, die Interessen des Individuums in einem Gegensatz zu denen der Gruppe zu sehen. »Wenn wir uns die Familie vor Augen führen, so können wir die Möglichkeiten erkennen, die im entgegengesetzten Standpunkt enthalten sind.«

Die Kleingruppenforschung hat McGregor zufolge gezeigt, daß Gruppen dann am besten funktionieren, wenn jeder ungehindert seine Meinung äußert, die Leute genauso gut zuhören wie sprechen, Meinungsverschiedenheiten zutage treten dürfen, ohne »offensichtliche Spannungen« zu verursachen, der jeweilige »Vorsitzende« seine Untergebenen nicht zu beherrschen versucht, und wenn Entscheidungen auf einem allgemeinen Konsensus beruhen.²⁴³

Diese Richtlinien, die damals bereits zu den Selbstverständlichkeiten der Sozialwissenschaften gehörten, fassen die therapeutische Auffassung von Autorität zusammen. Die wachsende Zustimmung zu dieser Ansicht – und zwar auf allen Ebenen der amerikanischen Gesellschaft – macht es möglich, daß unter dem Deckmantel von »Partizipation« an hierarchischen Organisationsformen festgehalten wird. Sie liefert einer von elitärem Management beherrschten Gesellschaft eine antielitäre Ideologie. Die Popularisierung therapeutischer Denkweisen diskreditiert Autorität, namentlich in der Familie und im Klassenzimmer, während sie Herrschaft unkritisiert läßt. Indem sie die gegnerschaftliche Beziehung zwischen Untergebenen und Vorgesetzten aufweichen oder eliminieren, erschweren es therapeutische Formen gesellschaftlicher Kontrolle dem Bürger mehr und mehr, sich gegen den Staat zur Wehr zu setzen bzw. dem Arbeiter, Widerstand gegen die Ansprüche seines Unternehmens zu leisten. In dem Maße, in dem die Vorstellungen von Schuld und Unschuld ihre moralische und sogar ihre rechtliche Bedeutung einbüßen, setzen die Machthaber ihre Spielregeln nicht mehr mittels autoritärer Verlautbarungen von Richtern, Beamten, Lehrern und Predigern durch. Die Gesellschaft erwartet von ihren Autoritäten nicht mehr die Artikulation eines klar und ausführlich begründeten Kodex von Recht und Sitte, noch erwartet sie von den Jugendlichen eine Verinnerlichung der moralischen Normen der Gesellschaft. Sie verlangt lediglich Konformität mit den konventionellen Verkehrsformen des Alltags, wie sie durch psychiatrische Definition des normalen Verhaltens sanktioniert werden.

In den Hierarchien von Arbeit und Macht, ebenso wie in der Familie, führt der Verfall der Autorität durchaus nicht zum Verfall der gesellschaftlichen Zwänge. Er beraubt diese Zwänge lediglich einer rationalen Grundlage. Genau wie das Versagen der Eltern bei der Aufgabe, ihre Kinder zu bestrafen, deren Selbstwertgefühl eher untergräbt als stärkt, so erinnert die Korruptierbarkeit der öffentlichen Autoritäten – ihr Wegsehen bei geringfügigeren Formen von Rechtsbruch – den Untergebenen an seine Untergebenheit, indem sie ihn abhängig macht von der Nachsicht der über ihm Stehenden. Der Bürokrat neuen Stils, dessen »Ideologie und Charakter die hierarchische Struktur stützen, obwohl er weder patriarchalisch noch autoritär gesonnen ist«, wie **Michael Maccoby** das in seiner Untersuchung des »Spielmachers« in Großunternehmen formuliert hat, komman-

diert seine Untergebenen nicht mehr herum; er hat subtilere Mittel entdeckt, um sie in Schach zu halten. Wenn seine Untergebenen auch oft merken, daß sie »ausgetrickst, herumgestoßen und manipuliert worden sind«, fällt es ihnen doch schwer, dieser lässigen Form von Unterdrückung Widerstand zu leisten. Die Streuung der Verantwortung in großen Organisationen versetzt den modernen Manager überdies in die Lage, Disziplinierungsmaßnahmen an andere zu delegieren, unpopuläre Entscheidungen dem Unternehmen als Ganzem in die Schuhe zu schieben und damit seinen Ruf als freundlicher Berater seiner Untergebenen zu wahren. Und doch bringt dieser sein gesamtes Verhalten zum Ausdruck, daß er der Sieger in einem Spiel bleibt, das die meisten von ihnen zu verlieren bestimmt sind.

Da jedermann dieses Spiel angeblich mit den gleichen, für alle gültigen Regeln spielt, kann ihm niemand seinen Erfolg mißgönnen; die Verlierer können aber auch nicht dem lastenden Gefühl ihres eigenen Versagens entrinnen. In einer Gesellschaft ohne Autorität wird Unterdrückung von den Unterschichten nicht mehr als Verschulden erlebt. Statt dessen verinnerlichen sie die grandiose Vorstellung der gleichen Chancen für alle zusammen mit einer aufgeblähten Einschätzung ihrer eigenen Möglichkeiten. Wenn der einfache Mann dem Höhergestellten grollt, dann nur, weil er ihn verdächtigt, sich über die Spielregeln hinweggesetzt zu haben – wie er selbst es gerne täte, wenn er den Mut dazu aufbrächte. Es fällt ihm jedoch nie ein, neue Regeln zu verlangen.

8 Die Abkehr vom Gefühl: Die Soziopsychologie des Geschlechterkampfes

Plötzlich wünschte sie sich, bei einem anderen Mann zu sein und nicht bei Edward ... Pia sah Edward an. Sie sah seinen roten Bart an, seine riesige Brille. Ich mag ihn nicht, dachte sie. Dieser rote Bart, diese riesige Brille ... Pia sagte zu Edward, er sei der einzige Mensch, den sie je so lange geliebt habe. »Wie lange ist es?« fragte Edward. Es waren sieben Monate.²⁴⁴

Donald Barthelme

Mehr und mehr denke ich ..., daß es so etwas wie rationale Beziehungen gar nicht gibt. Ich meine, man sollte das bejahen ... das, was man jetzt gerade fühlt und was man im Zusammenhang damit gerade tut ... Ich glaube, jeder sollte wirklich in der Lage sein, grundsätzlich nur das zu tun, was er will, solange das keinen anderen stört.²⁴⁵

»Befreiter« Bräutigam

8.1 Die Trivialisierung der persönlichen Beziehungen

Bertrand Russell hat vorausgesagt, daß die »Sozialisierung der Reproduktion« – die Aufhebung und Übernahme der Familie durch den Staat – die »geschlechtliche Liebe selbst trivialer« machen, eine gewisse »Trivialität in allen persönlichen Beziehungen« fördern und es »sehr schwer machen würde, sich für irgend etwas zu interessieren, das über den eigenen Tod hinausreicht«. ²⁴⁶ Auf den ersten Blick scheinen die jüngsten Entwicklungen den ersten Teil dieser Voraussage zu widerlegen. Zur Zeit besetzen die Amerikaner ihre persönlichen Beziehungen, insbesondere die zwischen Mann und Frau, mit unvermindert starken Emotionen. Da die Aufzucht der nächsten Generation nicht mehr als die wichtigste Beschäftigung gilt, wurde die Sexualität von der knechtischen Pflicht zur Fortpflanzung entbunden und die erotische Beziehung zum Selbstzweck. Wenn die Familie auf das »Ehepaar« zusammenschrumpft, scheinen Männer und Frauen sehr viel bereitwilliger auf die emotionalen Bedürfnisse des jeweiligen Partners einzugehen, anstatt sich mit ihren Kindern zu identifizieren. Nachdem die gesetzliche Eheschließung nicht mehr als absolut gilt, finden viele Paare, wie man beobachten kann, eine Möglichkeit, sexuelle Beziehungen auf etwas Solideres zu gründen als auf den Zwang des Gesetzes. Kurzum, die wachsende Entschlossenheit, dem Augenblick zu leben, scheint, wie auch immer sie sich auf die Beziehung zwischen Eltern und Kindern ausgewirkt haben mag, die Vorbedingungen für neue intime Beziehungen zwischen Mann und Frau erfüllt zu haben.²⁴⁷

Dieser äußere Schein ist Illusion. Der Kult, der mit den sexuellen Beziehungen getrieben wird, verschleiert nur die wachsende Verzweiflung darüber, wie man ihrer überhaupt noch habhaft werden kann. Die menschlichen Beziehungen zerbröckeln unter dem Gewicht der Gefühle, mit dem sie belastet werden. Durch die Unfähigkeit, »Interesse an etwas zu nehmen, das über den eigenen Tod hinausreicht«, wird der Drang nach engen persönlichen Bindungen in der Gegenwart stärker und die intime Beziehung flüchtiger denn je. Dieselbe Entwicklung, die die Bindung von Eltern und Kindern gelockert hat, hat auch die Beziehung zwischen Mann und Frau untergraben. In der Tat bedingt der Verfall der ehelichen Bindung auch den Verfall der Fürsorge für die Nachkommenschaft. Diese Folgeerscheinung ist so evident, daß nur die rastlose Propaganda für eine »offene Ehe« und »kreative Scheidung« uns davor bewahrt, sie zur Kenntnis zu nehmen. Immer häufigere Scheidungen und die stets gegenwärtige Möglichkeit, daß jede denkbare Ehe zusammenbrechen kann, tragen deutlich zur Instabilität des Familienlebens bei und berauben das Kind seiner unerläßlichen emotionalen Sicherheit. Die aufgeklärte Öffentlichkeit lenkt die Aufmerksamkeit von dieser wohlbekannten Tatsache ab, indem sie hartnäckig darauf besteht, daß in gewissen Fällen Eltern durch die Aufrechterhaltung einer Ehe ihren Kindern mehr Leid antun können als durch eine Tren-

nung. Es ist richtig, daß viele Paare ihre Ehe in der einen oder anderen Weise auf Kosten des Kindes erhalten. Manchmal lassen sie sich auf ein Leben voller Abwechslungen und Zerstreungen ein, das sie gegen den täglichen emotionalen Clinch mit ihrem Nachwuchs abschirmt. Manchmal findet sich ein Elternteil mit der Neurose des andern ab (wie in der erwähnten Familienkonstellation, die so viele schizophrene Patienten hervorbringt), aus Furcht, das instabile Gleichgewicht und den Frieden des Haushalts zu stören. Häufiger noch überläßt der Ehemann die Kinder seiner Frau, weil er das Zusammenleben mit ihr unerträglich findet, und die Frau lullt die Kinder mit unaufhörlichen, aber oberflächlichen Liebesbeweisen ein. Diese spezielle Lösung des Problems ehelicher Belastung ist so häufig, daß viele Beobachter die Abwesenheit des Vaters für den auffallendsten Aspekt der zeitgenössischen Familie halten. Unter diesen Bedingungen legalisiert eine Scheidung, bei der die Mutter die Vormundschaft über ihre Kinder behält, nur den bereits existierenden *Status quo*: Der Vater setzt die emotionale Abkehr von der Familie in die Tat um. Aber der Gedanke, daß eine Scheidung den Kindern häufig nicht mehr Schaden zufügt als die Ehe selbst, gibt wohl auch kaum Anlaß zum Jubel.

8.2 Der Kampf der Geschlechter: seine Sozialgeschichte

Wenn auch der eskalierende Kampf zwischen Mann und Frau seine psychologischen Wurzeln im Niedergang der ehelichen Gemeinschaft hat – und in einem weiteren Sinne im veränderten sozialen Verhalten, wie in den vorhergehenden Kapiteln dargelegt –, kann ein Großteil dieser Spannung ohne Rückgriff auf psychologische Ursachen erklärt werden. Der Kampf der Geschlechter ist *auch* ein soziales Phänomen mit einer eigenen Geschichte. Die Gründe für die jüngste Intensivierung des Geschlechterkampfes liegen in der Umwandlung des Kapitalismus aus seiner patriarchalischen und familiären Form in ein Verwaltungs-, Unternehmens- und Bürokratiesystem mit nahezu totaler Kontrollmacht, genauer: im Zusammenbruch der »Ritterlichkeit«; in der Befreiung der Sexualität von vielen ihrer früheren Einschränkungen; im Streben nach sexueller Lust als Wert an sich; in der emotionalen Überfrachtung der persönlichen Beziehungen und – vor allem – in der irrationalen männlichen Reaktion auf das Auftauchen der befreiten Frau.

Lange galt es als ausgemacht, daß »Ritterlichkeit tot sei«. Überlieferte Höflichkeitsformeln verschleierten und linderten ehemals bis zu einem gewissen Grade die institutionalisierte Unterdrückung der Frauen. **Während die Männer die politische und wirtschaftliche Macht allein ausübten, machten sie den Frauen ihre Herrschaft schmackhaft, indem sie sie mit einem ausgeklügelten Ritual von Ehrerbietung und Artigkeit umgaben. Sie warfen sich zu Beschützern des schwächeren Geschlechts auf und dieser widerliche, aber nützliche Vorwand schränkte ihre Möglichkeit ein, Frauen mit nackter Gewalt auszubeuten.** Die dem entgegenstehende Überlieferung des *droit de seigneur*, die die sexuellen Übergriffe der oberen Stände auf gesellschaftlich unter ihnen stehende Frauen rechtfertigte, beweist, daß das männliche Geschlecht zu keiner Zeit aufgehört hatte, die meisten Frauen als Freiwild zu betrachten. Die lange Geschichte von Raub und Verführung diente darüber hinaus als Mahnung, daß animalische Stärke die Grundlage der männlichen Überlegenheit war, die sich hier in ihrer direktesten und brutalsten Form äußerte. Und doch bot die Konvention, selbst wenn sie nicht mehr war als bloße Fassade, den Frauen einen ideologischen Ansatz zur Zähmung der Wildheit und Grausamkeit der Männer. Sie umgab Beziehungen, die ihrem Wesen nach auf Ausbeutung beruhten, mit einem Netzwerk gegenseitiger Verpflichtungen, die diese Ausbeutung wenigstens erträglicher gestalteten.

Die wechselseitige Abhängigkeit von Ausbeutern und Ausgebeuteten, die für den Paternalismus aller Zeiten so bezeichnend ist, hielt sich in den Mann-Frau-Beziehungen noch lange, nachdem die patriarchalische Autorität zusammengebrochen war, in anderen Be-

reichen. Weil aber die konventionelle Ehrerbietung vor dem schwachen Geschlecht so eng mit dem Paternalismus verbunden ist, waren ihre Tage gezählt, nachdem die demokratischen Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts die letzten Bastionen feudaler Lebensform zerstört hatten. Der Niedergang des Paternalismus und damit seines üppigen öffentlichen Gepränges bedeutete auch das Ende galanter Umgangsformen. Die Frauen begannen selbst den Zusammenhang zwischen ihrer Erniedrigung und der sentimental Verherrlichung zu bemerken, die man ihnen entgegenbrachte. Sie lehnten ihre umfriedete Position auf dem Piedestal männlicher Anbetung ab und forderten die Entmystifizierung der weiblichen Sexualität.

Heute haben demokratische Lebensformen und Feminismus den Schleier der höfischen Galanterie der Unterordnung der Frauen gelüftet und den sexuellen Antagonismus enthüllt, den früher das »Mysterium der Weiblichkeit« zudeckte. Die Illusion, man könne problemlos miteinander leben, ist begraben, Männern und Frauen fällt es zunehmend schwerer als früher, einander als Freunde und Liebende zu begegnen, geschweige denn als gleichwertige Partner. Da die männliche Überlegenheit ideologisch immer unhaltbarer wird und unfähig, überhaupt noch Schutz zu bieten, pochen die Männer deutlicher auf ihre Herrschaft, sei es in Phantasien oder gelegentlich auch in Akten roher Gewalt. So hat sich, einer neueren Untersuchung zufolge, die Behandlung der Frauen in Filmen »von der Verehrung zum Raub hin« verschoben.²⁴⁸

Frauen, die die Sicherheit genau definierter, wenn auch eingeschränkter gesellschaftlicher Rollen fahrlässig lassen, haben sich immer der sexuellen Ausbeutung ausgesetzt, wenn sie einmal auf die üblichen Respektabilitätsansprüche verzichtet hatten. **Mary Wollstonecraft** sah sich nach dem Versuch, als selbständige Frau zu leben, von Gilbert Imlay brutal verlassen. Spätere Feministinnen verscherzten sich die Privilegien ihres Geschlechts und ihrer guten Herkunft, als sie sich an Kampagnen für die Rechte der Frau beteiligten. Die Männer schmähten sie öffentlich als geschlechtslose »Mann-Weiber«, näherten sich ihnen jedoch privat als lockeren Weibsbildern. Ein Brauereibesitzer aus Cincinnati, der erwartet hatte, daß **Emma Goldman** als einzelne Dame ihm Einlaß in ihr Hotelzimmer gewähren würde, war höchst aufgebracht, als sie drohte, das ganze Unternehmen aus dem Schlaf zu wecken. Er erklärte unter Protest: »Und ich habe geglaubt, daß Sie für die freie Liebe wären!« **Ingrid Bengis** berichtet von ihren Reisen per Autostop durchs Land, daß die Männer für die Mitnahme sexuelle Gunstbezeugungen erwarteten. Ihre Weigerung löste die vorhersehbare Antwort aus: »Mädchen sollten eben nicht per Anhalter reisen.«²⁴⁹

Der Unterschied zwischen unserer Situation und der Vergangenheit liegt darin, daß der Widerstand gegen die überlieferte Geschlechtsrolle sich zunehmend weniger als eigene Entscheidung präsentiert, wie das noch für die Pioniere der Frauenbewegung der Fall war. Da die meisten dieser Konventionen schon nicht mehr bestehen, fällt es sogar einer Frau, die gar keinen Anspruch auf ihre Rechte erhebt, schwer, auf den traditionellen Privilegien ihres Geschlechts zu bestehen. Alle Frauen sehen sich mit *Women's Lib* identifiziert, und zwar einfach kraft ihres Geschlechts, solange sie sich nicht selbst durch stetes Leugnen mit ihren Feinden identifizieren. Alle Frauen tragen zu gleichen Teilen die Lasten und die Wohltaten der »Befreiung«, was sich in der Kurzformel zusammenfassen läßt, daß die Männer die Frauen nicht mehr als Damen behandeln.

8.3 Die sexuelle »Revolution«

Die Entmystifizierung der Weiblichkeit geht Hand in Hand mit der Entsublimierung der Sexualität. Die Lockerung der Umgangsformen hat die geheimnisvolle Aura zerstört, die die Sexualität umgab, und die meisten Hindernisse für ihre öffentliche Zurschaustellung beseitigt. Die überkommene Trennung der Geschlechter ist Arrangements gewichen, die das gemeinsame Wirken beider Geschlechter in allen Altersstufen fördern. Wirksame Empfängnisverhütungsmittel, die Legalisierung der Schwangerschaftsunterbrechung und eine »realistische« und »gesunde« Einstellung zum eigenen Körper haben die seit jeher bestehende Verknüpfung der Sexualität mit Liebe, Ehe und Fortpflanzung gelockert. Männer und Frauen suchen jetzt sexuelle Lust als Selbstzweck, der nicht einmal mehr durch die herkömmlichen Zeichen von Verliebtheit vermittelt sein muß.

Sex als Selbstzweck verliert jeden Bezug zur Zukunft und nährt keine Hoffnungen mehr auf dauerhafte Beziehungen. Sexuelle Bindungen, die Ehe eingeschlossen, können nach Belieben eingegangen und gelöst werden. Das bedeutet, wie **Willard Waller** längst deutlich gemacht hat, daß Liebende auf das Recht verzichten, eifersüchtig zu sein oder auf Treue als Bedingung einer erotischen Einheit zu bestehen. In seiner soziologischen Satire auf frisch geschiedene Ehepartner schildert Waller, wie die Bohémien um 1920 allen emotionalen Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen suchten, sie jedoch gleichzeitig vom Partner forderten. Da der Bohémien aber nicht »bereit war, die Konsequenzen einer Liebesaffäre zu tragen oder sie zu legalisieren«, büßte er auch das Recht ein, Sicherheit vom andern zu fordern. »Sich eifersüchtig zu zeigen«, wurde unter solchen Bedingungen »zu nichts geringerem als zu einer Art Verbrechen ... Wenn sich also in Bohémekreisen jemand ernstlich verliebt, verbirgt er das so gut es geht vor seinen Freunden.« In einer ähnlichen Studie zum »Verabredungs- und Verehrer-Syndrom in Colleges« ermittelte Waller, daß Studenten, die sich ernstlich verliebten, den Hohn und Spott ihrer Altersgenossen herausforderten. Ausschließliche Bindungen wichen einer lässigen Promiskuität als Grundform der sexuellen Beziehung. Beliebtheit trat an die Stelle von Unberührtheit als Maßstab für den sozialen Wert eines Mädchens; der sentimentale Kult der Jungfräulichkeit wich einer »spielerischen Form von Partnertausch«, der, wie Wolfenstein und Leites in ihrer Filmuntersuchung deutlich gemacht haben, »keine negativen Auswirkungen auf die freundschaftlichen Beziehungen der Männer untereinander hatte«.²⁵⁰

Der im amerikanischen Film zu beobachtende Übergang vom Vamp zum »Mädchen, das mit einem durch dick und dünn geht«, illustriert, laut **Wolfenstein** und **Leites**, das Schwinden der Eifersucht und den Ersatz sinnlicher Leidenschaft durch bloße *sexiness* (sexuelle Anziehung):

Die Gefährlichkeit des Vamps war mit der männlichen Intoleranz angesichts der Aussicht verknüpft, ihn mit anderen Männern teilen zu müssen. Sein verführerisches Äußeres und seine Liebesbereitschaft legten unverhüllt die Vermutung nahe, daß es in seinem Leben andere Männer gegeben hatte oder geben könne ... Das kumpelhafte »Durch-dick-und-dünn«-Mädchen weckt die Assoziation einer größeren Toleranzbreite in Hinsicht auf andere Frauen ... Die Anziehung einer Frau wird durch ihre Bindung an die Männer gesteigert. Alles, was zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten erforderlich ist, ist die Versicherung, daß diese Beziehungen keineswegs ernst waren.²⁵¹

In den dreißiger und vierziger Jahren zeigten phantasievolle Revuefilme häufig ein schönes Mädchen, das als Vedette in einem Männerballett tanzte. Sie erwies jedem die gleiche Gunst, und diesem Ideal glich sich die Realität mehr und mehr an. In *ELM-TOWN'S YOUTH* beschreibt **August Hollingshead** ein blutjunges Mädchen, das die konventionellen Tabus in bezug auf Trinken, Rauchen und »rüdes« Benehmen verletzte und

doch ihren Ruf bei der prominentesten Clique ihrer Schule wahrte, teils wegen des Reichtums ihrer Familie, aber auch wegen ihrer sorgfältig und berechnet eingesetzten Promiskuität.

Mit ihr gesehen zu werden, trägt zum Ansehen eines Jungen bei seiner Elitetruppe bei ... Sie knutscht sehr diskret mit ihren wechselnden Verehrern – und geht nie bis zum äußersten, nur gerade so weit, daß sie wiederkommen.

Auf der *High School* wie im College versuchen die Gleichaltrigen, die Mitglieder ihrer Gruppe mit Spott und Beschimpfungen davor zu bewahren, sich in die falschen Partner zu verlieben, sogar sich überhaupt zu verlieben; denn, so merkt Hollingshead an, Verliebte sind »für die Welt der Jugendlichen mit ihrem überspannten Enthusiasmus und ihren vielfältigen Gruppenaktivitäten verloren«.

Aus diesen Untersuchungen geht hervor, daß die Kennzeichen der derzeitigen sexuellen Szene schon lange vor der gefeierten »sexuellen Revolution« der sechziger und siebziger Jahre deutlich geworden waren: gelegentliche Promiskuität, ängstliches Vermeiden emotionaler Verstrickungen und scharfe Kritik an Eifersucht und Besitzdenken. Die jüngsten Entwicklungen haben jedoch eine neue Spannungsquelle ins Spiel gebracht: die zunehmend dringlichere Forderung der modernen Frau nach sexueller Erfüllung. Um 1920 und 1930 standen viele Frauen sexuellen Begegnungen noch zögernd gegenüber, in einer Haltung, in der sich Prüderie und die realistische Angst vor den Folgen verbanden. Sie sahen zwar sehr verführerisch aus, hatten aber an der Sexualität wenig Spaß, nicht einmal, wenn sie den Jargon der sexuellen Befreiung sprachen und angeblich ein Leben in Lust und Nervenkitzel lebten. Die Ärzte sorgten sich um die weibliche Frigidität, und die Psychiater hatten wenig Mühe, an ihren Patientinnen die klassischen Symptome der Hysterie wiederzuerkennen, wie sie von Freud beschrieben worden waren; Symptome, bei denen die kokette Zurschaustellung der weiblichen Reize häufig mit starken Hemmungen einer strengen puritanischen Moral vereint ist.

Frauen von heute sind sexuell weniger zurückhaltend.²⁵² Das macht sie in den Augen der Männer als Sexualpartner leichter zugänglich, aber auch bedrohlicher. Früher beklagten sich die Männer über mangelnde sexuelle Reaktionsbereitschaft der Frauen; heute werden sie von dieser Bereitschaft eingeschüchtert und fürchten, zu versagen. »Schade, daß sie drauf gekommen sind, sie müßten auch einen Orgasmus haben«, sagt Hellers Protagonist Bob Slocum. Der berühmte Masters-Johnson-Report über weibliche Sexualität hat diese Ängste verstärkt, weil er die Frauen sexuell als unersättlich und ihre Fähigkeit, einen Orgasmus nach dem anderen zu erleben, als schier unerschöpflich hinstellt. Einige Feministinnen benutzten den Masters-Report dazu, um die »Legende« vom vaginalen Orgasmus zu zerstören, die Unabhängigkeit der Frauen von den Männern zu bekräftigen oder sich über die sexuelle Minderwertigkeit der Männer lustig zu machen. »Theoretisch könnte eine Frau eine unbegrenzte Zahl von Orgasmen erleben, wenn die körperliche Erschöpfung ihnen nicht gewisse Grenzen setzen würde«, schreibt **Mary Jane Sherfey**. Und **Kate Millet**: »Während die sexuelle Potenz des Mannes begrenzt ist, scheint die Frau im biologischen Sinn beinahe unerschöpflich zu sein.« Die sexuelle »Leistung« wird damit zu einer weiteren Waffe im Krieg zwischen Mann und Frau; gesellschaftliche Schranken hindern die Frauen nicht mehr daran, die taktischen Vorteile auszunutzen, die ihnen die derzeitige allgemeine Besessenheit von der »sexuellen Leistung« eingeräumt hat. Während die hysterische Frau sogar dann, wenn sie verliebt war und sich danach sehnte, sich hinzugeben, nur selten ihre grundlegende Abneigung gegen die Sexualität überwand, setzt die pseudoemanzipierte Frau des *Cosmopolitan* ihre Sexualität entschlossener und berechnender ein, nicht nur, weil sie weniger Vorbehalte gegen Sex hat, sondern weil sie emotionale Verstrickungen geschickter zu vermeiden versteht. »Frauen mit narzißtischer Charakterstruktur«, schreibt **Otto Kernberg**, »wirken in ihrer herausfordernd-kokettierenden und exhibitionistischen Art auf den ersten

Blick manchmal etwas ›hysterisch‹; man erkennt jedoch bald an ihrem verführerischen Verhalten einen kalt berechnenden Zug, der von der viel gefühlswärmeren, emotional engagierten Pseudohypersexualität hysterischer Frauen wohl zu unterscheiden ist.«²⁵³

8.4 Zusammengehörigkeit

Männer wie Frauen sind nun dahingekommen, daß sie persönliche Beziehungen mit geschärftem Bewußtsein für ihre emotionalen Risiken eingehen. Beide Geschlechter sind entschlossen, die Gefühle anderer zu manipulieren, sich selbst aber gegen emotionale Verletzungen abzusichern, und kultivieren eine seichte Unverbindlichkeit, eine zynische Sachlichkeit, die durchaus nicht immer ihren wirklichen Gefühlen entspricht, aber bald zur Gewöhnung wird und in jedem Fall die persönlichen Beziehungen allein durch ständig wiederholte Demonstration vergiftet. **Gleichzeitig erwarten die Leute von menschlichen Beziehungen die Fülle und Intensität einer religiösen Erfahrung.** Zwar haben Männer wie Frauen die Anforderungen, die sie aneinander stellen, modifizieren müssen, vor allem was ihre Fähigkeit betrifft, lebenslänglich sexuelle Treue zu halten, erwarten sie doch in anderer Hinsicht mehr denn je zuvor. Männer und Frauen der amerikanischen Mittelklasse leben überdies sehr eng beisammen, und es fällt ihnen schwer, ein spezielles Konzept für ihr Zusammenleben zu entwickeln. Die Abwertung der Arbeit und die Sinnentbehrung des kommunalen Lebens drängen die Menschen in die Suche nach sexuellen Reizen, um ihre emotionalen Bedürfnisse zu befriedigen. Früher wurde der Antagonismus der Geschlechter nicht nur durch Ritterlichkeit und gesellschaftliche Umgangsformen gezügelt, sondern auch durch eine unverkrampfte Anerkennung der Grenzen des anderen Geschlechts. Mann und Frau ließen die Unzulänglichkeiten des anderen gelten, ohne sie zur Grundlage einer allumfassenden Anklage zu machen. Vielleicht weil sie in lockeren Beziehungen zu Angehörigen des eigenen Geschlechts mehr Befriedigung fanden, als heute gang und gäbe ist, hatten sie es nicht nötig, Freundschaft selbst zum politischen Programm, als ideologische Alternative zur Liebe aufzubauen. Nachsichtiges, im Alltag erprobtes Überspielen der Schwächen des anderen Geschlechts, Volksweisheit, in Sprichwörtern festgehalten, die die emotionale Unbedarftheit der Männer und die intellektuelle der Frauen apostrophierte, hielt die sexuelle Feindseligkeit in Grenzen und bewahrte sie davor, zur Besessenheit zu werden.

Der Feminismus und die Betonung des Intimverhaltens haben die sexuellen Klischees in Mißkredit gebracht, die zwar die Frauen auf ihren Platz verwiesen, es ihnen aber auch ermöglichten, den Antagonismus der Geschlechter anzuerkennen, ohne ihn zum totalen Krieg hochzustilisieren. Heute überleben die überlieferten Unterschiede der Geschlechter und die Anerkennung der sexuellen Spannungen lediglich in der Arbeiterklasse. Die Feministinnen aus dem Mittelstand beneiden die Arbeiterfrauen um ihre Fähigkeit, mit Männern umgehen zu können, ohne gleich zu Männerhasserinnen zu werden. Eine Beobachterin schrieb:

Diese Frauen ärgern sich weniger über ihre Männer, weil sie nicht so viel Zeit mit ihnen verbringen. Dagegen hat man den Frauen aus dem Mittelstand beigebracht, daß die Männer ihre Gefährten sein müßten.²⁵⁴

Psychologische und soziologische Untersuchungen aus dem Milieu der Arbeiterklasse bestätigen diese Beobachtungen.

»Eine bürgerliche amerikanische Hausfrau erwartet, daß sie von ihrem Ehemann als gleichberechtigte Partnerin behandelt wird«, schrieb im Jahre 1957 ein Psychiater.

... Sie erwartet Zusammenarbeit, Teilung der Verantwortung und individuelle Aufmerksamkeit ... In der italienischen Kleinbürgerfamilie ... erwartet die Frau gar nicht, als gleichberechtigte Partnerin behan-

delt zu werden. Eher erwartet sie von ihrem Mann, daß er die wichtigsten Entscheidungen trifft und ihr alle Verantwortung abnimmt, so daß sie sich um die Bedürfnisse ihrer großen Kinderschar kümmern kann.²⁵⁵

Rainwater, Coleman und Handel berichteten in ihrer Arbeit über Arbeiterfrauen:

Vor allem Frauen aus dem Mittelstand halten die Ehepartner im Hinblick auf die zu leistenden Arbeiten für austauschbar. Sie legen mehr Wert darauf, bestimmte Dinge gemeinsam zu tun, ob es sich nun um Geschirrspülen oder ums Anstreichen der Wände handelt; »Zusammengehörigkeit« ist weitgehend ein Wertbegriff des Mittelstandes.²⁵⁶

In den zwanzig Jahren, die seit der Niederschrift dieser Beobachtungen vergangen sind, hat sich die Vorstellung von einer partnerschaftlichen Kameradschaftsehe in der Arbeiterklasse ebenso entwickelt wie in der Mittelschicht, während der Feminismus, der endlich auch seinen Weg ins Bewußtsein der Frauen der Arbeiterklasse gefunden hat, die überkommene Rolle der Frau verdächtig gemacht und es damit den Leuten erschwert hat, ohne Befangenheit in die übliche Herabsetzung des anderen Geschlechts einzustimmen. Je stärker die Arbeiterfrauen auf ihre Rechte pochen oder zumindest feministischen Vorstellungen Gehör schenken, um so mehr sehen ihre Männer darin einen weiteren Anschlag auf ihre Selbstachtung, die schon durch den Liberalismus der Mittelschicht erschüttert ist. Der Liberalismus hat ihm bereits seine Sparsamkeit vergällt, seine Kinder auf weit entfernte Schulen entführt, seine Autorität bei ihnen untergraben und droht jetzt sogar seine Frau gegen ihn aufzubringen.

8.5 Der Feminismus und die Intensivierung des Geschlechterkrieges

Nicht nur der Kult der sexuellen Kameradschaft und »Zusammengehörigkeit«, sondern der Feminismus selbst hat die Frauen dazu gebracht, neue Anforderungen an die Männer zu stellen und sie zu hassen, wenn sie versäumen, diese Forderungen zu erfüllen. Der feministische Bewußtwerdungsprozeß hat überdies irreversible Auswirkungen gehabt. Wenn die Frauen einmal begonnen haben, die Unausweichlichkeit ihrer untergeordneten Stellung anzuzweifeln und die früher damit verbundenen Konventionen abzulehnen, können sie auch nicht mehr in die Sicherheit dieser Konventionen flüchten. Die Frau, die das Klischee von der weiblichen Schwäche und Abhängigkeit in den Wind schlägt, findet keinen Trost in der Erkenntnis, daß alle Männer Ungeheuer sind. Wenn sie aber auch die Männer für menschliche Wesen hält, muß es ihr schwerfallen, ihnen zu verzeihen, wenn sie sich wie Tiere benehmen. Wenn auch ihre eigene Handlungsweise, die mit der »weiblichen Passivität« nicht mehr übereinstimmt und daher auf Männer wie eine Form von Aggression wirkt, dazu beiträgt, animalische Reaktionen bei den Männern hervorzurufen, so macht es ihr nicht einmal die Einsicht in diesen Reaktionsablauf leichter, ihrem Widersacher entgegenzukommen. Eine ältere Frau sagte zu einer jüngeren:

Ihr wollt zu viel. Ihr seid nicht bereit, Kompromisse zu machen. Die Männer werden nie so sensibel oder so gefühlvoll sein wie Frauen. Es ist ihnen von der Natur nicht gegeben. Also müßt ihr euch daran gewöhnen und euch abfinden ... entweder mit sexueller Befriedigung oder mit einer geistigen Verbindung oder mit geliebt, aber *nicht* verstanden werden ... oder ihr bleibt alleine und tut, was ihr wollt.²⁵⁷

Eine Frau, die den Feminismus ernst nimmt als ein Programm, das darauf abzielt, die Beziehungen zwischen Mann und Frau auf eine neue Grundlage zu stellen, kann eine

solche Definition der verfügbaren Alternativen nicht mehr hinnehmen, ohne sie als eine Form der Kapitulation aufzufassen. Die jüngere Frau erwidert zu Recht, daß niemand sich mit weniger als einer Kombination von Sexualität, Einfühlungsvermögen und intelligentem Verständnis zufriedengeben sollte. Der Versuch, die Erfüllung dieser Forderungen zu finden, bringt ihnen jedoch immer wieder neue Enttäuschungen, vor allem, weil die Männer den Anspruch auf Zärtlichkeit für ebenso bedrohlich zu halten scheinen wie die Forderung nach sexueller Erfüllung. Unerfüllte Leidenschaft dagegen läßt bei Frauen starke Aggressionen entstehen, wie sie zum Beispiel in den Gedichten von **Sylvia Plath** so unvergeßlich zum Ausdruck kommen.

No day is safe from news of you,
Walking about in Africa maybe, but thinking of me.²⁵⁸

Der Zorn der Frauen auf die Männer hat seinen Ursprung nicht nur in erotischer Enttäuschung oder im Bewußtsein der Unterdrückung, sondern in der Einsicht, daß die Ehe die letzte Falle, die äußerste Routine in einer in Routine verödenden Welt ist, der extremste Ausdruck einer Banalität, die das moderne Leben überschwemmt und erstickt. Für die Heldin von *DIE GLASGLOCKE* stellt die Ehe die Apotheose des Alltäglichen dar:

Das würde bedeuten, daß ich um sieben Uhr aufzustehen, ihm Eier und Schinken, Toast und Kaffee zu machen hätte und dann, nachdem er zur Arbeit gegangen wäre, in Morgenrock und Lockenwicklern herumschlurfen würde, um das schmutzige Geschirr abzuwaschen und die Betten zu machen, und dann, wenn er nach einem von Leben erfüllten, interessanten Tag nach Hause käme und ein großes Abendessen erwartete, den ganzen Abend wieder mit dem Abwasch von noch mehr schmutzigem Geschirr zu verbringen hätte, bevor ich völlig erschöpft ins Bett sänke.²⁵⁹

Wenn der Mann protestiert, auch er sei erschöpft, und sein »interessanter« Tag habe aus Plackerei und dem Einstecken von Demütigungen bestanden, argwöhnt seine Frau, daß er ihrem häuslichen Gefängnis lediglich den Anschein eines rosenumrankten Feriendomizils verleihen will.

Theoretisch müßte es für Feministinnen möglich sein, den augenblicklichen Stand der sexuellen Gegenanklage zu überwinden, indem sie die Männer einfach als Klassenfeinde behandeln, als unfreiwillig in der Verteidigung männlicher Privilegien befangen und deshalb frei von persönlicher Schuld. Die Wechselbeziehung im Zusammenleben von Mann und Frau läßt jedoch solche intellektuelle Objektivierung im Alltagsleben nicht zu. Der »Klassenfeind« präsentiert sich in seiner Normalexistenz als Liebhaber, Ehemann oder Vater, an den die Frau auch weiterhin Forderungen stellt, die vom Manne gewöhnlich nicht erfüllt werden. Gemäß der Analyse der Feministinnen werden die Frauen durch ihre Unterwerfung beeinträchtigt und das Gefühlsleben der Männer ausgetrocknet; so sind die Männer nicht mehr imstande, die umfassenden erotischen Ansprüche der Frauen unter den bestehenden sexuellen Arrangements zu befriedigen; und doch, der Feminismus selbst gibt diesen Ansprüchen die stärkste ideologische Unterstützung. Deshalb vergrößert er nur das Problem, für das er gleichzeitig die Lösung anbieten möchte. Einerseits bemüht sich der Feminismus, die Beziehungen zwischen Mann und Frau so zu ändern, daß die Frauen nicht mehr in die Rolle von »Opfer und Xanthippe« gezwungen werden – wie **Simone de Beauvoir** es ausdrückt. Andererseits läßt er die Frauen oft zänkischer werden, als sie in ihrem täglichen Umgang mit Männern je gewesen sind. Dieser Widerspruch bleibt so lange bestehen, wie der Feminismus darauf beharrt, daß Frauen von Männern unterdrückt werden und daß diese Unterdrückung nicht tragbar sei, während er sie gleichzeitig drängt, Männern nicht als Unterdrückten, sondern als Freunden und Liebenden entgegenzutreten.

8.6 Strategien der Anpassung

Weil die durch den Feminismus bloßgelegten (und verschärften) Widersprüche so peinlich sind, geriet die feministische Bewegung immer wieder in Versuchung, ihre eigenen Einsichten und Forderungen zu verleugnen und sich an die bestehenden Lebensformen anzupassen, wenn auch oft in militanter Haltung. Die amerikanischen Feministinnen distanzieren sich im 19. Jahrhundert von ihrem ursprünglichen Programm, das nicht nur auf ökonomische Gleichstellung, sondern auch auf eine gründliche Reform der Ehe und der sexuellen Beziehungen abzielte. Statt dessen konzentrierten sie sich auf eine langwierige Kampagne für das Frauenwahlrecht. Heute vertreten viele Feministinnen – wiederum mit realpolitischen Argumenten – den Standpunkt, die Frauen sollten ihren Einfluß im Zweiparteiensystem im Sinne einer loyalen Opposition einsetzen, bevor sie sich weitgesteckten Zielen zuwenden. Eine solche Taktik dient jedoch nur dazu, die Diskussion über weitgesteckte Ziele immer wieder vor sich her zu schieben. So wie die Frauenrechtsbewegung im 19. Jahrhundert die Diskussion über Liebe und Ehe fallen ließ, als sie auf die empörte Reaktion der Öffentlichkeit stieß, wollen heute maßgebliche Kräfte in der *National Organisation for Women* das *image* der Frau dadurch verbessern, daß sie zeigen, der Feminismus bedrohe die Männer in keiner Weise; »gesellschaftliche Gegebenheiten« oder schlechte Gewohnheiten, keineswegs aber der Machtanspruch der Männer sei für die untergeordnete Rolle des weiblichen Geschlechts verantwortlich.

Eine gewisse raffinierte Art der Anpassung gibt sich als radikale Herausforderung des gängigen Feminismus und des *Status quo*. Manche militanten Streiterinnen haben längst verworfene Theorien aus dem Mutterrecht oder sogar die Legende von der moralischen Überlegenheit der Frauen wiederbelebt und trösten sich damit über ihren Mangel an realer Macht hinweg. Sie appellieren an die illusorische Solidarität schwesterlicher Verbundenheit, um einer Auseinandersetzung über die richtigen Ziele der feministischen Bewegung aus dem Wege zu gehen. Sie setzen weibliches Handeln prinzipiell als Alternative zur »maskulinen Todeskultur«, vermeiden es aber, diese Kultur herauszufordern, um die Frauen vor der Notwendigkeit zu bewahren, mit Männern im Beruf, in der Politik und in der Öffentlichkeit konkurrieren zu müssen. Was mit praktischer Erfahrung begann, nämlich daß Frauen sich ihre Rechte erkämpfen müssen und nicht darauf warten können, daß sie ihnen von den Männern eingeräumt werden, ist zur Phantasie einer Welt ohne Männer entartet. Ein Kritiker bemerkte:

Die scheinbare Kraft der Bewegung hat sich als bloße Geschäftigkeit und um sich selbst kreisende Wichtigtuerei erwiesen: sie dient ihren weitläufigeren Experten dazu, Prestige, Buchverträge und Stipendien einzuheimsen, ihren realitätsfernen Mitläufern dagegen gaukelt sie eine matriarchalische Utopie vor.²⁶⁰

»Radikale Lesbierinnen« gehen bei der Trennung bis zur äußersten, sinnlosen Konsequenz. Sie ziehen sich auf allen Ebenen vom Kampf gegen die männliche Vorherrschaft zurück und beschimpfen unausgesetzt die Männer und die Frauen, die ihre homosexuellen Neigungen verleugnen.²⁶¹ Wenn diese militanten Lesbierinnen ihre Unabhängigkeit von den Männern kundtun, so zielen sie tatsächlich auf eine geschützte Enklave für sich selbst ab – inmitten einer Gesellschaft, in der die Männer dominieren. Aber diese Form der Kapitulation – der Traum von einer Insel, die gegen männliche Übergriffe gefeit wäre – bleibt verlockend für Frauen, denen es in ihren Beziehungen zu Männern immer wieder mißlungen ist, Sexualität und Zärtlichkeit zu vereinen. Je mehr sich derlei Enttäuschungen verbreiten, um so eher empfiehlt sich der sexuelle Separatismus als plausibelste Ersatzform für Befreiung.

All diese Anpassungsstrategien beziehen ihre emotionale Energie von einem Trieb, der weit stärker ist als der Feminismus: der Flucht vor dem Gefühl. Persönliche Beziehungen sind aus mancherlei Gründen riskanter geworden – vor allem wohl deshalb, weil sie

keine dauerhafte Sicherheit mehr bieten. Männer und Frauen stellen extravagante Ansprüche aneinander und erfahren irrationale Zorn- und Haßgefühle, wenn diese Ansprüche nicht erfüllt werden. So nimmt es nicht wunder, daß mehr und mehr Menschen Distanz zu ihren Gefühlen bewahren möchten oder »Sexualität«, so **Hendin**, »nur dann genießen, wenn sie die Intensität der Beziehung selbst bestimmen und begrenzen können«. ²⁶² Eine Lesbierin gesteht:

Ich habe Sex nur mit Männern genießen können, die mir nichts bedeuteten. Bei ihnen konnte ich mich gehenlassen, weil ich mich nicht verletzlich fühlte. ²⁶³

Sexueller Separatismus ist nur eine von vielen Methoden, dem Gefühl zu entkommen. Viele ziehen als Fluchtweg Drogen vor, die Angst und Verlangen in wohligh-warmem Behagen auflösen und die Illusion eines intensiven Erlebnisses ohne emotionale Verstrickung erzeugen. Andere nehmen es einfach auf sich, allein zu leben, und lehnen Beziehungen zu beiden Geschlechtern rundweg ab. Mehr und mehr Einpersonenhaushalte etablieren sich und beweisen zweifellos eine neue Vorliebe für persönliche Unabhängigkeit, zugleich dokumentieren sie die Abwehr enger emotionaler Bindungen aller Art. Die steigende Selbstmordrate bei jungen Leuten läßt sich zum Teil ebenfalls auf diese Flucht vor emotionalen Verwicklungen zurückführen. Selbstmord bedeutet laut **Hendin** »Gefühllosigkeit bis zur Erstarrung«.

Die meist geübte Flucht vor der Überwältigung durch das Gefühlsleben ist die Promiskuität: der Versuch, Sexualität und Gefühl strikt zu trennen. Auch hier gibt sich Flucht als Befreiung aus, Rückfall als Fortschritt. Die progressive Vorstellung von »unverbindlicher Bindung« und »lässig-entspannter Sexualität« erhebt Ungebundenheit der Gefühle zur Tugend, und gibt sich zugleich den Anschein, als kritisiere sie die Entpersönlichung der Sexualität. Autoritäten der »modernen Aufklärung« wie **Alex Comfort**, **Nena** und **George O'Neill** oder **Robert** und **Anna Francoer** weisen nachdrücklich darauf hin, die Sexualität müsse der menschlichen Natur angepaßt werden und den gesamten Menschen einbeziehen, statt zur bloßen mechanischen Leistung abzusinken; doch im selben Atemzug verdammen sie menschliche Gefühle wie Eifersucht, Besitzgier und »romantische Illusionen«. Als radikale Therapie wird Mann und Frau dringend empfohlen, ihre Bedürfnisse und Wünsche vorbehaltlos zum Ausdruck zu bringen – da alle Wünsche und Bedürfnisse gleichermaßen legitim sind –, sie werden jedoch davor gewarnt, ihre Erfüllung von einem einzigen Partner zu erhoffen. **Man sucht mit dieser Forderung emotionale Spannungen tatsächlich dadurch abzubauen, daß man die Ansprüche, die Mann und Frau aneinander stellen, reduziert, statt Männer und Frauen zu einem besseren Verständnis des Partners zu erziehen.** Die Aufwertung der Sexualität als Bestandteil des »gesunden«, des »normalen« Lebens tarnt nur den Wunsch, sie aus dem emotionalen Spannungsfeld herauszulösen, mit dem sie untrennbar verschmolzen ist: Erinnerungen an frühere Bindungen an die Eltern und die »krankhafte« Neigung, derartige Bindungen in der Beziehung zu Partnern in der Liebe wieder aufzunehmen. Der Hinweis der Aufklärer, Sexualität sei nichts »Schmutziges«, bringt den Wunsch zum Ausdruck, sie »rein« zu machen, indem man die ihr anhaftenden unbewußten Assoziationen wegwäscht. ²⁶⁴

Die Kritik der modernen Aufklärer an der »Entpersönlichung der Sexualität« bleibt also an der Oberfläche des Problems hängen. Sogar da, wo sie die Notwendigkeit predigt, Sexualität solle mit Gefühl verbunden werden, liefert sie der Abkehr vor starken Emotionen ideologische Schützenhilfe. Sie verdammt die Überbewertung sexueller Techniken, und preist gleichzeitig sexuelle Verbindungen, die vollständig frei von Affekten sind. Sie mahnt Männer und Frauen, Gefühle zu entwickeln, ermutigt sie aber, den »anderen nicht besitzen zu wollen, sondern ihm völlige Freiheit zu lassen«, was, wie **Ingrid Bengis** schreibt, das »Herzstück einer innigen Beziehung zerstört«. Satirisch geißelt sie die von den Massenmedien angebotenen kruden pornographischen Phantasien und ihre

Idole: epilierte [enthaarte] Frauen mit monströsen Brüsten, aber sie tut es aus Aversion gegen die Phantasie, die so selten mit der gesellschaftlichen Definition der geistig-seelischen Gesundheit übereinstimmt. Die Kritiker der enthumanisierten Sexualität nähren – wie die Sportkritiker – die Hoffnung, sie könnten die Zuschauer aus ihrer Passivität reißen und jedermann in einen Teilnehmer verwandeln; sie vertrauen darauf, daß energische Übung schon alle ungesunden Gedanken vertreiben werde. Sie attackieren die Pornographie nicht deshalb, weil sie bessere und befriedigendere sexuelle Phantasien verbreiten möchte, sondern ganz im Gegenteil wünschen, daß man die Frauen realistischer sieht und die Ansprüche einschränkt, die Mann und Frau gerechterweise aneinander stellen dürfen.

8.7 Die kastrierende Frau in der Phantasie des Mannes

Mag nun die Abkehr vom Gefühl die unverbindliche Bindung ideologisch rechtfertigen oder nicht, sie erweist sich vor allem als eine Flucht vor der Phantasie. Damit zeigt sie mehr als nur eine defensive Reaktion auf äußere Enttäuschungen. **Männer und Frauen suchen heute nicht nur deshalb nach Fluchtwegen aus dem Gefühl, weil sie zu viele Wunden in den Kämpfen der Liebe davongetragen haben, sondern weil ihre eigene Trieberfahrung sie unerträglich bedrängt und bedroht.** Die Flucht vor dem Gefühl entsteht nämlich nicht nur unter den sozialen Bedingungen des Geschlechterkampfes, sondern auch aus der psychischen Situation, die ihn begleitet. Wenn »viele von uns«, wie **Ingrid Bengis** an Frauen und andere Autoren auch an Männern beobachten konnten, »sich gezwungen sahen, ihre Bedürfnisse zu betäuben«,²⁶⁵ so ist das durch die Art dieser Bedürfnisse (und die Abwehr dagegen) bestimmt. Die Überzeugung wächst, daß sie in einer heterosexuellen Beziehung nicht befriedigt werden können – und vielleicht überhaupt nicht befriedigt werden sollten. Deshalb schrecken die Menschen vor intensiven emotionalen Begegnungen zurück.

Triebregungen gefährden das seelische Gleichgewicht in jedem Falle und dürfen deshalb niemals unmittelbar ausgedrückt werden. In unserer Gesellschaft werden sie jedoch zur unerträglichen Bedrohung, zum Teil, weil der Verfall der Autorität so viele äußere Hemmnisse gegen das Ausleben dieser bedrohlichen Triebe niedergerissen hat. Das Über-Ich kann sich in seinem Kampf gegen den Trieb nicht mehr mit der Autorität von Moral und Sitte verbünden. Es muß sich fast ausschließlich aus eigener Kraft helfen, und auch die ist im Schwinden begriffen. Die Druckmittel der Gesellschaft sind nicht mehr zwingend, aber auch ihre interne Repräsentanz im Über-Ich hat sich abgeschwächt. Das Ich-Ideal, das sich der Repression anpaßt, indem es gesellschaftlich annehmbares Verhalten zum Objekt libidinöser Besetzung macht, verblaßt und wird, ohne strenge Moralgesetze außerhalb des Selbst, allmählich wirkungslos. Das bedeutet, wie wir sahen, daß sich das Über-Ich mehr und mehr auf unbeugsame Gebote stützen muß, die die aggressiven Triebimpulse im Es in Dienst nehmen und sie gegen das Ich richten.

Der Narzißt fühlt, daß er von seinen eigenen Begierden verzehrt wird. Sein maßloser oraler Hunger verleitet ihn zu unangemessenen Forderungen an seine Freunde und Sexualpartner; doch im selben Atemzug weist er diese Ansprüche zurück und verlangt nur eine beiläufige Bindung ohne ein Versprechen auf Dauer von beiden Seiten. Er möchte sich nur zu gern von seiner Gier und seinen Süchten lösen, möchte Ausgeglichenheit jenseits aller Emotionen erreichen und seine Abhängigkeit von anderen überwinden. Er sehnt sich danach, menschliche Beziehungen, ja das ganze Leben, gelassen hinnehmen zu können. Dann würde er den Ablauf des Lebens mit Kurt Vonneguts lapidarer Form »So ist das eben« bejahen können, die – psychiatrisch gesehen – den letzten Ehrgeiz des Suchenden ziemlich genau beschreibt.

Wenn der moderne Mensch sich vor der Gewalt seiner geheimen Wünsche fürchtet, so schrecken ihn die der anderen nicht weniger. Denn die Ansprüche, die er unbedacht an

andere stellt, sind ihm unbehaglich: sie könnten nämlich die anderen dazu verleiten, ebenfalls Ansprüche an ihn zu stellen. Männer vor allem fürchten die Ansprüche von Frauen, nicht nur, weil die Frauen nicht mehr zögern, sie frank und frei zu äußern, sondern weil Männer sich keine Begierde vorstellen können, die das Objekt des Verlangens nicht ganz und gar in Besitz nehmen will.

Die Frauen verlangen heute in ihren Beziehungen zu Männern zweierlei: sexuelle Befriedigung und Zärtlichkeit. Einzelnen oder zusammengefaßt: beide Forderungen scheinen vielen Männern dasselbe zu signalisieren: daß Frauen gefräßig, unersättlich seien. Warum müssen die Männer ausgerechnet so auf Ansprüche reagieren, die, wie ihnen ihr Verstand sagt, doch legitim sind? Angesichts der Ängste aus dem Unterbewußten versagen rationale Argumente, wie man weiß; die sexuellen Begierden der Frauen erschrecken die Männer so, weil sie frühe kindliche Phantasien von einer besitzergreifenden, überwältigenden, verschlingenden und kastrierenden Mutter in den tiefsten Schichten der männlichen Psyche wachrufen.

Das Überdauern derartiger Phantasien bis ins Erwachsenenleben intensiviert und enthüllt den geheimen Schrecken, der im Manne eine wichtige Komponente seines Aspekts vom Wesen der Frau bleibt. Diese präöedipalen Phantasien sind beim narzißtischen Persönlichkeitstyp besonders stark; wahrscheinlich steht der Mann den Frauen mit hoffnungslos gespaltenen Gefühlen gegenüber. Mit ihren Begierden sind sie an die Brust fixiert, von der Vagina werden sie geängstigt, weil sie sie zu verschlingen droht; und geängstigt werden sie von den Schenkeln, die das Frauenbild in der amerikanischen Vorstellung hat; Schenkeln, mit denen sie ihre Opfer vielleicht zerdrücken oder zerschneiden kann; geängstigt werden sie auch von der gefährlichen, phallischen Brust selbst, die von einem starren Panzer bedeckt, im Unterbewußtsein eher einem drohenden Zerstörungswerkzeug ähnelt als einer Quelle der Sättigung. Das sexuell gierende Weibchen, lange eine Standardfigur der maskulinen Pornographie, ist im 20. Jahrhundert ins helle Licht der literarischen Respektabilität getreten. Ganz ähnlich hat sich die grausame, zerstörerische und dominierende Frau, *la belle dame sans merci*, von den Randzonen der Literatur und der anderen Künste her allmählich eine Position nahe dem Zentrum erobert. Ehedem war sie Quelle deliziösen Nervenkitzels sadomasochistischer Befriedigung mit einem Beigeschmack von ängstlicher Faszination, jetzt flößt sie ganz unzweideutig Widerwillen und Angst ein. Herzlos, herrschsüchtig und, wie **Leslie Fiedler** schrieb, »eher von Nerven- als von Fleischeslusten glühend«,²⁶⁶ entmannt sie jeden Mann, der ihrem Zauber erliegt. In der amerikanischen Romanliteratur tritt sie in einer Reihe von Verkleidungen auf, die samt und sonders Variationen desselben Themas sind: Die hurenhafte Heldin von **Hemingway**, **Faulkner** und **Fitzgerald**; **Nathanael Wests** Faye Greener, deren »Lockung nicht Lust, sondern Kampf verhieß, harten und unbarmherzigen Kampf, dem Mord näher als der Liebe«; **Tennessee Williams** Maggie Tolleriver, kratzbürstig-scharf wie eine Katze auf einem heißen Blechdach; die dominierende Ehefrau, deren erbarmungsloser Umgang mit ihrem Gatten – **James Thurber** zeigt es mit bitterem Humor – an den Umgang der kastrierenden Mutter mit ihrem Sohn erinnert; die männermordende *Mom*, wie sie in schrillum Falsett von **Philip Wylies** GENERATION OF VIPERS, **Wright Morris'** MAN AND BOY oder **Edward Albees** THE AMERICAN DREAM (Der amerikanische Traum) gebrandmarkt wird; die überwältigende jüdische Mutter Mrs. Portnoy; der Hollywood-Vampir (Theda Bara); die intrigante Verführerin (Marlene Dietrich) oder die verderbte Blondine (Marilyn Monroe, Jayne Mansfield); die frühreife weibliche Vergewaltigerin wie **Nabokovs** LOLITA oder die frühreife Mörderin aus **William Marchs** THE BAD SEED.

Kind oder schon reife Frau, Ehefrau oder Mutter: dieses weibliche Geschöpf reißt Männer in Fetzen oder verschlingt sie ganz. Sie zieht ihre Bahn in Begleitung von Eunuchen, von angeschlagenen Männern, die an nicht näher bezeichneten Traumata leiden, oder von ein paar Kraftmeiern, aus denen nach einigen fehlgeschlagenen Versu-

chen, sie zu einer richtigen Frau zu machen, die ganze Luft raus ist. Ob Impotenz bei den amerikanischen Männern nur tatsächlich häufiger geworden ist oder nicht – es gibt eigentlich keinen Anlaß, an den Untersuchungen darüber zu zweifeln –, das Gespenst der Impotenz spukt in den Köpfen der Zeitgenossen, und nicht zuletzt deshalb, weil es die Ängste darauf zentriert, daß eine abgewrackte angelsächsische Kultur kurz davor steht, unter dem Ansturm unverbrauchter Rassen zu zerfallen. Die Natur der Impotenz ist überdies von einer historisch bedeutsamen Wandlung betroffen. Im 19. Jahrhundert erlebten achtbare Männer gelegentlich ein peinliches Versagen bei Frauen ihres eigenen Standes oder litten auf andere Weise unter dem, was Freud »psychische Impotenz« nannte – das für die viktorianische Zeit bezeichnende Auseinanderfallen von Sinnlichkeit und Zärtlichkeit. Wenn auch die meisten dieser Männer ihren ehelichen Pflichten regelmäßig nachkamen, so erlangten sie wirkliche sexuelle Befriedigung doch nur im Umgang mit Frauen, die unter ihnen standen, oder Prostituierten. Freud lehrte, der Ursprung dieses psychischen Syndroms – die häufigste Entwürdigung des Liebeslebens seinerzeit – sei der »Ödipus«-Komplex. Nach dem schmerzlichen Verzicht auf die Mutter sucht sich der Mann nur solche sexuell aufreizenden Objekte, die keine Erinnerung an sie aufkommen lassen, während die Mutter selbst ebenso wie andere »reine«, das heißt sozial achtbare Frauen, über jeden Stachel der Sinnlichkeit hinaus idealisiert wird.²⁶⁷

Heute hat sich ein anderer Typ von Impotenz herausgebildet, der nicht aus dem Verzicht auf die Mutter, sondern aus früheren Erfahrungen erwächst. Diese werden häufig durch die anscheinend aggressiven Annäherungsversuche sexuell befreiter Frauen reaktiviert. Die Angst vor der verschlingenden Mutter der präödipalen Phantasie tritt hinter einer generalisierten Angst vor Frauen zurück, die keineswegs so sublimiert wird wie einst, als die Männer den Frauen sentimentale Verehrung entgegenbrachten, wenn sie sexuell versagten. Die Angst vor Frauen, die in enger Beziehung zur Angst vor den verzehrenden Wünschen des eigenen Ich steht, tritt nicht als Impotenz, sondern auch als grenzenloser Haß auf das weibliche Geschlecht in Erscheinung. Diese blinde Wut, dieser impotente Zorn, die gegenwärtig so verbreitet scheinen, haben nur eine äußere Ähnlichkeit mit der defensiven Haltung der Männer gegen den Feminismus. Nur weil das jüngste Wiederaufleben des Feminismus solch tief verwurzelte Erinnerungen wieder wachruft, weckt er auch derart primitive Gefühle. Die Angst der Männer vor den Frauen geht außerdem weit über die tatsächliche Bedrohung der sexuellen Privilegien der Männer hinaus. **Die Ressentiments der Frauen gegen die Männer haben eine solide Basis in der Diskriminierung und sexuellen Gefährdung, der Frauen ständig ausgesetzt sind. Der Frauenhaß der Männer, die ja noch immer über den größten Teil von Macht und Reichtum in der Gesellschaft verfügen und sich doch allseits bedroht fühlen – eingeschüchtert, entmannt –, ist zutiefst irrational.** Daher ist er wohl kaum durch taktische Finessen und Wandlungen der Feministinnen zu beeinflussen, die den Männern die Sicherheit vermitteln wollen, daß befreite Frauen nichts und niemanden bedrohen. Wenn aber sogar die Mutter als Bedrohung empfunden wird, bleibt nicht viel, womit die Feministinnen den Kampf der Geschlechter besänftigen oder ihre Widersacher überzeugen können, daß Mann und Frau einträchtig miteinander leben werden, wenn der Kampf einmal beendet ist.

8.8 Die Seele von Mann und Frau im Sozialismus

Könnten Mann und Frau in einer anderen Gesellschaftsordnung glücklicher zusammen leben? Etwa im Sozialismus?²⁶⁸ Die Antwort auf diese Frage ist für viele längst nicht mehr so selbstverständlich wie für frühere Generationen von Sozialisten. Die feministische Bewegung hat ganz unbefangenen die Anfechtbarkeit der älteren sozialistischen Gesellschaftsanalyse bloßgestellt, nach der eine Revolution der Eigentumsverhältnisse auch die Beziehung zwischen Mann und Frau automatisch revolutionieren würde. Außer konservativen Dogmatikern haben alle Sozialisten die Berechtigung dieser feministischen Kritik anerkannt und sie in ihre eigenen Arbeiten miteinbezogen, so **Juliet Mitchell**, **Eli Zaretsky** und **Bruce Dancis**. Endlich haben die meisten Sozialisten die historische Herausforderung des Sozialismus durch den Feminismus begriffen. Wie **Mary White Ovington** bereits 1914 schrieb, bedeutet Sozialismus »nicht einfach nur einen vollen Bauch – den gab es häufig sogar unter der Leibeigenschaft –, sondern ein erfülltes Leben«. ²⁶⁹ Die Diskussion persönlicher Probleme kann nicht mehr mit einem Achselzucken als »bourgeoise Subjektivität« abgetan werden. Im Gegenteil: es scheint, daß die Ausbeutung der Frauen durch die Männer weit davon entfernt ist, irgendwie von der Organisation der Produktion abhängig zu sein; sie bestand längst, ehe die Produktion in private Hände gelangte, und wird ihre Enteignung wohl auch überleben.

Die berechtigte feministische Kritik am Sozialismus rechtfertigt jedoch nicht den Schluß, den manche Feministinnen daraus gezogen haben: daß nämlich die Unterdrückung der Frauen die primäre Form der Ausbeutung sei, daß sie allen anderen gesellschaftlichen Beziehungen zugrunde liegt und sie determiniert. Die Ausbeutung der Frauen hat eine lange Geschichte und ist auf vielerlei Arten geschehen, und man sollte ihre Bedeutung nicht abschwächen, indem man das geschlechtliche als unveränderlich gegeben hinnimmt, als etwas, das nur abgeschafft werden kann, wenn man die Sexualität selbst abschafft und sie durch Doppelgeschlechtlichkeit ersetzt. Die für die spätkapitalistische Gesellschaft bezeichnende Art, die Sexualität als Druckmittel zu benutzen, hat die Spannungen zwischen den Geschlechtern wieder gesteigert. Gleichzeitig fördert sie eine neue Unabhängigkeit bei den Frauen, die nun jede Unterordnung zurückweisen. Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeiten, daß sich trotz der politischen Passivität und Apathie der siebziger Jahre eine alles berührende Umwandlung unserer sozialen Einrichtungen vollzieht und eine sozialistische Revolution den neuen Paternalismus abschafft – die Abhängigkeit des Normalbürgers von den Experten, die Abwertung sowohl der Arbeit wie des Familienlebens –, Umstände, die soviel Streit zwischen Männern und Frauen stiften. Die neue Gleichberechtigung der Geschlechter, die Umbildung der Familie und die Entwicklung bisher unbekannter Persönlichkeitsstrukturen würden zwar keineswegs zu einem androgynen Utopia führen, aber auch den Kampf der Geschlechter nicht grundsätzlich unberührt lassen. Sexuelle Spannungen beseitigen zu wollen lohnt in keinem Fall der Mühe; es kommt vielmehr darauf an, geschickter mit ihnen umzugehen und würdiger damit zu leben, als wir das in der Vergangenheit getan haben.

9 Der erschütterte Glaube an die Regeneration des Lebens²⁷⁰

9.1 Die Angst vor dem Alter

Der Kampf gegen das Altwerden ist ein typisches Kennzeichen unserer Zeit; Alter ist für die Menschen von heute ein ganz besonderes Schrecknis. Je größer der Anteil der alten Menschen an der Gesamtbevölkerung wird, um so mehr lenkt das Problem des Alters die ängstliche Aufmerksamkeit von Ärzten, Demokraten, Soziologen, Sozialreformern, Politikern und Futurologen auf sich. Immer mehr Wissenschaften und Pseudowissenschaften sind speziell mit Alter und Tod befaßt: Geriatrie, Gerontologie, Thanatologie, Kälteforschung und »Immortalismus«. Viele andere, darunter die Genetik, die Geburtenforschung und die Vorsorgemedizin haben den Kampf gegen den »Zahn der Zeit« aufgenommen – einen Kampf, der einer sterbenden Kultur am Herzen liegt.

Zwei Ansätze haben sich bei dem Problem herausgeschält. Einmal wird der Versuch unternommen, zwar nicht das Leben zu verlängern, sondern die Lebensqualität zu verbessern, vor allem die letzte Phase des rapiden Kräfteverfalls. Die Befürworter dieses Ansatzes treten der Gleichsetzung von Alter und Verfall entgegen und fordern eine aktivere soziale Rolle für alle diejenigen jenseits der Lebensmitte, die noch keineswegs zum alten Eisen gehören; freundliche Betrachter halten daran fest, Alter sei eine soziale, keine biologische Kategorie. Die heutigen Altersprobleme resultieren in dieser Sicht weniger aus dem physischen Verfall als aus der Intoleranz der Gesellschaft alten Menschen gegenüber, aus ihrer Weigerung, sich der Erfahrung der Alten zu bedienen, und dem Versuch, sie in Randbereiche des gesellschaftlichen Lebens abzudrängen.

Der zweite Ansatz betrachtet das Alter als eine »Frage von Gesundheit und Krankheit« – mit **Albert Rosenfelds** Worten als etwas, »gegen das Ihr Arzt eines Tages hoffentlich dies oder jenes ausrichten kann«. Er irrt, wenn er dem Fortschritt der Medizin die gestiegene Lebenserwartung zugute hält, denn tatsächlich leitet sie sich aus einem höheren Lebensstandard her; er nimmt an, es stehe in der Macht der Medizin, das Leben immer weiter zu verlängern und die Schrecknisse des Alters außer Kraft zu setzen. Bis 2025, glaubt Rosenfeld, »werden die wichtigsten Rätsel des Altersprozesses gelöst sein«.²⁷¹

Trotz aller Unterschiede haben die medizinische und die soziale Lösung des Altersproblems mehr miteinander als auf den ersten Blick erkennbar ist. Beide beruhen eher auf bloßer Hoffnung – und auf heftiger Aversion gegen die Aussicht auf körperlichen Verfall – als auf kritischer Sichtung des Beweismaterials. Beide fassen Alter und Tod, mit den Worten des Romanautors **Alan Harrington**, als »Zumutung für die menschliche Rasse« auf – als etwas, »das nicht länger hingenommen werden kann«.²⁷²

Was verbirgt sich hinter dieser Abscheu vor dem Altwerden, der in der hochentwickelten Industriegesellschaft anscheinend zunehmend stärker wird?

9.2 Narzißmus und Alter

Immer haben die Menschen den Tod gefürchtet und sich nach ewigem Leben geseht; aber die Angst vor dem Tode wächst in einer Gesellschaft, die sich selbst der Religion beraubt hat und nur wenig Interesse für die Nachwelt zeigt. Das Alter weckt überdies Befürchtungen, nicht nur weil es als Beginn des Todes gilt, sondern weil sich die Lebensbedingungen alter Menschen heute objektiv verschlechtert haben. Unsere Gesellschaft hat für die Älteren wenig Verwendung. Man betrachtet sie als unnützlich und zwingt sie, sich zurückzuziehen, noch bevor ihre Arbeitskraft sich erschöpft hat. Unter dem

Vorwand respektvollen Wohlwollens besteht man darauf, daß die alten Leute ihr Leben genießen sollen, und weist sie darauf hin, daß es für ihre Zeit keine bessere Verwendung gibt. Die Gesellschaft wertet die Erfahrung ab und legt den Hauptwert auf körperliche Stärke, Gewandtheit, Anpassungsfähigkeit und die Gabe, mit neuen Ideen Schritt zu halten. Damit definiert die Gesellschaft den Begriff »Produktivität« in einer Weise, die die älteren Mitbürger automatisch ausschließt. Der sattsam bekannte Jugendkult schwächt die gesellschaftliche Position derer, die nicht mehr jung sind, noch mehr.

»Unsere Einstellung zum Alter« ist also, wie kürzlich ein Kritiker formulierte, »nicht zufällig«. ²⁷³ Sie resultiert aus sozialen Veränderungen, die seit langem im Gange sind und die Wertung der Arbeit verändert haben. Arbeitsplätze wurden rarer, die Altersweisheit bagatellisiert und die Autorität in jeder Form (darunter auch die Autorität der Erfahrung) in Verruf gebracht. Da der schwindende Einfluß und der Statusverfall der alten Menschen so tiefliegende soziale Ursachen hat, reicht es nicht aus, die Werbetrommel zu rühren und menschenwürdige Umstände für sie zu postulieren, um ihnen ihr Los zu erleichtern. Wer argumentiert, Alter sei eher ein soziales denn ein medizinisches Problem, muß dennoch erst einmal begreifen, wie abhängig Alter von der sozialen Situation ist, und wie wenig nur beschönigende Maßnahmen erbringen. Erst eine Neuordnung von Arbeitswelt, Erziehung und Familie – das heißt jedes wesentlichen Lebenskreises – würde das Alter erträglicher machen. Davon abgesehen begrenzt der biologische Alterungsprozeß das Maß, in dem Alter noch wirklich angenehm sein kann, und nicht nur weniger von Krankheit beeinträchtigt. Dieser unwiderlegbaren Tatsache gehen die Anhänger der Sozialtheorie von Tod und Alter (die in ihrem reformistischen Eifer ebenso optimistisch sind wie die »Langlebigkeits«-Theoretiker in ihrem Glauben an medizinische Wunder) immer wieder aus dem Wege.

Das Problem des Alterns ist noch aus einem anderen Grunde schwer zu fassen. Außer sozialen und biologischen spielen auch psychische Faktoren eine Rolle. Die Veränderung der Gesellschaft zeigt sich, nach innen wie nach außen, in einer gewandelten Auffassung, in neuen Denkgewohnheiten und unbewußten Assoziationen. Wenn unser Zeitalter besonders große Furcht vor Alter und Tod empfindet, so muß diese Furcht auf gewissen inneren Voraussetzungen beruhen. Sie muß nicht nur objektive Veränderungen in der gesellschaftlichen Position der Älteren, sondern auch subjektive Erfahrungen widerspiegeln, die die Aussicht auf das Alter unerträglich machen. Die Angst vor dem Alter mag aus der realistischen Einschätzung dessen herrühren, was mit alten Leuten in einer hochentwickelten Industriegesellschaft geschieht; doch sie wurzelt in einem irrationalen Panikgefühl. Diese Panik zeigt sich am deutlichsten darin, daß sich dieses Gefühl im Leben der Menschen so früh bemerkbar macht. Mann und Frau fangen an, sich vor dem Altwerden zu fürchten, bevor sie überhaupt die mittleren Lebensjahre erreicht haben. Die sogenannte *midlife crisis* präsentiert sich als die ängstliche Einsicht, daß das Alter schon hinter der nächsten Ecke droht. Die Amerikaner erleben ihren vierzigsten Geburtstag bereits als den Anfang vom Ende. Sogar der Lebenshöhepunkt wird damit von der Angst vor dem überschattet, was noch in der Zukunft liegt.

Diese irrationale Bedrohung durch Alter und Tod ist eng verbunden mit der Ausprägung der narzißtischen Persönlichkeit als der häufigsten Charakterstruktur unserer heutigen Gesellschaft. Da der Narzißt über besonders wenig innere Reserven verfügt, erwartet er von anderen eine Bestätigung seines Selbstwertgefühls. Er braucht Bewunderung für seine Schönheit, seine Anziehungskraft, seine Berühmtheit oder seine Macht – Attribute, die gewöhnlich im Laufe der Zeit dahinwelken. Er ist unfähig, in Liebe und Arbeit Befriedigung zu finden und wird gewahr, daß ihm wenig bleibt, wenn die Jugend erst hinter ihm liegt. Er nimmt kein Interesse an der Zukunft und tut nichts, um sich den traditionellen Tröstungen des Alters zu versichern, deren wichtigste die Überzeugung ist, sein Lebenswerk werde in einem bestimmten Sinne von den kommenden Generationen fortgesetzt. Liebe und Arbeit verbinden sich in der Sorge um die Nachwelt, vor allem

im Bemühen, die jüngere Generation zur Weiterführung der Aufgaben der älteren zu rüsten. Der Gedanke, daß wir stellvertretend in unseren Kindern fortleben (und im weiteren Sinne in den kommenden Generationen), versöhnt uns damit, daß wir selbst beiseite treten müssen. Diese Hauptsorge des Alters ist noch quälender als Hinfälligkeit und Einsamkeit. Wenn sich das Band zwischen den Generationen zu lockern beginnt, werden diese Tröstungen hinfällig.

Die Ausprägung der narzißtischen Persönlichkeit spiegelt unter anderem auch einen drastischen Wandel unseres Geschichtsbewußtseins wider. Der Narzißmus als Charakterstruktur ist typisch für eine Gesellschaft, die jedes Interesse an der Zukunft verloren hat. Psychiater, die einem Elternpaar raten, sich nicht in seinen Kindern zu verwirklichen; verheiratete Paare, die Elternschaft ablehnen oder verschieben, oft aus guten – praktischen – Gründen; Gesellschaftsreformer, die für ein Nullwachstum der Bevölkerung plädieren: alle bezeugen sie eine universelle Unsicherheit hinsichtlich der Reproduktion, die weitverbreiteten Zweifel, ob sich unsere Gesellschaft denn überhaupt reproduzieren solle. Unter diesen Bedingungen wird der Gedanke an unser eines Tages fälliges Abtreten und an unseren Tod absolut unerträglich und führt zu dem Versuch, das Alter überhaupt abzuschaffen und das Leben unbegrenzt zu verlängern. Wenn die Menschen sich außerstande sehen, Interesse für das Leben auf Erden nach ihrem eigenen Tode aufzubringen, trachten sie nach ewiger Jugend.

Deshalb machen sie sich auch keine Sorgen um die Fortpflanzung ihrer Art. Wenn die Perspektive der Ablösung durch die nächste Generation – die natürliche Folge der Elternschaft – unerträglich wird, so nimmt Elternschaft fast die Form einer Selbstzerstörung an. In **Lisa Althers** *KINFLICKS* erklärt ein junger Mann, daß er keine Kinder haben wolle.

Mir kommt die Welt immer wie eine Bühne vor ... Und jedes Kind, das ich hätte, wäre doch nur ein verdammter junger Schauspieler, der darauf brennt, mich ganz von der Bühne zu drängen, der aufpaßt und darauf wartet, mich zu beerdigen, damit *er* im Mittelpunkt des Bühnengeschehens stehen kann.²⁷⁴

9.3 Die Theorie vom Altern als sozialem Prozeß: »Wachstum« als vorausbestimmtes Veralten

Die Interpretation des Alterns als soziales Phänomen artet, wenn auch unter einem dünnen Firnis von Realismus, leicht in eine Art positiven Denkens aus, daß dem *image* der Älteren neuen Glanz verleihen und sie ermutigen soll, ihre Gebrechen hinzunehmen, ohne gleich ihre Lebenslust zu verlieren. **Alex Comfort**, bekannt geworden als Befürworter einer unverkrampften Sexualität, schlägt vor, auf ähnliche Weise die Probleme des Alterns anzugehen. »Eine pessimistische Lebenshaltung führt«, so Comfort, »gewöhnlich zu bösen Erfahrungen.« So wie er die »Sexualität und die damit verbundenen Ängste aus der von einer aufgeklärten Gesellschaft vorgeschriebenen ›heißen‹ in eine kühle Kategorie« zu überführen sucht, »die auf Freiheit von Angst und Zwang basiert und die Persönlichkeit gelten läßt«, so plädiert Comfort auch für einen »Wandel unserer Auffassung vom Alter«. Die moderne Wissenschaft, meint er, »zeigt, daß ein Großteil der geistigen und Verhaltensänderungen, die sich an ›alten‹ Menschen beobachten lassen, keine biologischen Ursachen haben«, sondern das »Resultat eines Rollenspiels« sind.²⁷⁵

In dieselbe Kerbe schlägt **Gail Sheehy**, die die Menschen davon zu überzeugen sucht, daß Alter nicht zwangsläufig eine Katastrophe sei – ohne jedoch die sozialen Bedingungen in Frage zu stellen, die so viele Menschen das Alter als Unglück erleben lassen.²⁷⁶ Mit derartigen Beschwichtigungen ist nichts gewonnen. Man sagt, Sheehy sei für die

Erwachsenen, was Dr. Spock für die Kinder ist. Beide beteuern dem ängstlichen Leser, ein Verhalten, das er, ob bei seinen Kindern, seiner Frau oder sich selbst, für absonderlich oder gestört hält, könne als normale Phase der emotionalen Entwicklung aufgefaßt werden. Auch wenn es ein Trost sein mag, zu wissen, daß ein zweijähriges Kind manchmal nicht so will wie seine Eltern, so werden die Eltern doch unruhig, wenn die Entwicklung ihres Kindes vom vorgegebenen Zeitplan abweicht, und holen ärztliche Ratschläge ein, die dann wieder neue Ängste wecken können. Wenn man die Theorie von den »zyklischen Abläufen des Lebens« auf das Erwachsenenalter anwendet, so mag dies dieselben Auswirkungen haben.

Die Menschen fühlen sich verunsichert, wenn sie ihre eigene Erfahrung an einem von Ärzten normierten Modell messen und Abweichungen feststellen müssen. Zur Zeit ängstigen sie sich vor den »vorhersehbaren Krisen des Erwachsenenlebens«, gegen die ihnen die Normen der Ärzte doch Sicherheit bieten sollen. Sheehys Buch ist weitherzig und human wie das von Comfort; es gründet sich jedoch auf eine medizinische Deutung der Realität, die sehr zu bezweifeln bleibt, nicht zuletzt deswegen, weil sie es fast unmöglich macht, ohne die ständige Betreuung von Ärzten, Psychiatern und Gesundheitsbetreibern durchs Leben zu kommen. Sheehy geht die Altersfrage, die einer moralischen und philosophischen Betrachtung bedarf, mit therapeutischem Verstand an, der über die eigenen Grenzen nicht hinauskommt.

Sheehy sieht, daß Weisheit eine der wenigen Annehmlichkeiten des Alters ist. Aber sie erkennt nicht, daß Weisheit, die nur als Trost begriffen wird, ihre Bedeutung verliert. Die Summe der Lebensweisheit kann, und das ist ihre wirkliche Bedeutung, an künftige Generationen weitergegeben werden. In unserer Gesellschaft ist diese Auffassung von Weisheit und Wissen verlorengegangen. Statt dessen hat sich ein rein funktionaler Wissensbegriff herausgebildet, demgemäß technologische Veränderungen den gesamten Wissens- und Erfahrungsbestand fortlaufend veralten lassen; er ist nicht mehr übertragbar. Wenn man sich diese Denkweise zu eigen macht, hat die ältere Generation der jüngeren nichts mehr zu vermitteln, als emotionale und intellektuelle Kraftreserven, mit deren Hilfe sie ihre eigene Wahl treffen und »unstrukturierte« Situationen bewältigen kann, für die es keine Präzedenzfälle gibt. Es ist erwiesen, daß Kinder nur allzu rasch lernen, die Vorstellungen ihrer Eltern für altmodisch und verkalkt zu halten, und die Eltern akzeptieren willig die allgemeine Ansicht, nun seien sie überflüssig. Wenn sie bis zum Eintritt ins College oder in die Arbeitswelt für ihre Kinder gesorgt haben, meinen die Leute in den Vierzigern und Fünfzigern, damit als Eltern ihre Pflicht erfüllt zu haben. Gleichzeitig machen sie die Entdeckung, daß sie in Wirtschaft und Industrie auch nicht mehr gebraucht werden, denn im gebrochenen Geschichtsbewußtsein unserer Ära scheinen die Menschen in den mittleren und vorgerückten Lebensjahren entbehrlich zu sein. Weil die ältere Generation sich selbst nicht mehr in der nächstfolgenden weiterleben sieht, weil sie sich nicht unsterblich fühlt, da die Nachwelt nicht mehr stellvertretend für sie weiterlebt, kann sie der jüngeren Generation das Feld nicht geziemend räumen. Die Menschen klammern sich an die Vorstellung jung zu sein, bis sie nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Dann müssen sie entweder zugeben, daß sie nicht mehr mitspielen können oder sich der Verzweiflung überlassen. Keine der beiden Lösungen macht es leicht, das Interesse am Leben zu bewahren.

Sheehy scheint der Abwertung der Elternschaft stillschweigend zuzustimmen, denn sie äußert sich kaum dazu. Ebenso wenig prangert sie die sozialen Zwänge an, unter denen die Menschen mehr und mehr zugunsten eines vorgezogenen Ruhestandes aus dem Beruf gedrängt werden, ja, sie akzeptiert diesen Trend als wünschenswert. »Überraschend viele Arbeiter wählen den vorzeitigen Ruhestand«, schreibt sie freudestrahlend, »natürlich nur, wenn keine drastische Einkommensminderung damit verbunden ist.« Ihre Lösung für die seelische Krise des Alters lautet: neue Interessen finden, neue Mittel und Wege, sich auf Trab zu halten. Für sie ist Zunahme an Lebensqualität ein Synonym für:

»Etwas tun.« Sie drängt ihre Leser, zu entdecken, »wie aufregend es ist, nach Fünfundvierzig noch etwas Neues zu lernen.« – »Lernen Sie doch Skifahren, Golf oder Bergsteigen. Lernen Sie doch Klavierspielen. Vielleicht werden Sie es darin nicht sehr weit bringen, aber was soll's! ... Es geht doch nur darum, die Rückbildungstendenzen zu besiegen. Die innere Stimme, die sagt ›mach mal langsam, gib's auf, setz dich vor den Fernseher‹, und einen neuen Weg einzuschlagen, der das Lebensgefühl wieder auffrischt, mitsamt der Erkenntnis, daß man doch nicht zum alten Eisen gehört.«

Laut Sheehy ist es »unsere eigene Selbsteinschätzung, die den Reichtum oder die Dürftigkeit unserer mittleren Jahre bestimmt.« In der Tat drängt sie ihre Leser, sich auf die mittleren und vorgerückten Lebensjahre so vorzubereiten, daß sie ohne viel Aufhebens in eine neue Phase eintreten können. Die Wachstums-, Fortschritts- und Selbstverwirklichungsmentalität präsentiert Weiterleben als geistige Entwicklung, Verzicht als Erneuerung. In einer Gesellschaft, in der es den meisten Menschen schwerfällt, Erfahrung und Wissen (geschweige denn Geld) für ihre alten Tage anzusammeln, oder ihre Lebenserfahrung an die Nachkommen weiterzugeben, fordern die Wachstumsexperten die Menschen jenseits der Vierzig auf, ihre Vergangenheit hinter sich zu lassen, neue Karrieren anzusteuern, neue Ehen einzugehen (»kreative Scheidung«), sich neue Hobbys zuzulegen, unbeschwert zu reisen und ständig etwas zu unternehmen – kein Rezept für Wachstum, sondern für geplantes Veralten. Kein Wunder also, daß die amerikanische Industrie dem *Sensitivity Training* als wesentlichem Bereich der Menschenführung so aufgeschlossen gegenübersteht. Die neue Methode besorgt fürs Personal, was der jährliche Modellwechsel für ihre Produkte besorgt: sie gelten schnell als überholt. Unternehmensplaner können viel lernen aus den Studien über den zyklischen Ablauf, die eine humane Psychologie erbracht hat. Sie stellt die Techniken zur Verfügung, mit deren Hilfe sich die Menschen selbst und vorzeitig aus einem aktiven Leben hinauskatapultieren können, schmerzlos und ohne Furcht vor »Panik«.

9.4 Lebensverlängerung: Theorien über die Altersbiologie

Alex Comfort und andere Verfechter soziokultureller Theorien über die Altersproblematik haben ihre Anhänger vor der Hoffnung auf eine Ausdehnung der Lebensspanne durch Fortschritte der Medizin gewarnt, obwohl Comfort in einem unbedachten Augenblick selbst prophezeite, »daß das Alter innerhalb eines Jahrzehnts besiegt werden könnte, wenn die wissenschaftlichen und medizinischen Reserven allein der Vereinigten Staaten mobilisiert würden«. Nachdem er sich mit der Physiologie des Menschen beschäftigt hatte, wurde Comfort vorsichtiger. Die medizinische Forschung könne nur »Hoffnung machen« auf – sagen wir – siebzig anstelle der heutigen sechzig Jahre. Wer andererseits das Altern biologisch betrachtet, setzt sein Vertrauen auf einen großen Durchbruch der Medizin. **August Kinzl**, der frühere Leiter des *Salk Institute*, erklärte im Jahre 1967, »daß wir den Prozeß des Alterns so in den Griff bekommen werden, daß eigentlich nur noch Unfälle als einzige Todesursache in Frage kommen dürften«. Zehn Jahre später sagte **Robert Sinsheimer** vom *Californian Institute of Technology* unumwunden: »Wir kennen keine biologische Grenze der Lebensspanne. Wie lange möchten Sie leben?«

Solche Verlautbarungen enthalten immer die – implizite oder explizite – Einschränkung, daß im Kampf gegen das Alter der Fortschritt von der Freistellung enormer Mittel abhängt. Ihr Zweck ist nicht eine Aussage über den tatsächlichen Wissensstand, sondern der, Gelder für weitere Forschungsarbeiten locker zu machen oder, wie im Falle von Sinsheimers schrankenloser Prophezeiung, die Wissenschaftler zu einer Selbstbeschränkung zu veranlassen. »Neugierde«, sagt **Sinsheimer**, »braucht man nicht als die größte Tugend anzusehen – und die Wissenschaft ist vielleicht nicht *jeden* Einsatz wert.« Wir können dieser Aussage von ganzem Herzen beipflichten, wenn wir auch weiterhin nicht

davon überzeugt sind, daß die Medizin bereits kurz davorsteht, das Alter gänzlich »auszutilgen«, wie **Albert Rosenfeld** es formuliert. Die Biologen konnten sich noch immer nicht auf eine einhellige Definition der Altersursachen einigen und haben eine Fülle von einander widersprechenden Theorien aufgestellt. Diese Flut von Theorien legt die Vermutung nahe, daß die Gerontologen auf einem Gebiet arbeiten, das noch immer am Beginn seiner wissenschaftlichen Entwicklung steht. Und doch halten Rosenfeld und andere ärztliche Autoren den medizinischen Sieg über das Alter bereits für ausgemacht im Vertrauen darauf, daß alle diese Ideen sich schon irgendwie als Teilwahrheiten erweisen werden – so als ob die Summation von Hypothesen bereits auf wissenschaftlichen Fortschritt hinausliefe. Die meiste Aufmerksamkeit verwenden sie darauf, Zweifel und »Befürchtungen« auszuräumen, die wir, wie **Rosenfeld** sagt, »kurzsichtigerweise verspüren, wenn wir die menschliche Lebensspanne zu beeinflussen suchen.«

Indem diese Publizisten solche »Befürchtungen« als Humanitätsduselei und abergläubischen Widerstand gegen wissenschaftlichen Fortschritt abtun, geben sie sich als hartgesottene Realisten aus, bereit, »das Udenkbare zu denken«, wie der Futurologe **Herman Kahn** es ausdrückte, als er der Menschheit die Aussicht auf einen nuklearen Krieg nahezubringen suchte. Die Propheten der uneingeschränkten Lebensverlängerung brüsten sich damit, daß sie vor keinem Tabu zurückschrecken. Wird die Gesellschaft stagnieren, wenn der Tod besiegt ist? Werden die Menschen jedes Risiko meiden und alle ihre Energien aufs bloße Überleben konzentrieren? Werden alte Menschen, die noch jung sind an Geist und Körper, sich nicht weigern, den Neuankömmlingen ihren Platz zu räumen? Wird sich die Gesellschaft der Zukunft gegenüber gleichgültig zeigen? Überflüssig zu sagen, daß **Rosenfeld** bei jeder dieser Fragen sich selbst damit beruhigt, daß die Dinge so schlimm schon nicht kommen werden. »Die Menschen«, so meint er, »würden der Zukunft nicht weniger, sondern mehr Aufmerksamkeit schenken«, wenn sie erst ihre »eigene Nachwelt« wären und mit den Konsequenzen dessen leben müßten, was sie selbst angerichtet hätten.

Das Verblüffendste an dieser Denkweise ist jedoch nicht, daß Rosenfeld die Würfel gezinkt hat, indem er behauptet, der medizinische Fortschritt sei unausweichlich, trotz der Skrupel, die diese Hypothese bei nachdenklicheren Zeitgenossen weckt, sondern daß seine Fixierung auf die Konsequenzen, die er einer unbegrenzten Verlängerung des Lebens unterstellt, ihn blind macht für die prosaische Alltagsrealität der Gegenwart, in der Möglichkeiten, die er in eine imaginäre *Science-fiction*-Zukunft projiziert, längst Tatsachen sind. Die Futurologen, vernarrt in ein technisches Utopia der Zukunft (was von genuiner Sorge um die Nachwelt himmelweit entfernt ist), sind außerstande zu sehen, was unmittelbar vor ihrer Nase passiert.

Jeder historischen Perspektive bar, vermögen sie die Zukunft nicht zu erkennen, wenn die Zukunft bereits zum Hier-und-Jetzt geworden ist. Die sich damit rühmen, dem »Zukunftsschock« furchtlos entgegenzusehen, weichen der höchst unangenehmen Erkenntnis aus, daß die Stagnation der Gesellschaft keine Hypothese mehr, sondern eine Realität ist, die uns bereits im Griff hat. In der Tat spiegelt die Bewegung, die das Leben biologisch verlängert sehen will, in der allgemeinen Kombination mit futurologischen Thesen, den stagnierenden Charakter der spätkapitalistischen Kultur wider. Sie stellt eben mitnichten eine natürliche Reaktion auf Fortschritte der Medizin dar, denen eine höhere Lebenserwartung zu verdanken ist, sondern spiegelt Wandlungen der gesellschaftlichen Verhältnisse und Haltungen, die Menschen dazu veranlassen, das Interesse an den Jüngeren und an der Nachwelt zu verlieren, sich verzweifelt an ihre eigene Jugend zu klammern, ihr Leben mit allen Mitteln verlängern zu suchen und ihren Platz der neuen Generation nur mit äußerstem Widerstreben zu räumen.

»Zum Schluß ist die Erkenntnis, daß man nun alt geworden ist, unausweichlich«, schreibt **David Hackett Fischer**. »Aber die meisten Amerikaner sind darauf nicht vor-

bereitet.«²⁷⁷ Voller Mitgefühl und Ironie beschreibt er die verzweifelten Anstrengungen der Erwachsenen, den Kleidungsstil der Jugendlichen nachzuäffen.

Der Historiker **Fischer** beobachtete eine Bostoner Matrone weit jenseits der Fünfzig, die sich im antiken Rom mit der Palla geziemend verhüllt hätte, hier aber mit Minirock und hohen Lederstiefeln bekleidet war. Er sah einen Mann in den Sechzigern, der die Würde seines Alters mit dem Faltenwurf einer Toga hätte betonen können, *hiphugger-Jeans* und ein verschossenes T-Shirt tragen. Er wurde Zeuge, wie ein konservativer Geschäftsmann, der in früheren Zeiten jeden Morgen gezögert und sich überlegt haben mochte, ob er Schwarz oder Anthrazitgrau anziehen sollte, in weißen Plastikschuhen, Chartreuse-grünen Hosen und kirschrotem Hemd, mit purpurner Fliegerbrille und Prinz-Eisenherz-Haarschnitt ins Büro ging. Am erstaunlichsten waren die College-Professoren, die ihre Anzüge aus Harris-Tweed in den Schrank hängten und alle kurzlebigen Launen der Jugendlichen mit einem Enthusiasmus übernahmen, der in gar keinem Verhältnis zu ihrem Alter stand. Eine Saison lang waren es Nehru-Jacketts; ein andermal Daschikis; in der nächsten Eisenbahner-Latzhosen. Jedes Hin und Her, jede Schrulle der Teenagermode revolutionierte ihre Kleidung. Aber immer war das Alte schlecht und das Neue gut.

Die Leugnung des Alters kulminiert in Amerika in der »Langlebigkeitsbewegung«, die das Alter ganz und gar abzuschaffen hofft. Die Angst vor dem Alter entspringt aber nicht dem »Jugendkult«, sondern dem Kult des Ich. Nicht nur mit ihrer narzißtischen Gleichgültigkeit gegen kommende Generationen, sondern auch mit ihrer überwältigenden Vision eines technologischen Utopia ohne Alter belegt die Langlebigkeitsbewegung ihre phantastische Vorstellung von der »absoluten, sadistischen Macht«, die laut **Kohut** das narzißtische Lebensgefühl so nachhaltig prägt. Die Langlebigkeitsbewegung, die aus krankhaften Ideen entstand und mit abergläubischer Inbrunst an die Rettung durch die Medizin glaubt, ist das typische Beispiel für die Ängste einer Zivilisation, die keine Zukunft mehr für sich sieht.

10 Der Paternalismus ohne Väter

10.1 Die neuen und die alten Reichen

Die meisten im vorliegenden Buch diskutierten Mißstände leiten sich von einem neuen Paternalismus her, der aus den Trümmern jenes alten Paternalismus der Könige, Priester, autoritären Väter, Sklavhalter und landbesitzenden Lehnsherren entstanden ist. Der Kapitalismus hat die Bande einer persönlichen Abhängigkeit gelockert, aber nur um sie unter dem Deckmantel einer bürokratischen Vernunft wieder aufleben zu lassen. Nachdem er Feudalismus und Sklaverei den Garaus gemacht und auch seine eigene personen- und familienbezogene Form überwunden hatte, entwickelte der Kapitalismus eine neue politische Ideologie, den Wohlfahrtsliberalismus, der das Individuum von moralischer Verantwortung freispricht und es als Opfer der sozialen Verhältnisse behandelt. Er hat neue Modelle der gesellschaftlichen Kontrolle hervorgebracht, die den Abweichler als Patienten auffassen und Strafe durch Rehabilitation ersetzen. Er hat eine neuartige Kultur begründet, die wir die Kultur des Narzißmus nennen wollen, die den beutegierigen Individualismus des amerikanischen Adam mit therapeutischen Umschreibungen versetzt hat, die weniger den Individualismus als den Solipsismus verherrlichen und Ichbezogenheit als Selbstverwirklichung und Bewußtsein rechtfertigen.²⁷⁸

Nach außen hin egalitär und antiautoritär, hat der amerikanische Kapitalismus die klerikale und monarchistische Hegemonie abgelehnt, aber nur, um sie durch die Hegemonie der Manager und Experten, die das unternehmerische System betreiben, und des Unternehmerstaates zu ersetzen.

Eine neue herrschende Klasse von Verhaltensfachleuten, Bürokraten, Technikern und Experten hat sich herausgebildet, die nur mehr über wenige der früher mit der herrschenden Klasse assoziierten Eigenschaften verfügt – wie Standesbewußtsein, »befehls-gewohntes« Auftreten, Geringschätzung der unteren Schichten –, so daß ihre Existenz als Klasse häufig unbemerkt bleibt. Der Unterschied zwischen der neuen Managerelite und der alten Besitzelite definiert auch den Unterschied zwischen dem bürgerlichen Zeitalter, das heute nur noch an der Peripherie der Industriegesellschaft überlebt, und dem neuen therapeutischen Zeitalter des Narzißmus.

Der Unterschied läßt sich am besten am kontrastierenden Stil der Kindererziehung zeigen. Während die neuen Reichen die herrschende Unsicherheit hinsichtlich der Werte teilen, welche der Jugend vermittelt werden sollen, haben die alten Reichen ganz festgeprägte Vorstellungen von Kindererziehung, und zögern nicht im geringsten, sie in die Praxis umzusetzen. Sie versuchen, den Kindern das Verantwortungsgefühl einzuschärfen, das mit den Privilegien, die sie ja einmal erwerben werden, verbunden ist. Sie tun alles Erdenkliche, um ihnen eine gewisse Zähigkeit mitzugeben, die nicht nur die Bereitschaft zur Überwindung von Hindernissen, sondern auch die unsentimentale Anerkennung der sozialen Unterschiede einschließt. Damit die Kinder aus privilegierten Verhältnissen zu Verwaltern und Treuhändern großer Vermögen werden können – Aufsichtsratsvorsitzende, Minenbesitzer, Kunstsammler und -kenner, Väter und Mütter neuer Dynastien –, müssen sie damit einverstanden sein, daß Ungleichheit unausweichlich ist und niemand seiner sozialen Herkunft entinnen kann. Diese Kinder dürfen nicht fragen, ob das Leben mit seinen Opfern fair umgeht. Sie müssen ihre »Tagträume« aufgeben (wie ihre Eltern es sehen) und sich dem ernstesten Geschäft des Lebens widmen: Studium, Planung der Karriere, Musikstunden, Ballettstunden, Tennisstunden, Parties, Tanzveranstaltungen, Geselligkeiten – der ganze geschäftige Reigen von Aktivitäten, der für einen zufälligen Beobachter (und sogar für einen fast beteiligten wie Veblen)

scheinbar sinnlos scheint, den Besitzenden jedoch hilft, Disziplin, Mut, Beharrlichkeit und Selbstbeherrschung zu erwerben.

In den alten Besitzfamilien scheinen die Eltern mehr Ansprüche an die Kinder zu stellen als »modernere« Eltern, und ihr Reichtum verleiht ihnen die Macht, diese Ansprüche auch durchzusetzen. Sie kontrollieren die Schulen und Kirchen, die ihre Kinder besuchen. Wenn sie den Rat von Fachleuten brauchen, verhandeln sie aus einer Position der Stärke heraus. Sie haben das Selbstvertrauen, das der Erfolg verleiht – vielfach ein über mehrere Generationen wiederholtes Erfolgsschema. Im Umgang mit ihren Kindern führen sie nicht nur ihre eigene Autorität ins Feld, sondern auch das Gewicht der Vergangenheit. Reiche Familien erfinden Legenden über sich selbst, die von den Kindern übernommen werden. In vieler Beziehung ist das wichtigste, was sie ihren Kindern mitgeben, das Gefühl der Kontinuität der Generationen, auf das man in der amerikanischen Gesellschaft sonst so selten trifft. James, der Sohn eines Baumwollmaklers in New Orleans, »ist sicher«, so **Robert Coles**, daß er selbst »auch einen Sohn haben« und daß »die Familie weiterbestehen wird«, wie sie das »jahrhundertlang getan hat – über Kriege und Revolutionen, von Menschen bewirkte und Naturkatastrophen hinweg.«

Dieses Kontinuitätsgefühl schwindet in dem Maße, in dem die Elite der Manager die alten besitzenden Oberklassen ablöst. Die alte Bourgeoisie, die ihr Einkommen eher aus ihrem Besitz als aus Gehältern zieht, repräsentiert noch immer den Gipfel des Reichtums; aber wenn sie auch Warenhäuser, städtischen Immobilienbesitz und große Pflanzungen im Süden und Westen ihr eigen nennt, kontrolliert sie weder die nationalen und multinationalen Großunternehmen, noch spielt sie eine tragende Rolle in der nationalen Politik. Sie ist eine sterbende Klasse, besessen von der Zwangsvorstellung ihres eigenen Verfalls. Aber selbst im Niedergang pflanzt sie den Jungen noch einen mächtigen Lokalstolz ein, oft mit der Befürchtung, daß Einflüsse von außen (die Yankees, die Einwanderer im »Sonnengürtel«, die Regierung) ihre Position zunichte machen werden. Die Loyalität gegen die eigene Klasse, die die besitzenden Familien ihren Kindern anziehen, wurde gehärtet in aufregenden Klassenkämpfen und in Gegenden des Landes – im Mississippidelta, in den Orangengehölzen Floridas, in den Appalachen –, wo dieser Kampf immer noch lebendig ist und leidenschaftlich geführt wird. Die Verallgemeinerung, daß Kinder ihre Väter heute so selten bei der Arbeit sehen, läßt sich kaum auf Kinder anwenden, die täglich sehr intensiv erleben, was ihre Eltern für ihren Lebensunterhalt tun: über die Armen herrschen. Die Väter der alten Unternehmergegarde sind weder abwesend noch impotent. In der Tat bringt ihre Fähigkeit, zwar nicht Respekt, wohl aber Angst einzuflößen, ihre Kinder in Verlegenheit. Aber die meisten dieser Kinder lernen schließlich doch, ihren Sinn für *fair play* zu unterdrücken, die mit dem Reichtum verbundene Verantwortung zu akzeptieren und sich in jeder Hinsicht mit dem Familienvermögen zu identifizieren.

Wenden wir uns von dieser alten Besitzelite ab und der sehr viel zahlreicheren Managerelite zu (das bedeutet: Familien mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von bis zu 400.000 Dollar bis hinab zum bescheideneren, aber immer noch erlesenen Kreis von über 50.000 Dollar), so ergibt sich ein anderes Bild. Hier finden wir Führungskräfte auf dem Weg nach oben, deren Kinder kein Standesbewußtsein mit auf den Weg bekommen. Die Arbeit ist zum Abstraktum geworden, der Klassenkampf institutionalisiert; daß es ihn gibt, wird geleugnet oder verschleiert. In den großen Städten des Nordens sucht man Armut zu verbergen, und das Problem der Ungerechtigkeit stellt sich nicht mehr so unverhüllt und schneidend wie anderswo. In den alten Unternehmerfamilien haben die Kinder Angst, daß in ihre Elternhäuser eingebrochen und der Besitz gestohlen werden könnte. Kinder aus Managerfamilien haben gar nicht das Gefühl einer Beständigkeit, das eine solche Angst erst aufkommen läßt. Das Leben besteht für sie aus einer Reihe von Ortswechseln, und ihre Eltern machen sich Vorwürfe, daß sie nicht in der Lage seien, ihnen ein wirkliches Zuhause zu bieten – oder »bessere Eltern« zu sein.

In einer der von **Coles** untersuchten Familien, die beispielhaft ist für allmählich sich ausprägende und für die Managerelite bezeichnende Schemata von Wurzellosigkeit und das Fehlen sozialmoralischer Leitvorstellungen, trinkt der Vater, leitender Angestellter in einem Elektronikunternehmen in New England, zu viel und fragt sich gelegentlich, »ob es sich überhaupt gelohnt hat, daß er an die Spitze gekommen ist«. Die Mutter trinkt insgeheim auch und entschuldigt sich bei den Kindern dafür, daß sie »keine bessere Mutter« ist. Ihre von zahlreichen, aufeinanderfolgenden Kindermädchen erzogene Tochter wächst mit schwer zu definierenden Phobien und Verstimmungen, mit wenig Schuld-, aber viel Angstgefühlen auf. Sie ist zu einem Problemkind geworden. Zweimal ist sie bereits von zu Hause ausgerissen. Inzwischen wird sie von einem Psychiater behandelt und fühlt sich nicht mehr »als Außenseiter«, weil die meisten ihrer Freunde ebenfalls zum Psychiater gehen. Die Familie steht wieder im Begriff, umzuziehen.

10.2 Die Elite der Manager und Experten als herrschende Klasse

So wie die Reichen ihr Standesbewußtsein und das Gefühl einer historischen Kontinuität einbüßen, weicht die subjektive »Anspruchs«-Haltung, die ererbte Privilegien für selbstverständlich hält, allgemein der »narzißtischen Erwartungshaltung« – grandiosen Illusionen, innerer Leere. Die Vorteile, die die Reichen ihren Kindern durch Erbschaft übertragen, reduzieren sich auf wenig mehr als Geld. Die neue Elite, die sich von den Prinzipien der alten Bourgeoisie lossagt, identifiziert sich nicht mehr mit dem Ethos der Arbeit und der Verantwortung für den erarbeiteten Wohlstand, sondern mit einer Weltanschauung, die Hedonismus und Selbsterfüllung als höchste Werte erkennt. Zwar verwaltet sie weiterhin die amerikanischen Institutionen im Interesse des Privateigentums (Unternehmenseigentum im Gegensatz zu Unternehmereigentum), aber sie ersetzt Charakterbildung durch Permissivität, Trost für die Seele durch Behandlung der Psyche, blinde Gerechtigkeit durch eine therapeutische Justiz, Philosophie durch Sozialwissenschaft und die Autorität eines einzelnen durch die ähnlich irrationale Autorität der professionellen Experten.

Die neue Elite hat Wettbewerb zu rivalisierender Zusammenarbeit abgeschwächt und gleichzeitig viele Rituale abgeschafft, mit deren Hilfe aggressive Impulse früher ihre zivilisierte Ausdrucksform fanden. Sie überrieselt die Menschen mit symbolischer Information und ersetzt die Wirklichkeit durch das Image der Wirklichkeit. Unabsichtlich hat sie sogar mit der Einrichtung eines universellen Erziehungssystems eine neue Art Alphabetismus geschaffen. Sie hat die Familie in Gefahr gebracht, obwohl sie versucht hat, die Familie zu retten. Sie hat den Schleier der Ritterlichkeit zerrissen, die einst die Ausbeutung der Frauen linderte, und hat Männer und Frauen einander als Widersacher gegenübergestellt. Sie hat die Erfahrung des Arbeiters auf seinem Arbeitsgebiet und den »Instinkt« der Mutter für die Erziehung ihrer Kinder expropriert [enteignet] und dieses Erfahrungswissen in einen Korpus esoterischer Fachkenntnisse umorganisiert, der nur Eingeweihten zugänglich ist. Die neue herrschende Klasse hat ebenso gründlich neue Abhängigkeiten gezeugt, wie ihre Vorgänger die Abhängigkeit des Pächters vom Grundbesitzer, des Lehrlings von seinem Meister und der Frau vom Manne getilgt hatten.

Ich möchte hier keineswegs eine umfassende Konspiration gegen unsere Freiheiten unterstellen. Denn alle diese Dinge sind bei hellichtem Tage und im großen und ganzen mit den besten Absichten zustande gekommen. Und sie sind auch nicht als konzertierte Aktion einer gesellschaftlichen Kontrolle in Erscheinung getreten. Sozialpolitik erweist sich in den Vereinigten Staaten immer als Reaktion auf eine ganze Reihe unmittelbarer Notlagen, und die aktiven »Macher« der Politik überblicken nur selten mehr als die vorrangigsten Probleme. Der Kult des Pragmatismus bestätigt überdies ihre Unfähigkeit oder mangelnde Bereitschaft, langfristige Pläne für die Zukunft zu machen. Was ihre

Aktionen eint, ist die Notwendigkeit, das System des Unternehmenskapitalismus zu fördern und zu verteidigen, denn sie – die Manager und Fachleute, die das System in Betrieb halten – haben ihren Vorteil davon.

Die Erfordernisse dieses Systems formen die Politik und setzen die zulässigen Grenzen für die öffentliche Auseinandersetzung fest. Die meisten von uns vermögen zwar das System, nicht aber die Klassen zu erkennen, die es verwaltet und den von ihm erbrachten Reichtum monopolisiert. Wir weigern uns, eine Klassenanalyse der modernen Gesellschaft als »konspirative Theorie« zu akzeptieren. Damit verstellen wir uns selbst den Blick für das, woraus unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten resultieren, warum sie dauern oder wie sie gelöst werden können.

10.3 Fortschrittlichkeit (Progressismus) und der Aufstieg des neuen Paternalismus

Der neue Paternalismus entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, fand politisch seinen Ausdruck in der Fortschrittsbewegung und später im *New Deal* und machte allmählich seinen Weg bis in die letzten Winkel der amerikanischen Gesellschaft. Die demokratische Revolution des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, deren Höhepunkt der Bürgerkrieg war, fegte nicht nur die Monarchie hinweg, sondern unterminierte auch die etablierten Formen der Religion und die Großgrundbesitzerelite und machte schließlich sogar der Sklavenhalteroligarchie des Südens den Garaus. Die Revolution brachte eine Gesellschaft hervor, in der sich jeder nur um sich selbst kümmerte, deren Anliegen Konkurrenz und die Jagd nach der großen Chance waren. Dann wurden Forderungen nach weiteren Veränderungen laut, die in der Zeit unmittelbar nach dem Bürgerkrieg ihren Höhepunkt erreichten. Nachdem die Sklaverei im Namen der freien Verfügung über die eigene Arbeitskraft abgeschafft worden war, brachten die Führer der demokratischen Bewegung die Arbeiter aus dem Norden versehentlich auf die Idee, zu verlangen, daß sie ihre Arbeitsbedingungen auch selbst bestimmen dürften – und ihre Arbeitskraft nicht mehr zu Schleuderpreisen verkaufen mußten. Das Gesetz der Demokratie verlangte die Konfiszierung des Landbesitzes in den Südstaaten und seine Aufteilung unter die Freigelassenen; sie verlangte das Frauenwahlrecht; sie verlangte kurzgesagt eine breiter angelegte Neuordnung der Gesellschaft, als ihre Wortführer anfangs beabsichtigt hatten. Die bürgerlichen Radikalen, die lediglich das Eigentum von seinen feudalen und merkantilen [kaufmännischen] Restriktionen hatten befreien wollen, sahen sich in den sechziger und beginnenden siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts plötzlich mit einem jäh einsetzenden Angriff auf das Eigentum selbst konfrontiert, vor dem die meisten von ihnen entsetzt zurückprallten.

Nach dem Zusammenbruch der Rekonstruktion – der Neuordnung der politischen Verhältnisse in den Südstaaten – und der damit verbundenen tiefgreifenden sozialen Erschütterung, trat der amerikanische Liberalismus nicht mehr für die Sache des Handwerkers, des Kleinbauern und des unabhängigen Unternehmers ein – der »produzierenden Klasse«, die das Rückgrat der demokratischen Bewegung gebildet hatte. Angesichts der heimischen Unruhe und des Schauspiels, das die Pariser Kommune in Europa bot, identifizierte sich der Liberalismus jetzt, so **E. L. Godkin**, mit den »wohlhabenderen und gesitteteren Klassen«.²⁷⁹ Er unternahm den Versuch, die Gesellschaft von oben her zu reformieren – einen Berufsbeamtenstand aufzubauen, die Selbstverwaltung in den Gemeinden zu brechen und den »besten Mann« an die Macht zu bringen. Als diese Maßnahme die steigende Kampfbereitschaft der militanten Arbeiterklasse und des radikalen Bauernstandes nicht mehr eindämmen konnte, entwickelten die Reformer im Namen der Fortschrittlichkeit ihre eigene Version eines »kooperativen Gemeinwesens«: allgemeine Schulpflicht, Wohlfahrtskapitalismus, wissenschaftliches Management in der Industrie und im Staatswesen. Der *New Deal* vervollständigte, was der Progressis-

mus begonnen hatte, er konsolidierte die Basis des Wohlfahrtsstaates und sorgte zudem für seinen Überbau. In der Industrie machte das wissenschaftliche Management den Weg frei für *team-work*, und ersetzte die alte autoritäre Herrschaft durch Kooperation. Diese Kooperation ruhte allerdings auf dem technologischen Monopol des Managements und der Reduzierung der Arbeit auf routinemäßige Arbeitsabläufe, die vom Arbeiter nur ungenau verstanden und vom Kapitalisten kontrolliert wurden. In ähnlicher Weise setzte die Ausweitung der sozialen Leistungen voraus, daß der Bürger zum Konsumenten von Sachverständigengutachten reduziert wurde.

Der amerikanische Progressismus, der mit Erfolg den Angriff des radikalen Bauernstandes, der Arbeiterbewegung und der feministischen Phalanx abging, indem er ausgewählten Abschnitten ihrer Programme Gesetzeskraft verlieh, hat heute nahezu jede Spur seines Ursprungs aus dem Liberalismus des 19. Jahrhunderts verloren. Er hat die liberale Auffassung vom Menschen, für den das eigene Interesse absoluten Vorrang hat, verworfen und an seiner Stelle eine therapeutische Konzeption übernommen, die die Existenz irrationaler Motive berücksichtigt und sie in gesellschaftlich konstruktive Kanäle abzuleiten versucht. Er hat das Schlagwort vom *Homo oeconomicus* verworfen und sich bemüht, den »ganzen Menschen« unter die Kontrolle der Gesellschaft zu bringen. Statt nur die Arbeitsbedingungen zu regeln, reguliert er heute auch das Privatleben, indem er die Freizeit nach wissenschaftlichen Prinzipien der sozialen und persönlichen Hygiene organisiert. Er hat die innersten Geheimnisse der Psyche minuziöser ärztlicher Prüfung überantwortet und damit eine ängstliche Selbstbeobachtung ausgelöst, die äußerlich an ein religiöses Sich-Versenken erinnert, aber eher in einem von Angst- als von Schuldgefühlen gequälten Bewußtsein wurzelt, eher in einem narzißtischen denn in einem zwanghaften oder hysterischen Persönlichkeitstyp.

10.4 Die liberale Kritik am Wohlfahrtsstaat

Die neuen Formen gesellschaftlicher Kontrolle, die mit dem Aufstieg des Progressismus einhergehen, haben den Kapitalismus stabilisiert, ohne jedoch irgendeines seiner wahren Probleme zu lösen: die Kluft zwischen arm und reich, den Mangel an Kaufkraft, die mit der stetig wachsenden Produktivität Schritt halten könnte oder die ökonomische Stagnation. Der neue Paternalismus hat verhindert, daß die sozialen Spannungen sich politisch manifestierten, aber nichts an dem geändert, was sie provoziert. Nachdem sich diese Spannungen zunehmend in Verbrechen und Zufallsgewalttätigkeit aufladen, fragen sich manche Kritiker, ob das Wohlfahrtssystem wirklich alles hält, was es versprochen hat. Das System, seine Bedienung und Aufrechterhaltung werden zudem immer kostspieliger. Selbst treue Verfechter des amerikanischen Kapitalismus sind angesichts der steigenden Kosten alarmiert. Die Idee, das Wohlfahrtssystem durch ein garantiertes Mindesteinkommen oder eine negative Einkommenssteuer zu ersetzen, ist ebenfalls positiv erörtert worden. In seinem Buch über das Alter vertritt **David Hackett Fischer** die Ansicht, daß ein nationales Erbschaftssystem, bei dem eine bei der Geburt eines Bürgers ausgeschüttete Kapitalspende zinsgünstig angelegt und die akkumulierten Erträge für seine Altersversorgung aufzukommen hätten, sich »billiger erweisen würde als die gegenwärtigen Regelungen«.²⁸⁰ Die Modifikation oder Preisgabe des Wohlfahrtssystems stellt sich heute also nicht mehr als utopischer Traum, sondern als Gegenstand gesunden und vernünftigen Geschäftsgebarens dar.

Die Gesundheits- und Wohlfahrtsindustrien, die Tätigkeiten professionalisieren, die früher am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft oder im eigenen Heim verrichtet wurden, haben viel zur Förderung des neuen Paternalismus beigetragen und nun bei reiflicher Überlegung Zweifel an den Ergebnissen ihrer eigenen Arbeit bekommen. Angehörige der »Sozialberufe« stellen nun die Wirksamkeit der öffentlichen Einrichtungen und Wohlfahrtsinstitutionen in Frage, die jetzt die früher von normalen Bürgern ausgeübten

Kenntnisse monopolisieren – das Krankenhaus, die Irrenanstalt, das Jugendgericht. Nachdem der Ärztestand das Krankenhaus als unerläßliche Alternative zur Familie erklärt hatte, spielt er neuerdings mit dem Gedanken, daß die Patienten vielleicht besser daran wären, wenn man ihnen erlaubte, zu Hause zu sterben. Die Psychiater haben ähnliche Betrachtungen angestellt, und das nicht nur, weil die vorhandenen Einrichtungen überfüllt sind, sondern weil sie keineswegs die hohe Heilungsrate erreicht haben, die sie ehemals so zuversichtlich vorausgesagt hatten. Anwälte haben begonnen, Kritik an den Gerichten zu üben, weil »vernachlässigte Kinder« von ihren Familien getrennt wurden, ohne den Beweis dafür, daß diese Kinder auch wirklich Schlimmes zu erleiden gehabt hatten und ohne die Gewähr dafür, daß die Heimeinweisung oder die Unterbringung bei Pflegeeltern irgendeine Lösung bot. Sogar der Anspruch der Schule auf das Kind hat allmählich den Rechten der Eltern weichen müssen. Im Prozeß *Wisconsin versus Yoder* (1972) hat der Oberste Gerichtshof dahingehend entschieden, daß Amisch-Eltern²⁸¹ ein Recht darauf haben, ihre Kinder den staatlichen Schulen vorzuenthalten. »Das Kind ist nicht bloß ein Geschöpf des Staates«, meinte das Gericht; »diejenigen, die es hegen und aufziehen und sein Geschick lenken, haben das Recht und, damit verbunden, auch die hohe Pflicht, es für andere, zusätzliche Verpflichtungen auszuersuchen und vorzubereiten.«²⁸²

Wenn auch von den besten Absichten geleitet, schaffen es die Kritiker, die den Wohlfahrtsstaat innerhalb der Voraussetzungen attackieren, die einer kapitalistischen Wirtschaft zugrundeliegen, doch nicht, sich der Revolution der gesellschaftlichen Beziehungen zu stellen, die der Verzicht auf das Wohlfahrtssystem erfordern würde. Die liberale Kritik am neuen Paternalismus ähnelt der Bewegung zur »Humanisierung« des Arbeitsplatzes, die dem Arbeiter eine Illusion von Mitbestimmung gibt, während sie die Kontrollfunktionen des Managements unangetastet läßt. Der Versuch, die Monotonie des Fließbandes dadurch zu mildern, indem man dem Arbeiter erlaubt, mehr als nur einen einzigen Arbeitsgang zu verrichten, ändert nichts an den Umständen, die die Arbeit entwerten – das Monopol des technischen *Know-how*, mit dem das Management alle Phasen der Produktion im voraus festlegt, während der Arbeiter lediglich die Anordnungen des Planungsbüros auszuführen hat. Neuere Vorschläge, das Wohlfahrtssystem zu modifizieren, kränkeln an derselben Begrenztheit. So bricht eine von der *Carnegie Corporation* in Auftrag gegebene Studie über die Familie mit der konventionellen Unterstellung, Eltern seien ihrer Rolle nicht gewachsen, während sie die Definition der Eltern als Konsumenten von Expertendienstleistungen unangetastet läßt.

Kenneth Keniston und die anderen Autoren des *Carnegie*-Berichts sind im Bewußtsein eines »wachsenden Konsensus« überzeugt, daß Eltern, »was die Bedürfnisse ihrer eigenen Kinder angeht, noch immer die besten Experten der Welt« seien.²⁸³ Sie haben erkannt, daß viele Einrichtungen, die sich angeblich in den Dienst der Familie stellen, statt dessen zu ihrer Auflösung beitragen. Die Eltern-»Malaise« liegt, so Keniston, in dem »Bewußtsein, keine Richtlinien oder Hilfen bei der Erziehung der Kinder zu haben, die Elternrolle nicht wirklich auszuüben, und in dem weitverbreiteten Gefühl, persönlich Schuld daran zu sein, wenn etwas schiefgeht«. Die Rehabilitation der Elternrolle, so scheint es, schließt einen Angriff auf das Expertentum und den Wohlfahrtsstaat ein. Und doch hält Keniston unmittelbar vor diesem Angriff jäh inne. Er sieht die Abhängigkeit der Familie von Experten als selbstverständlich an und versucht lediglich, diese Beziehung zu regeln und gesetzlich festzulegen. »Kaum jemand würde bestreiten, daß wir in einer Gesellschaft leben, in der die Eltern sich bei der Erziehung ihrer Kinder mehr und mehr auf die Hilfe und Unterstützung anderer verlassen müssen.« Das überkommene finanzielle Gefüge der Familie besteht nicht mehr; Kinder stellen eher eine finanzielle Last dar als einen Aktivposten; die Schule hat die erzieherischen Funktionen des Elternhauses übernommen, und der Ärztestand hat sich weitgehend die Verantwortung für die Pflege der Gesundheit gesichert. Diese Wandlungen, so Keniston, lassen für die Eltern

wenig mehr übrig als die Position von »leitenden Angestellten in einer großen Firma – verantwortlich für die reibungslose Koordination der vielen Menschen und Arbeitsprozesse, die bei der Produktion des Enderzeugnisses aufeinander abgestimmt werden müssen«.

Diese Analyse legt den Schluß nahe, daß nicht die Eltern kollektiv auf ihrer Kontrolle der Kindererziehung bestehen sollten, sondern daß die Bundesregierung versuchen sollte, die Beziehung zwischen Eltern und Experten auszugleichen. Aber Kenistons Ausführungen belegen, daß die Eltern eine Position einnehmen, die dem Status der Proletarier näher steht als dem der Führungskräfte. Wie die Dinge heute stehen, haben die Eltern, so Keniston, »wenig Autorität gegenüber den Gremien, mit denen sie sich in die Aufgabe der Erziehung ihrer Kinder teilen«; sie verhandeln mit ihnen »aus einer inferioren [unterlegenen] oder hilflosen Position heraus«. Das rührt ganz offensichtlich daher, daß der Staat, nicht die Eltern, die Rechnung für die Dienstleistungen der Experten zahlt oder wenigstens die Schecks ausschreibt (aber die Bürger tragen schließlich als Steuerzahler die Kosten). Wenn die Eltern die Experten selbst verpflichten und bezahlen würden, sähe die Sache wahrscheinlich ganz anders aus.

Es versteht sich von selbst, daß derartige Lösungen den Politikern nicht passen wollen. Maßnahmen dieser Art stehen in zu enger Beziehung zu Populismus, Lokalpatriotismus und einem Restwiderstand gegen den zentralisierten Fortschritt. Sie sind doppelt anrüchig geworden, aus Gründen, denen sich sogar die Gegner des Establishments beugen müssen: man erinnere sich der *Ocean-Hill-Brownsville*-Auseinandersetzung der späten sechziger Jahre. Damals schlug die »Selbstbestimmung der Gemeinde« um in Rassismus und die schulische Erziehung zu rassistischer Propaganda. Aber die Alternative zur Eigenverantwortlichkeit der Gemeinde ist eben mehr Bürokratie. Anstatt sich für eines von beiden zu entscheiden, versuchen die liberalen Reformer, beides zu bekommen. Während sie die Expansion der staatlichen Dienstleistungen für die Familie, eine Garantie der Regierung für Vollbeschäftigung, verbesserten Schutz der gesetzlichen Rechte des Kindes und eine erweiterte Gesundheitsfürsorge empfehlen, schlagen sie gleichzeitig vor, die »Eltern-Mitbestimmung« an allen diesen Programmen auszuweiten. Sie halten das Übergewicht der Experten für unvermeidlich in der Industriegesellschaft, auch wenn sie dieses Übergewicht durch eine Verbesserung der Position der Verbraucher einzuschränken versuchen. Sie unterstellen, daß die Bedürfnisse einer komplexen Gesellschaft den Sieg der industriellen über die handwerkliche Produktion und die Überlegenheit der »Sozialberufe« über die Familie erforderlich machen.

10.5 Bürokratische Abhängigkeit und Narzißmus

Neuere Untersuchungen belegen klar und deutlich, daß das »Spezialistentum« im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert nicht als Reaktion auf klar definierte soziale Bedürfnisse entstanden ist. Statt dessen riefen die neuen Experten erst viele der Bedürfnisse hervor, die sie hätten befriedigen sollen. Sie jonglierten mit den Massenängsten vor Not und Krankheit, benutzten einen willentlich mystifizierenden Jargon, machten volkstümliche Traditionen der Selbsthilfe als rückständig und unwissenschaftlich lächerlich und erzeugten auf diese Weise (wenn auch nicht ohne Widerspruch) den Ruf nach ihren Dienstleistungen oder machten ihn dringlicher. Man kann die Evidenz dieser professionellen Selbstförderung nicht länger mit der soziologischen Binsenweisheit abtun, daß »die moderne Gesellschaft die Individuen in Beziehungen verstrickt ..., die sehr viel komplexer sind als die, mit denen ihre Vorfahren ... sich auseinanderzusetzen hatten«.²⁸⁴

Die Abhängigkeit der Familie von speziellen Dienstleistungen, die sie nur wenig beeinflussen kann, ist typisch für ein viel allgemeineres Phänomen: die Aushöhlung des Selbstvertrauens und der normalen bürgerlichen Fähigkeiten durch das Anwachsen gigantischer Körperschaften und der Staatsbürokratie, die sie stützt. Die Großunterneh-

men und der Staat kontrollieren heute ein solches Maß von unerläßlichem *Knowhow*, daß **Durkheims** Bild der Gesellschaft als einer »Nährmutter«, von der aller Segen ausgeht, sich mehr und mehr mit der Alltagserfahrung des Bürgers deckt. Der neue Paternalismus hat an die Stelle persönlicher Abhängigkeit nicht bürokratische Vernunft gesetzt, wie die Theoretiker der modernen Soziologie (beginnend mit **Max Weber**) nahezu einmütig unterstellen, sondern eine neue Form der Abhängigkeit von der Bürokratie geschaffen. Was für Sozialwissenschaftler wie ein nahtloses Gewebe von »Interdependenz« aussieht, ist in Wirklichkeit die Abhängigkeit des Individuums von der Organisation, des Bürgers vom Staat, des Arbeiters vom Manager und der Eltern von den »Sozialberufen«. **Thomas L. Haskell** zeigt in seiner Studie über die Professionalisierung der Sozialwissenschaften, daß »der Konsensus der Fachleute« zustande kam durch die Reduzierung der Laien auf bloße Inkompetenz.

Je mehr die Vergeltungsjustiz einer therapeutischen Justiz weicht, desto eher endet, was als Protest gegen eine allzu simple Moral begann, mit der Zerstörung des moralischen Verantwortungsgefühls überhaupt. Die therapeutische Justiz verlängert die kindliche Abhängigkeit bis ins Erwachsenenalter und beraubt den Bürger seiner gesetzlichen Hilfsmittel gegen den Staat. Früher beruhte die Rechtsprechung auf der Gegnerschaft zwischen Staat und Rechtsbrecher und erkannte die überlegene Macht des Staates dadurch an, daß sie dem Angeklagten wichtige verfahrensmäßige Vorteile einräumte. Die ärztliche Jurisprudenz bezieht dagegen den Straffälligen in die Kontrolle seiner selbst ein. Der moralischen Verantwortung in dem Augenblick entbunden, da ihm die Krankenrolle bestätigt wird, arbeitet er gemeinsam mit den Ärzten an »seiner Heilung«.

Die psychiatrische Kritik am Gesetz erhebt, wie überhaupt die generelle Attacke der Therapeuten auf die Autorität, den Austausch der unpersönlichen, schiedsrichterlichen Autorität der Gerichte durch die persönliche Behandlung zur Tugend. So beklagte ein Spezialist für Rechtssoziologie, der vorhatte, »wissenschaftliche Therapien an die Stelle legaler Sanktionen – der ›Justiz‹ – treten zu lassen«, die Irrationalität der Gerichtsverfahren:

Das Konzept der Justiz enthält ein Element von »Fatum«, das im Konzept der wissenschaftlichen Behandlung nicht existiert. Der Straffällige bekommt nur das, was er sich selbst eingebrockt hat ... Die Gesellschaft als Ganzes ist ohne Tadel. Der Kriminelle hat seine Wahl selbst getroffen.

Während die »Art und Weise des Umgangs mit einem menschlichen Problem bei einem Richter typisch unwissenschaftlich ist«, behandelt die Therapie den Kriminellen oder Patienten als Opfer und rückt damit das Problem ins richtige Licht. Die Akzentverschiebung von »Sünde« zu »Krankheit« ist, diesem Autor zufolge, der Beginn der »Einführung von Wissenschaft und persönlicher Reaktion in menschliche Konflikte« und der Anerkennung gesellschaftlicher als medizinischer Probleme, bei denen die »Zusammenarbeit mit dem Therapeuten« zum »wahrscheinlich entscheidenden Problem für den Rechtsbrecher« wird.²⁸⁵

Die ärztliche Gerechtigkeit teilt mit der aufgeklärten Pädagogik und Kindererziehung die Tendenz, Abhängigkeit als Lebensstil zu fördern. Die therapeutischen Denkweisen und Praktiken entbinden ihr Objekt, den Patienten, von einem kritischen Urteil und erlassen ihm die moralische Verantwortung. Krankheit wird definiert als Überflutung des Patienten durch Kräfte, die außerhalb seiner bewußten Kontrolle liegen. Lernt der Patient die realistische Bewertung seiner eigenen Verantwortlichkeit – als »Begreifen« seiner eigenen hilflosen und kranken Verfassung –, ist dies der erste Schritt zur Besserung (oder zur permanenten Invalidität, je nachdem). Die Therapie bezeichnet als Krankheit, was sonst als haltlose oder vorsätzliche Handlung gilt; damit gibt sie dem Patienten ein Mittel an die Hand, die Krankheit zu bekämpfen (oder sich darein zu fügen), statt irra-

tional die Schuld bei sich selbst zu suchen. Wenn sie jedoch in unangemessener Weise über das Behandlungszimmer ausgedehnt wird, fördert die therapeutische Moral die fortschreitende Auflösung des moralischen Gefühls. Dementsprechend besteht eine enge Verbindung zwischen dem Schwund der moralischen Verantwortung und dem Verfall der Fähigkeit, sich selbst zu helfen – in den von **John R. Seeley** benutzten Kategorien: zwischen der Eliminierung von Schuldhaftekeit und der Eliminierung von Kompetenz: »Wer sagt: ›Du bist nicht schuldig‹, sagt auch: ›Du kannst dir selbst nicht helfen.«²⁸⁶ Die Therapie legitimiert das Abweichen von der Norm als Krankheit, erklärt den Patienten jedoch gleichzeitig für unfähig, allein mit seinem Leben zurechtzukommen, und liefert ihn den Händen der Spezialisten aus. Je mehr therapeutische Standpunkte und Praktiken allgemeine Anerkennung finden, desto mehr Menschen fühlen sich nicht imstande, die Verantwortung eines Erwachsenen zu übernehmen und werden in irgendeiner Form vom Arzt abhängig.

Der psychische Ausdruck dieser Abhängigkeit ist der Narzißmus. In seiner pathologischen Spielart entsteht der Narzißmus als Abwehr gegen das Gefühl hilfloser Abhängigkeit während der frühen Kindheit, dem er mit »blindem Optimismus« und grandiosen Illusionen über eine eigene Selbständigkeit zu begegnen sucht. Da die moderne Gesellschaft die Erfahrung der Abhängigkeit bis ins Erwachsenenleben hinein verlängert, fördert sie mildere Formen von Narzißmus auch bei Menschen, die sich sonst womöglich mit den unausweichlichen Grenzen ihrer persönlichen Freiheit und Macht ausgehört hätten – Grenzen, die im Wesen der *Condition humaine* liegen –, indem sie Fähigkeiten als Arbeiter oder Eltern entwickelt hätten. Aber im selben Augenblick, in dem unsere Gesellschaft es zunehmend schwerer macht, Befriedigung in Liebe und Arbeit zu finden, überrieselt sie jeden einzelnen mit vorgefabrizierten Träumen von totaler Befriedigung. Der neue Paternalismus predigt nicht Selbstverleugnung, sondern Selbstverwirklichung. Er agiert im Sinne der narzißtischen Impulse und vereitelt ihre Mäßigung durch die Entwicklung lustvoller Selbstverläßlichkeit, sogar in einem begrenzten Bereich – unter günstigen Bedingungen eine Begleiterscheinung der Reifung. Während er oben drein überwältigende Phantasien von Omnipotenz fördert, entwertet der neue Paternalismus bescheidenere Träume, läßt die Fähigkeit zu Zweifeln verkümmern und verbaut den Zugang zu harmlosen Ersatzbefriedigungen, vor allem in Kunst und Spiel, die das Gefühl der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins – typisch narzißtische Merkmale – zu lindern vermögen.

Unsere Gesellschaft ist also in doppeltem Sinne narzißtisch. Menschen mit narzißtischer Persönlichkeitsstruktur spielen, wenn auch nicht unbedingt häufiger als früher, in der zeitgenössischen Wirklichkeit eine auffällige Rolle und bringen es häufig zu beträchtlichem beruflichem Ansehen. Diese Zelebritäten blühen auf dem Humus der kritiklosen Bewunderung der Massen und geben im öffentlichen wie im Privatleben den Ton an, da der Starkult keine Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre anerkennt. Die *beautiful people* (die Schönen und die Reichen) – um diesen modischen Ausdruck zu benutzen, der nicht nur reiche Globetrotter einschließt, sondern alle, die sich, und wenn auch nur kurz, im hellen Licht der Kameras sonnen – leben die Phantasie des narzißtischen Erfolgs aus, die aus nichts anderem als dem Wunsch besteht, überall und immer bewundert zu werden, und zwar nicht für seine Leistungen, sondern einfach als man selbst, unkritisch und ohne jeden Vorbehalt.

Die moderne kapitalistische Gesellschaft läßt nicht nur narzißtische Persönlichkeiten prominent werden, sondern kitzelt auch bei jedermann narzißtische Züge heraus und gibt ihnen Nahrung. Sie tut es auf vielerlei Art: indem sie Narzißmus auffällig und in attraktiver Gestalt zur Schau stellt; indem sie die elterliche Autorität aushöhlt und damit den Kindern das Erwachsenwerden erschwert; vor allem aber, indem sie so viele und verschiedenartige Formen bürokratischer Abhängigkeit hervorbringt. Diese Abhängigkeit, die sich zunehmend weiter ausbreitet in einer Gesellschaft, die nicht nur

paternalistisch, sondern auch maternalistisch ist, macht es den Menschen immer schwerer, die Schrecknisse der Kindheit hinter sich zu lassen und die Annehmlichkeiten des Erwachsenenalters zu genießen.

10.6 Die konservative Kritik an der Bürokratie

Die Kritik am neuen Paternalismus, die noch im politischen Liberalismus befangen ist, protestiert gegen die Kosten, die zur Aufrechterhaltung des Wohlfahrtsstaates nötig sind – gegen die »menschlichen Kosten« wie gegen die Kosten für den Steuerzahler – ohne jedoch das Übergewicht der Manager- und Expertenklasse zu beanstanden. Andere kritische Attacken, die die Bürokratie als das größte Übel anprangert, fußen auf einer konservativen Idealisierung des altmodischen Individualismus. In ihrer Opposition gegen den bürokratischen Zentralismus ist die konservative Kritik an der Bürokratie weniger unbestimmt – es sei denn, sie kommt von Vertretern der äußeren Rechten, die die Planwirtschaft ablehnen und noch immer für gigantische Rüstungsinvestitionen plädieren – und ähnelt oberflächlich der radikalen Kritik, wie sie im vorliegenden Buch umrissen wurde. Sie beklagt den Autoritätsschwund, das Absinken des schulischen Standards und die Ausbreitung der allgemeinen Permissivität. Sie weigert sich jedoch, die Beziehung zwischen diesen Entwicklungen und den Aufstieg des Monopolkapitalismus zu sehen und anzuerkennen – zwischen Staats- und Industriebürokratie.

»Der große historische Konflikt zwischen Individualismus und Kollektivismus teilt die Menschheit in zwei feindliche Lager«, schrieb **Ludwig von Mises** in seiner Studie über die Bürokratie. Das freie kapitalistische Unternehmen, so von Mises, beruht auf der rationalen Kalkulation von Profit und Verlust, während das bürokratische Management »nicht durch ökonomische Kalkulation überprüft werden kann«. Wenn sie über ihren legitimen Bereich – die Ausführung der Gesetze und die nationale Verteidigung – hinauswächst, untergräbt die Bürokratie jede individuelle Initiative und »ersetzt das freie Unternehmertum durch die Kontrollmacht der Regierung«. Sie ersetzt Rechtsstaatlichkeit durch die Diktatur des Staates. Der Kapitalismus der freien Marktwirtschaft befreit, indem er Arbeit in ein Gebrauchsgut verwandelt, »den Lohnabhängigen von jeder persönlichen Anhängigkeit« und trennt die »Bewertung jeder individuellen Leistung ... vom Persönlichkeitswert«. Umgekehrt untergräbt der bürokratische Kollektivismus die »kühle Rationalität und Objektivität der kapitalistischen Beziehungen« und macht den Normalbürger zum Opfer des »Berufspropagandisten der Bürokratisierung«, der ihn mit seinen »leeren Reizworten« und seinen esoterischen Verwirrspielen verunsichert. »Im Kapitalismus ist jedermann seines Glückes Schmied«. Im Sozialismus aber – und »es gibt«, laut von Mises, »keinen möglichen Kompromiß zwischen diesen beiden Systemen, keinen dritten Weg« – »wird der Weg nach oben nicht durch Leistung, sondern durch die Gunst der Vorgesetzten«²⁸⁷ geebnet.

Dieses Argument krankt an der Idealisierung, mit der die Konservativen die durch den freien Markt ermöglichte persönliche Autonomie sehen, samt ihrer Bereitschaft, dem Staat ein enormes militärisches Potential zuzubilligen, solange dieses Potential nicht mit dem »freien« Unternehmertum kollidiert. Es kann die Ausbreitung der Bürokratie in der Industrie aber nicht erklären. »Der Trend zur bürokratischen Erstarrung ist in der Entwicklung der Wirtschaft nicht angelegt«, so von **Mises**. »Er ist ein Ergebnis des staatlichen Einflusses auf die Wirtschaft«. Das ist seine Antwort auf das liberale Argument, daß der unerbittliche Trend zu wirtschaftlicher Konzentration die Kluft zwischen Eigentum und Unternehmenskontrolle wachsen läßt, eine neue Managerelite hervorbringt und einen zentralistischen Staat ins Leben ruft, das einzige Instrument, das in der Lage ist, sie zu kontrollieren. Die liberale Analyse bedarf jedoch selbst einer Einschränkung. Nicht die »Trennung von Kapitaleigentum und Unternehmenskontrolle« hat die Manageroligarchie erzeugt, sondern die Trennung von Produktion und Planung. Nach der

vollständigen Entzweiung von Hand- und Kopfarbeit monopolisiert das Management das technische Wissen und reduziert den Arbeiter zur menschlichen Maschine; aber die Verwaltung und das fortwährende Auf-den-neuesten-Stand-Bringen dieses Wissens erfordert einen kontinuierlich wachsenden Managerapparat, der organisiert ist nach den Prinzipien des Fabriksystems mit seiner verwickelten Aufgabenstellung. Studien zum Progressismus und zum *New Deal* haben gezeigt, daß die staatliche Wirtschaftslenkung oft nur die Reaktion auf die Forderungen der Wirtschaftsführer war. Kontroll- und Aufsichtsorgane rekrutieren einen Großteil ihres Personals aus der Wirtschaft. Weder die Lenkungs- noch die Wohlfahrtspolitik des Staates beruht auf »unversöhnlichem Haß auf die private Wirtschaft und das freie Unternehmertum«, wie von Mises beklagte, im Gegenteil: Wirtschaftslenkung kontrolliert den Wettbewerb und stabilisiert den Markt, während das Wohlfahrtssystem die »menschlichen Kosten« der kapitalistischen Produktion sozialisiert – wachsende Arbeitslosigkeit, unangemessene Lohnskalen, unzureichende Absicherung gegen Alter und Krankheit – und dazu beiträgt, radikaleren Lösungen vorzubeugen.

In der Tat spielt heute eine Expertenelite von Ärzten, Psychiatern, Sozialwissenschaftlern, Technikern, Sozialfürsorgern und Beamten eine führende Rolle in der Verwaltung des Staates und der »Wissensindustrie«. Aber der Staat und die Wissensindustrie überlappen sich an so vielen Stellen mit den Großunternehmen der Wirtschaft (die sich mehr und mehr in alle Erscheinungsformen der Kultur hineingedrängt haben), und die neuen Experten haben so viele gemeinsame Züge mit den Industriemanagern, daß die Expertenelite nicht als eine unabhängige Klasse, sondern als Zweig des modernen Managements betrachtet werden muß. Die therapeutische Ethik dient nicht allein den »Klasseninteressen« der Experten, wie **Daniel P. Moynihan** und andere zu bedenken geben; sie dient den Interessen des Monopolkapitalismus als Ganzem. Moynihan macht deutlich, daß eine »staatsorientierte« Expertenklasse, weil sie die Impulsivität und nicht die Berechnung als den eigentlichen Determinanten des menschlichen Verhaltens hervorgehoben hat und Verantwortung für die Probleme des einzelnen auf den Staat abwälzt, versucht hat, ein Bedürfnis nach ihren eigenen Dienstleistungen zu wecken. Die Fachleute, so meint er, haben ein natürliches Interesse an der Unzufriedenheit, weil unzufriedene Menschen Beistand bei Experten suchen. Aber dasselbe Prinzip liegt dem gesamten modernen Kapitalismus zugrunde, der ständig neue Bedürfnisse und neue Unzufriedenheiten zu schaffen versucht, die nur durch den Konsum von Gebrauchsgütern besänftigt werden können. Moynihan, dem dieser Zusammenhang bewußt ist, versucht den Fachmann als Nachfolger des Kapitalisten hinzustellen. »Das zur Ideologie erhobene Mitgefühl«, schreibt er, »dient einem Klasseninteresse: es besteht ein ›postindustrieller‹ Überschuß an Funktionären, die, etwa wie Industrielle, die ehemals zur Werbung Zuflucht nahmen, den Bedarf an ihren eigenen Produkten wecken.«²⁸⁸

Die Selbstanpreisung der Experten ist jedoch Seite an Seite mit der Werbewirtschaft entstanden und muß als weitere Phase des gleichen Prozesses gesehen werden, nämlich des Übergangs vom Wettbewerbskapitalismus zum Monopolkapitalismus. Dieselbe historische Entwicklung, die den Bürger zum Kunden machte, verwandelte den Arbeiter aus einem Produzenten in einen Verbraucher. So ging der medizinische und psychiatrische Angriff auf die Familie als technologisch rückständigen Sektor Hand in Hand mit dem Bestreben der Werbewirtschaft, die Menschen davon zu überzeugen, daß industriell gefertigte Produkte den hausgemachten Erzeugnissen überlegen seien. Die Vergrößerung des Managements und die immer zahlreicheren Experten repräsentieren eine neue Art der kapitalistischen Aufsicht, die zuerst in der Fabrik ausgeübt wurde und anschließend die gesamte Gesellschaft erfaßte. Der Kampf gegen die Bürokratie macht deshalb einen Kampf gegen den Kapitalismus nötig. Normalbürger können der Experten herrschaft keinen Widerstand entgegensetzen, wenn sie nicht gleichzeitig über die Produktion und das technische Wissen verfügen, auf dem diese Produktion beruht. Das hartnäk-

kige Beharren auf dem »gesunden Menschenverstand«, so von Mises, wird »die Menschen davor bewahren, den trügerischen Phantasien« professioneller Bürokraten »zum Opfer zu fallen«. ²⁸⁹ Aber gesunder Menschenverstand reicht hier nicht aus. Um die bestehenden Abhängigkeitsstrukturen zu zerbrechen und dem Kompetenzverfall ein Ende zu setzen, werden die Bürger die Lösung ihrer Probleme selbst in die Hand nehmen müssen. Sie müssen sich ihre eigenen »Kompetenzgemeinschaften« schaffen. Erst dann wird die Produktionskapazität des modernen Kapitalismus – im Verein mit den wissenschaftlichen Kenntnissen, die ihr heute zugute kommen – den Interessen der Menschheit dienen.

In einer sterbenden Zivilisation scheint der Narzißmus – im Gewande von persönlicher »Entwicklung« und »Bewußtseinsweiterung« – die höchste Errungenschaft der spirituellen Aufklärung zu verkörpern. Die Treuhänder und Gralshüter dieser Zivilisation hoffen im Grunde lediglich, ihren Zusammenbruch zu überleben. Der Wille, eine bessere Gesellschaft aufzubauen, bleibt jedoch bestehen – im Verein mit lokalen Überlieferungen, Selbsthilfe und gemeinschaftlichem Handeln. Nur die Vision einer neuen Gesellschaft, einer annehmbaren Gesellschaft, ist nötig, um neuen Nachdruck dahinter zu setzen. Die moralische Disziplin, die früher mit dem Ethos der Arbeit verbunden war, hat noch immer eine Bedeutung, die unabhängig ist von der Rolle, die sie früher bei der Verteidigung von Eigentumsrechten gespielt hat. Diese Disziplinierung, die unerlässlich ist für den Aufbau einer neuen Ordnung, besteht noch immer bei denen, die die alte Ordnung nur noch als gebrochenes Versprechen gekannt, dieses Versprechen aber ernster genommen haben als die, die es lediglich für selbstverständlich hielten.

Anmerkungen

- 1 *New York Times*, 8. September 1977.
- 2 **A. E. Parr**, »Problems of Reason, Feeling and Habitat«, *Architectural Association Quarterly* 1 (1969): 9.
- 3 **Ivan Illich**, TOWARD A HISTORY OF NEEDS (New York: Pantheon, 1978), S. 31.
- 4 **Donald Barthelme**, »Robert Kennedy Saved from Drowning«, in UNSPEAKABLE PRACTICES, UNNATURAL ACTS (New York: Farrar, Straus and Giroux, 1968); dt. UNSÄGLICHE PRAKTIKEN, UNNATÜRLICHE AKTE (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1969), S. 60 f.
- 5 **John Cage**, SILENCES, zitiert nach **Susan Sontag**, STYLES OF RADICAL WILL (New York: Farrar, Strauss and Giroux, 1969), S. 94.
- 6 »Das Endzeit-Gefühl ... ist in dem, was wir Modernismus nennen ... geradezu allgegenwärtig«, schreibt **Frank Kermode**. »... Im allgemeinen scheinen wir ein Gefühl der gesellschaftlichen Dekadenz – wie sich am Begriff der Entfremdung zeigt, der, von einem neuen Interesse am jungen Marx gestützt, nie mehr Anklang gefunden hat als heute – mit einem technologischen Utopismus zu kombinieren. In unserer Art und Weise des Nachdenkens über die Zukunft gibt es Widersprüche, die, wenn wir sie offen ins Auge zu fassen gewillt wären, eine gewisse Bemühung um Komplementarität erforderlich machten. Sie liegen in der Regel jedoch zu tief.« (**Frank Kermode**, THE SENSE OF AN ENDING IN THE THEORY OF FICTION [New York: Oxford University Press, 1967], S. 98-100.) **Susan Sontag**, die darauf hinweist, daß »die Menschen die Nachrichten über ihr Geschick auf ganz verschiedene Weise aufnehmen«, stellt die apokalyptische Vorstellungswelt früherer Zeiten der heutigen gegenüber. In der Vergangenheit boten die Erwartungen einer Apokalypse häufig »Anlaß zur radikalen Ausgliederung aus der Gesellschaft«, während sie in unseren Tagen »eine inadäquate Reaktion« auslösen und »ohne große Erregung« hingenommen werden. (**Susan Sontag**, »The Imagination of Disaster« [1965], in AGAINST INTERPRETATION [New York: Dell, 1967], dt. KUNST UND ANTIKUNST [Reinbek: Rowohlt, 1968], S. 246.)
- 7 **Sara Davidson**, »Open Land: Getting Back to the Communal Garden« (1970), wiederabgedruckt in **Gwen B. Carr** (Hrsg.), MARRIAGE AND FAMILY IN A DECADE OF CHANGE (Reading, Mass.: Addison-Wesley, 1972), S. 197.
- 8 **Leslie A. Fiedler**, »The Birth of God and the Death of Man«, *Salmagundi* Nr. 21 (1973), S. 3-26;
Tom Wolfe, »The ›Me‹ Decade and the Third Great Awakening«, in: MAUVE GLOVES & MADMEN, CLUTTER & VINE (New York, 23. August 1976; S. 26-40);
Jim Hougan, DECADENCE. RADICAL NOSTALGIA, NARCISSISM, AND DECLINE IN THE SEVENTIES (New York: Morrow, 1975), S. 32-37, 144, 151, 186-188, 234.
- 9 Hougans Buch reflektiert den gegenwärtigen Glauben an die Vergeblichkeit »bloß politischer Lösungen« (»Die Revolution würde nichts weiter bewirken als einen Wechsel im Management der Krankheit«) und veranschaulicht jenes unzureichende Eingehen auf Krisen und Gefahren, das **Susan Sontag** als so charakteristisch für unsere Epoche bezeichnet. »Es ist verblüffend einfach«, verkündet **Hougan** gleich am Anfang. »Die Dinge fallen auseinander. Es gibt nichts, was man tun könnte. Lassen Sie sich ein Lächeln als Sonnenschirm dienen.«

- 10 Der Revolutionär vom Oberrhein
Norman Cohn, THE PURSUIT OF THE MILLENIUM,
(New York: Harper Torchbooks, 21961);
dt. DAS RINGEN UM DAS TAUSENDJÄHRIGE REICH (München: Francke, 1961), S. 112.
- 11 **Peter Marin**, »The New Narcissism«, Harper's, Oktober 1975, S. 46;
Tom Wolfe, »»The ›Me‹ Decade ...«, S. 40.
- 12 Als Beispiel für die neue Einstellung, die die Vorstellung vom Ich als »Teil eines großen biologischen Stroms« ablehnt, zitiert **Wolfe** eine Reklame für Haarfärbemittel: »Wenn ich nur ein Leben habe, will ich es als Blondine leben!« Es gäbe eine Fülle weiterer Beispiele: so der Werbeslogan für Schlitz (»Sie leben nur einmal; da sollten Sie sich an Genuß gönnen, was Sie kriegen können!«); der Titel eines beliebten Rührstücks lautet ONE LIFE TO LIVE (Du hast nur ein Leben) etc.
- 13 Die Weathermen (auch Weather Underground Organisation, Weatherman [Singular!], Weather People) waren eine linke, militante bzw. terroristische Untergrundorganisation in den USA, die Ende der 1960er bis in die 1970er Jahre aktiv waren. Sie begingen vor allem Bombenanschläge gegen Regierungsgebäude. Siehe auch [Wikipedia](#)
- 14 Susan Stern ist eine in England geborene Publizistin und Sozialwissenschaftlerin.
Susan Stern, WITH THE WEATHERMEN: THE PERSONAL JOURNAL OF A REVOLUTIONARY WOMAN (New York: Doubleday, 1975), S. 23, 27, 87.
- 15 **R. W. B. Lewis**, THE AMERICAN ADAM: INNOCENCE, TRAGEDY, AND TRADITION IN THE NINETEENTH CENTURY (Chicago: University of Chicago Press, 1955);
Quentin Anderson, THE IMPERIAL SELF (New York: Knopf, 1971);
Michael Paul Rogin, FATHERS AND CHILDREN: ANDREW JACKSON AND THE SUBJUGATION OF THE AMERICAN INDIAN (New York: Knopf, 1975), und
»Nature as Politics and Nature as Romance in America«, *Political Theory* 5 (1977): 5-30.
- 16 **Alexis de Tocqueville**, DE LA DÉMOCRATIE EN AMÉRIQUE (1835);
dt. ÜBER DIE DEMOKRATIE IN AMERIKA (Stuttgart 1962), in:
WERKE UND BRIEFE, Bd. I/II.
- 17 **Marin**, THE NEW NARCISSISM, S. 48.
- 18 **Van Wyck Brooks**, AMERICA'S COMING-OF-AGE
(New York: Doubleday, 1958 [1915]), S. 38.
- 19 Im Jahre 1857 kritisierte **Brownson** den Individualismus des modernen Lebens mit Formulierungen, die Klagen des 20. Jahrhunderts vorwegnehmen. »Das Werk der Zerstörung, das mit der Reformation einsetzte und eine Ära des Kritizismus und der Revolution eingeleitet hat, ist, wie ich meine, weit genug getrieben worden. Alles, was auflösbar war, ist aufgelöst worden. Alles, was zerstörbar war, ist zerstört worden, und es wäre Zeit, das Werk des Wiederaufbaus zu beginnen – ein Werk der Versöhnung und der Liebe ... Und als erstes müssen wir unsere feindselige Haltung gegenüber der Geschichte aufgeben.« **Orestes Brownson**, 1857, zitiert nach **Perry Miller** (Hrsg.), THE AMERICAN TRANSCENDENTALISTS: THEIR PROSE AND POETRY (New York: Doubleday, 1957), S. 40 f.
- 20 Das Über-Ich, als Funktion der Gesellschaft im Bewußtsein, besteht immer aus verinnerlichten Vorstellungen von Eltern und anderen Autoritätssymbolen; es ist jedoch wichtig, zu unterscheiden zwischen solchen Vorstellungen, die von archaischen, präödiptalen Eindrücken herkommen, und anderen, die aus späteren Eindrücken entstehen und daher eine realistischere Einschätzung der elterlichen Macht reflektieren. Diese zuletzt genannten Vorstellungen tragen strenggenommen zur Bildung des »Ich-Ideals« bei – der Verinnerlichung von Erwartungen anderer sowie jener Charakterzüge, die wir an ihnen bewundern und lieben; im Unterschied zum Ich-Ideal leitet sich das Über-Ich aus früheren Phantasien

her, welche eine beträchtliche Beimischung von Aggression und Wut enthalten, die ihren Ursprung im unvermeidlichen Versagen der Eltern gegenüber den Triebansprüchen des Kindes haben. Aber der aggressive, bestrafende und sogar selbsterstörerische Teil des Über-Ichs wird gewöhnlich von der späteren Erfahrung modifiziert, die frühe Phantasiebilder von den Eltern als verschlingende Ungeheuer mildert. Wenn allerdings diese Erfahrung ausbleibt – und das geschieht häufig in einer Gesellschaft, die alle Formen von Autorität radikal entwertet hat –, steht zu erwarten, daß das sadistische Über-Ich sich auf Kosten der ernstesten, besorgten inneren Stimme entwickelt, die allgemein als Gewissen bezeichnet wird.

- 21 **Morris Dickstein**, GATES OF EDEN: AMERICAN CULTURE IN THE SIXTIES (New York: Basic Books, 1977), S. 227 f.
- 22 **Jerry Rubin**, GROWING (UP) AT THIRTY-SEVEN (New York: M. Evans, 1976), S. 19, 20, 34, 45, 56, 93, 100, 103, 116, 120, 122, 139, 154.
- 23 **Paul Zweig**, THREE JOURNEYS: AN AUTOMYTHOLOGY (New York: Basic Books, 1976), S. 96.
- 24 **Heinz Kohut**, THE ANALYSIS OF THE SELF: A SYSTEMATIC APPROACH TO THE PSYCHOANALYTIC TREATMENT OF NARCISSISTIC PERSONALITY DISORDERS (New York: International Universities Press, 1971); dt. NARZIßMUS. EINE THEORIE DER PSYCHOANALYTISCHEN BEHANDLUNG NARZIßTISCHER PERSÖNLICHKEITSSTÖRUNGEN (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1973), stw S. 206 und 355.
Nützliche, schöpferische Arbeit, die das Individuum mit »ungelösten geistigen und ästhetischen Problemen« konfrontiert und so den Narzißmus für Aktivitäten außerhalb des eigenen Ichs aktiviert, bietet dem Narzißten, laut **Heinz Kohut**, die größte Chance, seine unangenehme Lage zu überwinden. »Ein gewisses schöpferisches Potential – wie begrenzt dies auch immer sein mag – liegt im Erfahrungsbereich vieler Menschen, und die narzißtische Natur des schöpferischen Aktes (die Tatsache, daß der Gegenstand schöpferischen Interesses mit narzißtischer Libido besetzt ist) kann durch gewöhnliche Selbstbeobachtung und Einfühlung nachvollzogen werden.«
- 25 **Donald Barthelme**, »Critique de la Vie Quotidienne« und »Perpetua«, beide in SADNESS (New York: Farrar, Straus and Giroux, 1972), S. 3 und 40.
- 26 **Woody Allen**, WITHOUT FEATHERS (New York: Warner, 1976); dt. OHNE LEIT KEIN FREUD (München: Rogner & Bernhard, 1979), S. 17, 19.
- 27 **Dan Greenberg**, SCORING: A SEXUAL MEMOIR (New York: Doubleday, 1972), S. 13, 81 f.
- 28 **Allen**, OHNE LEIT KEIN FREUD, S. 87.
- 29 **Zweig**, THREE JOURNEYS, S. 46, 67.
- 30 **Frederick Exley**, A FANS'S NOTES: A FICTIONAL MEMOIR (New York: Random House, 1968), S. 99, 131, 231, 328, 361.
- 31 **Fredrick Exley**, PAGES FROM A COLD ISLAND (New York: Random House, 1974), S. 37, 41, 170, 206.
- 32 **Stern**, WITH THE WEATHERMEN, S. 89, 143 f., 231, 243, 255, 262.
- 33 Die Erde bewegt sich, sie ruft mir kein Vertrauen hervor.
Zweig, THREE JOURNEYS, S. 49, 73, 79, 80, 82, 106, 108 f., 149 f., 156, 158, 164, 167, 172.
- 34 Ich will kein Mann sein.
- 35 **Marin**, THE NEW NARCISSISM, S. 47 f.

- 36 **Edwin Schur**, THE AWARENESS TRAP: SELF-ABSORPTION INSTEAD OF SOCIAL CHANGE (New York: Quadrangle – New York Times, 1976), S. 89-91, 99, 122, 193.
- 37 **Richard Sennett**, THE FALL OF PUBLIC MAN (New York: Knopf, 1977), S. 324.
- 38 ebenda, S. 264 f.
- 39 ebenda, S. 86.
- 40 ebenda, S. 220, 223.
- 41 ebenda, S. 220, 259 u.ö.; S. 264.
- 42 Als Beispiele für diese Ideologie vgl.
Nena O'Neill und **George O'Neill**, OPEN MARRIAGE: A NEW LIFE STYLE FOR COUPLES (New York: New American Library, 1972),
 dt. DIE OFFENE EHE (Bern/München: Scherz, 1972);
Robert Francœur und **Anna Francœur**, HOT AND COOL SEX: CULTURES IN CONFLICT (New York: Harcourt, Brace, Jovanovich, 1975);
Mel Krantzler, CREATIVE DIVORCE: A NEW OPPORTUNITY FOR PERSONAL GROWTH (New York: New American Library, 1973),
 dt. DER WEG AUS DEM SCHEIDUNGSSCHOCK (Bern/München: Scherz, 1975);
George R. Bach und **Peter Weyden**, THE INTIMATE ENEMY: HOW TO FIGHT IN LOVE AND MARRIAGE (New York: Avon, 1968);
Manuel J. Smith, WHEN I SAY NO, I FEEL GUILTY: HOW TO COPE, USING THE SKILL OF SYSTEMATIC ASSERTIVE THERAPY (New York: Bantam, 1975).
- 43 **Erich Fromm**, THE HEART OF MAN: ITS GENIUS FOR GOOD AND EVIL (New York: Harper and Row, 1964);
 dt. DAS MENSCHLICHE IN UNS. DIE WAHL ZWISCHEN GUT UND BÖSE (Konstanz: Diana, 1968), S. 5.
- 44 **Sigmund Freud**, MASSENPSYCHOLOGIE UND ICH-ANALYSE (1921), GW XIII, 71-161.
- 45 **Shirley Sugerman**, SIN AND MADNESS: STUDIES IN NARCISSISM (Philadelphia: Westminister Press, 1976);
 dt. NARZISSMUS ALS SELBSTZERSTÖRUNG (Olten/Freiburg: Walter, 1979), S. 16.
- 46 **Jules Henry**, CULTURE AGAINST MAN (New York: Knopf, 1963), S. 322.
- 47 »Es gibt oder gab«, fährt Adorno fort, »einen Heimatbereich des Psychoanalytischen von spezifischer Evidenz; je weiter sie sich davon entfernt, um so mehr droht ihren Thesen die Alternative der Verflachung oder des Wahnsystems. Wenn einer sich verspricht und ein Wort sexueller Färbung herauskommt, wenn einer Platzangst hat oder wenn ein Mädchen schlafwandelt, dann hat die Analyse nicht nur ihre besten therapeutischen Chancen, sondern auch ihren angemessenen Gegenstand, das relativ selbständige, monadologische Individuum als Schauplatz des unbewußten Konflikts zwischen Triebregung und Verbot. Je weiter sie von dieser Zone sich entfernt, desto diktatorischer muß sie umspringen, desto mehr muß sie, was der Realität angehört, ins Schattenreich der psychischen Immanenz hineinreißen. Ihre Illusion dabei ist gar nicht unähnlich der von der ›Allmacht der Gedanken‹, die sie selbst als infantil kritisierte.«
Th. W. Adorno, »Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie«; in GESELLSCHAFTSTHEORIE UND KULTURKRITIK (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1975, es Nr. 772), S. 95-135.
- 48 Die Autoren, die im Gegensatz zur These der vorliegenden Untersuchung dahingehend argumentieren, daß sich kein grundlegender Wandel der Persönlichkeitsstruktur ereignet hat, zitieren diese Stelle, um die Behauptung zu stützen, daß, wenn »wir manche Symptomkonstellationen und Charakterstörungen heute mehr oder weniger häufig als zu Zeiten Freuds zu Gesicht bekommen ... diese Akzentverschiebung hauptsächlich deshalb

eingetreten ist, weil sich unsere klinische Aufmerksamkeit dank der verblüffenden Fortschritte unseres Verständnisses der Persönlichkeitsstruktur verschoben hat« (**James H. Gilfoil** in einer Mitteilung an den Autor, 12. Oktober 1976).

Im Licht dieser Kontroverse bleibt es wichtig festzuhalten, daß Kernberg seiner obigen Feststellung eine Einschränkung hinzufügt: »Dies soll nicht heißen, daß derartige Veränderungen in den Grundformen von Intimität nicht doch über Zeitspannen von mehreren Generationen hin zustande kommen könnten, nämlich wenn kulturelle Grundmuster die Familienstrukturen auf die Dauer dermaßen veränderten, daß dadurch auch die frühe Kindheitsentwicklung betroffen wird.« Eben diesen Aspekt werde ich in Kapitel VII behandeln.

Otto F. Kernberg, BORDERLINE CONDITIONS AND PATHOLOGICAL NARCISSISM (New York: Jason Aronson, 1975); dt.

BORDERLINE-STÖRUNGEN UND PATHOLOGISCHER NARZIßMUS (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978), S. 257.

49 Neuere Theorien über den Narzißmus:

Warren R. Brodey, »Image, Object, and Narcissistic Relationships«, *American Journal of Orthopsychiatry* 31 (1961): S. 505;

Therese Benedek, »Parenthood as a Developmental Phase«, *Journal of the American Psychoanalytic Association* 7 (1959): S. 380-90;

Thomas Freeman, »The Concept of Narcissism in Schizophrenic States«, *International Journal of Psychoanalysis* 44 (1963): S. 295;

Kernberg, BORDERLINE CONDITIONS AND PATHOLOGICAL NARCISSISM, S. 283.

Über den Unterschied zwischen primärem und sekundärem Narzißmus und die charakteristischen Merkmale des letzteren vgl. auch

H. G. Van der Waals, »Problems of Narcissism«, *Bulletin of the Menninger Clinic* 29 (1965): S. 293-310;

Warren M. Bridey, »On the Dynamics of Narcissism«, *Psychoanalytic Study of the Child* 20 (1965): S. 165-193;

James F. Bing und **Rudolph O. Marburg**, »Narcissism«, *Journal of the American Psychoanalytic Association* 10 (1962): S. 593-605;

Lester Schwartz, »Techniques and Prognosis in Treatment of the Narcissistic Personality«, *Journal of the American Psychoanalytic Association* 21 (1973): S. 617-632;

Edith Jacobson, THE SELF AND THE OBJECT WORLD

(New York: International Universities Press, 1964), Kap. 1, besonders S. 17-19;

James F. Bing, **Francis McLaughlin** und **Rudolph Marburg**, »The Metapsychology of Narcissism«, *Psychoanalytic Study of the Child* 14 (1959): S. 9-28.

Freuds »Zur Einführung des Narzißmus« (1914) ist enthalten in GWX, S. 138-170.

50 Charakteristische Merkmale von Charakterstörungen:

Peter L. Giovacchini, PSYCHOANALYSIS OF CHARACTER DISORDERS (New York: Jason Aronson, 1975), S. XV, I, 31;

Heinz Kohut, NARZIßMUS, S. 16, 62, 172;

Annie Reich, »Pathologic Forms of Self-Esteem Regulation«, *Psychoanalytic Study of the Child* 15 (1960): S. 224.

Für eine frühe Beschreibung der Borderline-Bedingungen vergleiche auch

Robert P. Knight, »Borderline States« (1953) in

Robert P. Knight und **Cyrus R. Friedman** (Hrsgg.), PSYCHOANALYTIC PSYCHIATRY AND PSYCHOLOGY: CLINICAL AND THEORETICAL PAPERS

(New York: International Universities Press, 1954): S. 97-109;

und für die Bedeutung des magischen Denkens für diese Bedingungen:

Thomas Freeman, »The Concept of Narcissism in Schizophrenic States«, *International Journal of Psychoanalysis* 44 (1963): S. 293-303;

Geza Roheim, MAGIC AND SCHIZOPHRENIA
(New York: International Universities Press, 1955).

- 51 Die Psychodynamik des pathologischen Narzißmus:
Melanie Klein, »The Oedipus Complex in the Light of Early Anxieties« (1945), in ihren CONTRIBUTIONS TO PSYCHOANALYSIS (New York: McGraw-Hill, 1964): S. 339-367;
Melanie Klein, »Notes on Some Schizoid Mechanisms« (1946) und
Paula Heimann, »Certain Functions of Introjection and Projection in Early Infancy«, in **Melanie Klein** u. a., DEVELOPMENTS IN PSYCHOANALYSIS (London: Hogarth Press, 1952): S. 122-168 und 292-320;
Paula Heimann, »A Contribution to the Reevaluation of the Oedipus Complex: The Early Stages«, in **Melanie Klein** u. a., NEW DIRECTIONS IN PSYCHOANALYSIS (New York: Basic Books, 1957): S. 23-38;
Otto Kernberg, BORDERLINE CONDITIONS AND PATHOLOGICAL NARCISSISM, besonders S. 36, 38, 161, 213, 282, 310 f. ;
Roy R. Grinker u. a., THE BORDERLINE SYNDROME (New York: Basic Books, 1968), S. 102, 105;
Otto Kernberg, »A Contribution to the Ego-Psychological Critique of the Kleinian School«, *International Journal of Psychoanalysis* 50 (1969): S. 317-333 (der Herbert A. Rosenfelds Formulierungen über den Gebrauch der Worte bei einem narzißtischen Patienten zitiert, nämlich zur Interpretationszerstörung).
Über die Psychogenese des sekundären Narzißmus vgl. auch:
Kohut, NARZISSMUS;
Giovacchini, PSYCHOANALYSIS OF CHARACTER DISORDERS;
Brodey, »Dynamics of Narcissism«;
Thomas Freeman, »Narcissism and Defensive Processes in Schizophrenic States«, *International Journal of Psychoanalysis* 43 (1962): S. 415-425;
Nathaniel Ross, »The ›As If‹ Concept«, *Journal of the American Psychoanalytic Association* 15 (1967): S. 59-83.
Über Trauer, vgl.
Freuds »Trauer und Melancholie« (1915) in GWX, 428-446;
Martha Wolfenstein, »How is Mourning Possible?«, *Psychoanalytic Study of the Child* 21(1966): 93-126;
über Psychoanalyse als Lebensstil:
Gilbert J. Rose, »Some Misuses of Analysis as a Way of Life: Analysis Interminable and Interminable ›Analysts‹«, *International Review of Psychoanalysis* 1 (1974): 509-515.
- 52 Wechselnde Grundstrukturen der Pathologie:
Giovacchini, PSYCHOANALYSIS OF CHARACTER DISORDERS, S. 316-17;
Allen Wheelis, The Quest for Identity (New York: Norton, 1958), S. 40 f. ;
Heinz Lichtenstein, »The Dilemma of Human Identity«, *Journal of the American Psychoanalytic Association* 11(1963): S. 186-187;
Herbert Hendin, THE AGE OF SENSATION (New York: Norton, 1975), S. 13;
Michael Beldoch, »The Therapeutic as Narcissist«, *Salmagundi* Nr. 20 (1972), S. 136 und 138;
Burness E. Moore, »Toward a Clarification of the Concept of Narcissism«, *Psychoanalytic Study of the Child* 30 (1975): 265;
Sheldon Bach, zitiert nach *Time*, 20. September 1976;
Rose, »Some Misuses of Analysis«, S. 531;
Joel Kovel, A COMPLETE GUIDE TO THERAPY (New York: Pantheon, 1976), S. 252;
Ilza Veith, HYSTERIA: THE HISTORY OF A DISEASE (Chicago: University of Chicago Press, 1965), S. 273.

- 53 **Rosabeth Moss Kanter**, MEN AND WOMAN OF THE CORPORATION (New York: Basic Books, 1977), *passim*;
Eugene Emerson Jennings, ROUTES TO THE EXECUTIVE SUITE (New York: McGraw-Hill, 1971), *passim*, vor allem Kap. 5 («The Essence of Visiposure»).
- 54 **Michael Maccoby**, THE GAMESMAN: THE NEW CORPORATE LEADERS (New York: Simon and Schuster, 1976);
dt. GEWINNER UM JEDEN PREIS. DER NEUE FÜHRUNGSTYP IN DEN GROßUNTERNEHMEN DER ZUKUNFTSTECHNOLOGIE (Reinbek: Rowohlt, 1976), S. 84 ff.
- 55 **Jennings**, ROUTES TO THE EXECUTIVE SUITE, S. 3.
- 56 ebenda, S. 307 f.
- 57 Nicht nur der Spielmacher hat Angst vor »Überlistung«. **Seymour B. Saranson** sieht sie häufig auch bei Akademikern und Studenten im Hinblick auf ihre Karriere aufkommen. Er vermutet eine Beziehung zwischen der Angst vor Überlistung und der kulturellen Hochschätzung von beruflicher Mobilität und ihrem psychischen Äquivalent, dem persönlichen »Wachstum«. »Bleiben Sie verfügbar, halten Sie sich Ihre Optionen offen, spielen Sie das Spiel lässig – diese Vorsichtsmaßnahmen erwachsen aus dem Gefühl, daß die Gesellschaft alle möglichen versteckten Fallen stellt, um Sie der Freiheit zu berauben, ohne die persönliche Entwicklung unmöglich ist.« (**Seymour B. Saranson**, WORK, AGING, AND SOCIAL CHANGE [New York: Free Press, 1977], Kap. 12)
Diese Angst vor Überlistung oder Stagnation steht ihrerseits in enger Beziehung zur Angst vor Alter und Tod. Die Mobilitätsmanie und der »Wachstums«-Kult können teilweise selbst als Ausdruck der Angst vor dem Alter gesehen werden, die in der amerikanischen Gesellschaft derart intensiv geworden ist. Mobilität und Wachstum bzw. Entwicklung bestätigen dem Individuum, daß es dem Tod zu Lebzeiten, wie ihn das Alter darstellt, noch nicht verfallen ist.
- 58 **Wilfrid Sheed**, OFFICE POLITICS (New York: Farrar, Straus and Giroux, 1966), S. 172.
- 59 **Jennings**, ROUTES TO THE EXECUTIVE SUITE, S. 61, 64, 66, 69, 72, 181.
- 60 Sie hat in der Tat keinen Bezug zu irgend etwas, das außerhalb des Selbst liegt. Das neue Erfolgsideal ist jeden Inhaltsbar. »Leistung bedeutet Erfolg haben«, sagt **Jennings**. Erfolg ist gleich Erfolg. Man beachte die Konvergenz von Erfolg im Geschäftsleben und Berühmtheit in der Welt von Politik oder Unterhaltungsindustrie, die auch von »Sichtbarkeit« und »Charisma« abhängt und nur durch sich selbst definiert werden kann. Das einzig bedeutsame Attribut von Berühmtheit ist, daß man eben berühmt ist und gefeiert wird; niemand weiß, warum.
- 61 **Susan Sontag**, »Photography Unlimited«, *New York Review*, 23. Juni 1977;
dt. ÜBER PHOTOGRAPHIE (München: Hanser, 1978), S. 98.
- 62 **Jennings**, ROUTES TO THE EXECUTIVE SUITE, S. 4.
- 63 **Gail Sheehy**, PASSAGES. PREDICTABLE CRISES OF ADULT LIFE (New York: Dutton, 1976);
dt. IN DER MITTE DES LEBENS (München: Kindler, 1977), S. 366 u. 374.
- 64 **Kernberg**, BORDERLINE-STÖRUNGEN UND PATHOLOGISCHER NARZISSMUS (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978), S. 274.
- 65 **Robin Williams**, AMERICAN SOCIETY (New York: Knopf, 1970), S. 454 f.
- 66 **Philip Rieff**, FREUD. THE MIND OF THE MORALIST (New York: Doubleday, 1961), S. 372.
- 67 Titel eines äußerst erfolgreichen Memoirenbuches von **Xaviera** (A.d.Ü.).

- 68 Hauptfigur des gleichnamigen Romans von **Daniel Defoe** (A.d.Ü.).
- 69 **Cotton Mather**, A CHRISTIAN AT HIS CALLING (1701), erneut in **Moses Richin** (Hrsg.), THE AMERICAN GOSPEL OF SUCCESS (Chicago: Quadrangle Books, 1965), S. 23, 25, 28;
John Cotton, »Christian Calling« (1664), erneut in **Perry Miller** und **Thomas H. Johnson** (Hrsg.), THE PURITANS (New York: American Book Company, 1938), S. 324.
- 70 Alle Versuche, Franklins »Kunst der Tugend« auf eine reine Ethik des Geldverdienens und der Selbstförderung zu reduzieren, verfehlen ihre feineren Nuancen. »Allerdings sind nun«, schrieb **Max Weber** in DIE PROTESTANTISCHE ETHIK UND DER GEIST DES KAPITALISMUS, »alle moralischen Vorhaltungen Franklins utilitaristisch gewendet: die Ehrlichkeit ist *nützlich*, weil sie Kredit bringt ... Und in der Tat: wer in seiner Selbstbiographie die Erzählung von seiner »Bekehrung« zu jenen Tugenden gelesen hat ..., muß notwendig zu dem Schluß kommen, daß nach Franklin jene wie alle Tugenden auch *nur* soweit Tugenden sind, als sie in concreto dem einzelnen nützlich sind ... Der Mensch ist auf das Erwerben als Zweck seines Lebens, nicht mehr das Erwerben auf den Menschen als Mittel zum Zweck der Befriedigung seiner materiellen Lebensbedürfnisse bezogen.« **D. H. Lawrence** brachte in seinen STUDIES IN CLASSIC AMERICAN LITERATURE eine ganz ähnliche Auffassung zum Ausdruck. Diese Deutung läßt die für die bürgerliche Weltanschauung des 18. Jahrhunderts so bedeutsamen Zusammenhänge zwischen Geldverdienens, Soziabilität und dem Fortschritt nützlicher Fertigkeiten außer acht, zwischen dem Geist des Kapitalismus und dem Erfindungsgeist und der Betonung handwerklicher Qualität. Selbstverbesserung ist in Franklins Augen nicht gleichbedeutend mit Vorankommen; tatsächlich bedeutete Ehrgeiz im 18. Jahrhundert eher eine Tugend im Sinne Hamiltons als im Sinne von Franklin oder Jefferson.
Max Weber, DIE PROTESTANTISCHE ETHIK UND DER GEIST DES KAPITALISMUS (1904/05, ern. Hamburg: Siebenstern: ⁴1975), S. 43 f.
Eine andere Interpretation der Bedeutung von Selbstförderung im 18. Jahrhundert, die ihren Nuancen mehr Aufmerksamkeit schenkt, bietet **John G. Cawelti**, APOSTLES OF THE SELF-MADE MAN (Chicago: University of Chicago Press, 1965), Kap. 1.
- 71 **P. T. Barnum**, »The Art of Money-Getting«, in **Rischin**, GOSPEL OF SUCCESS, S. 47-66.
- 72 **Beecher** über das »wahre Ideal von Glück«, zitiert nach **Cawelti**, APOSTLES OF THE SELF-MADE MAN, S. 53.
- 73 **Irvin G. Wyllie**, THE SELF-MADE MAN IN AMERICA: THE MYTH OF RAGS TO RICHES (New York: Free Press, 1966), S. 43.
- 74 **James Freeman Clarke**, SELF-CULTURE: PHYSICAL, INTELLECTUAL, MORAL AND SPIRITUAL (Boston: Osgood, 1880), S. 266;
»Disziplin des Alltagslebens«: namenloser Industrieller, zitiert nach **Wyllie**, SELF-MADE MAN, S. 96.
Über Selbst-Bildung vgl. auch **Cawelti**, APOSTLES OF THE SELF-MADE MAN, Kap. 3.
- 75 **Cawelti**, APOSTLES OF THE SELF-MADE MAN, S. 171; 176 f.; 182 f. (»Willenskraft ...«).
- 76 **Dale Carnegie**, zitiert ebenda, S. 210.
- 77 **Napoleon Hill**, zitiert ebenda, S. 21.
- 78 **Robert L. Shook**, WINNING IMAGES (New York: MacMillan, 1977), S. 22.
- 79 **John McNaughton**, zitiert nach **Neil Sheehan** u. a., THE PENTAGON PAPERS (New York: New York Times-Quadrangle, 1971), S. 366, 442.

- 80 **Daniel Boorstin**, THE IMAGE: A GUIDE TO PSEUDO-EVENTS IN AMERICA (New York: Atheneum, 1972 [1961]), S. 205;
dt. DAS IMAGE ODER WAS WURDE AUS DEM AMERIKANISCHEN TRAUM (Reinbek: Rowohlt, 1964), S. 178.
- 81 **Emerson Jennings**, ROUTES TO THE EXECUTIVE SUITE (New York: McGraw-Hill, 1971), S. 29 f.
- 82 **Pat Watters**, THE ANGRY MIDDLE-AGED MAN (New York: Grossman, 1976), S. 24.
- 83 In den fünfziger Jahren stellte sich der leitende Angestellte eine attraktive, gesellschaftlich überzeugende Frau als wichtiges Plus seiner Laufbahn vor. Heute werden Manager vor dem »offensichtlich ernsthaften Konflikt zwischen Heirat und Berufslaufbahn« gewarnt. Eine neuere Untersuchung vergleicht die »Manager als Elite« mit den Janitscharen, den Elitesoldaten des osmanischen Reiches, die bereits als Kinder ihren Eltern entrisen und vom Staat aufgezogen wurden und nie die Erlaubnis zur Heirat erhielten. »Ein junger Mann, der eine [Management-]Laufbahn ins Auge faßt, darf sich getrost als einen solchen modernen Janitscharen sehen – und muß sich sehr, sehr ernsthaft überlegen, ob sich eine Ehe mit seinem besonderen Leben vereinbaren läßt.«
Jennings, ROUTES TO THE EXECUTIVE SUITE, S. 12, 240.
Sollten Führungskräfte heiraten? **O. William Battalia** und **John J. Tarrant**, THE CORPORATE EUNUCH (New York: Crowell, 1973), S. 65, 71.
- 84 **Thomas Szasz**, THE MYTH OF MENTAL ILLNESS (New York: Harper and Row, 1961), S. 275 f.;
dt. GEISTESKRANKHEIT, EIN MODERNER MYTHOS? (Olten/Freiburg: Walter, 1972).
- 85 **Joseph Heller**, SOMETHING HAPPENED (New York: Knopf, 1974), S. 414;
dt. WAS GESCHAH MIT SLOCUM? (Frankfurt/M.: Fischer, 1975), S. 486.
- 86 **Jennings**, ROUTES TO THE EXECUTIVE SUITE, S. 7.
- 87 zitiert nach **Stephen Marglin**, »What Do Bosses Do?«, *Review of Radical Political Economics* 6 (1974): S.60-112; 7 (1975): S. 20-37.
- 88 **Michael Maccoby**, GEWINNER UM JEDEN PREIS, S. 182. 89 ff.
- 89 zu Wandlungen im amerikanischen Nationalcharakter, vgl.
David Riesman, THE LONELY CROWD: A STUDY OF THE CHANGING AMERICAN CHARACTER (New Haven: Yale University Press, 1950);
dt. DIE EINSAME MASSE (Reinbek: Rowohlt, 1958);
William H. Whyte jr., THE ORGANIZATION MAN (New York: Simon and Schuster, 1956),
dt. HERR UND OPFER DER ORGANISATION (Düsseldorf: Econ, 1958);
Erich Fromm, ESCAPE FROM FREEDOM (New York: Rinehart, 1941), und
MAN FOR HIMSELF (New York: Holt, Rinehart, and Winston, 1947);
dt. DIE FURCHT VOR DER FREIHEIT (Zürich: Rascher 1945), und
PSYCHOANALYSE UND ETHIK (Zürich: Rascher, 1954);
Karen Horney, THE NEUROTIC PERSONALITY OF OUR TIME (New York: Norton, 1937),
dt. DIE NEUROTISCHE PERSÖNLICHKEIT UNSERER ZEIT (München: Kindler, o. J.);
Margaret Mead, AND KEEP YOUR POWDER DRY (New York: Morrow, 1943),
dt. UND HALTET EUER PULVER TROCKEN (München: Piper, 1946);
Geoffrey Gorer, THE AMERICAN PEOPLE: A STUDY IN NATIONAL CHARACTER (New York: Norton, 1948),
dt. DIE AMERIKANER. EINE VÖLKERPSYCHOLOGISCHE STUDIE (Reinbek: Rowohlt, 1962);
Allen Wheelis, THE QUEST FOR IDENTITY (New York: Norton, 1958).
- 90 **Fromm**, ESCAPE FROM FREEDOM, S. 242 f.

- 91 **Martha Wolfenstein**, »Fun Morality« (1951), erneut in **Margaret Mead und Martha Wolfenstein** (Hrsg.), CHILDHOOD IN CONTEMPORARY CULTURE (Chicago: University of Chicago Press: 1955), S. 168-176.
- 92 **Manuel J. Smith**, WHEN I SAY NO, I FEEL GUILTY (New York: Bantam, 1975), S. 22; **Eric Berne**, GAMES PEOPLE PLAY: THE PSYCHOLOGY OF HUMAN RELATIONSHIPS (New York: Ballantine, 1964), passim; dt. SPIELE DER ERWACHSENEN (Reinbek: Rowohlt, 1967).
- 93 **David Riesman, Robert J. Potter und Jeanne Watson**, »Sociability, Permissiveness, and Equality«, *Psychiatry* 23 (1960): S. 334-336.
- 94 **Lee Rainwater**, BEHIND GHETTO WALLS: BLACK FAMILIES IN A FEDERAL SLUM (Chicago: Aldine, 1970), S. 388 f.
- 95 **M. de Sade**, »Über die Republikanische Idee« [»Franzosen, noch einen Schritt, wenn Ihr Republikaner sein wollt«], in DIE PHILOSOPHIE IM BOUDOIR (München: Rogner & Bernhard, 1972), S. 266.
- 96 Zitiert nach: **Malcolm Cowley**, EXILE'S RETURN. A LITERARY ODYSSEY OF THE 1920s (New York: Penguin, 1976 [1934]), S. 261.
- 97 Die Effizienz-Bewegung und das wissenschaftliche Management:
Raymond E. Callahan, EDUCATION AND THE CULT OF EFFICIENCY (Chicago: University of Chicago Press, 1962);
Samuel Haber, EFFICIENCY AND UPLIFT: SCIENTIFIC MANAGEMENT IN THE PROGRESSIVE ERA (Chicago: University of Chicago Press, 1964);
David F. Noble, AMERICA BY DESIGN: SCIENCE, TECHNOLOGY, AND THE RISE OF CORPORATE CAPITALISM (New York: Knopf, 1977);
Harry Braverman, LABOR AND MONOPOLY CAPITALISM (New York: Monthly Review Press, 1974), Teil 1,
dt. DIE ARBEIT IM MODERNEN PRODUKTIONSPROZESS (Frankfurt/M.: Campus, 1977).
Das Taylor-Zitat findet sich bei
Callahan, EDUCATION AND THE CULT OF EFFICIENCY, S. 40.
Für die Äußerung von Filene vgl.
Stuart Ewen, CAPTAINS OF CONSCIOUSNESS: ADVERTISING AND THE SOCIAL ROOTS OF THE CONSUMER CULTURE (New York: McGraw-Hill, 1976), S. 54 f.
Über Fords »soziologische« Experimente vgl.
Roger Burlingame, HENRY FORD (New York: New American Library, 1956), S. 64 f.
- 98 **Coolidge**, zitiert nach **Ewen**, CAPTAINS OF CONSCIOUSNESS, S. 37.
- 99 **Guy Debord**, LA SOCIÉTÉ DU SPECTACLE (Paris: Buchet-Chastel, 1967), S. 36.
- 100 **Paul H. Nystrom**, ECONOMICS OF FASHION (New York: Ronald Press, 1928), S. 67 f.
- 101 Ebenda, S. 73, 134 f.
- 102 **Boorstein**, DAS IMAGE, S. 246.
- 103 **Jacques Ellul**, PROPAGANDA. THE FORMATION OF MEN'S ATTITUDE (New York: Knopf, 1965), S. 53 (Fußn.), 57 (Fußn.);
für die Position des *Office of War Information* zum Holocaust vgl. das Memorandum von Arthur Sweetser and Leo Rosten, 1. Februar 1942, zitiert in
Eric Hanin, WAR ON OUR MINDS: THE AMERICAN MASS MEDIA IN WORLD WAR II (Phil. Diss., University of Rochester, 1976), Kap. 4, Anm. 6.
- 104 zitiert nach **David Eakins**, »Policy-Planning for the Establishment«, in **Ronald Radosh und Murray Rothbard** (Hrsg.), A NEW HISTORY OF LEVIATHAN (New York: Dutton, 1972), S. 198.

- 105 **Andrew Kopkind**, »The Future Planners«, *New Republic*, 25. Februar 1967, S. 19.
- 106 **Theodore C. Sorensen**, *KENNEDY* (New York: Harper and Row, 1965), S. 245-248, 592; dt. *KENNEDY* (München: Piper, 1966).
- 107 Sitz der legendären Tafelrunde König Arthurs, mit dessen Glanz und Mythos Kennedy von seinen Anhängern in Verbindung gebracht wurde (A.d.Ü.).
- 108 Nixon-Kennedy-Debatte.
Richard M. Nixon, *SIX CRISES* (New York: Doubleday, 1962), S. 252, 277, 353-358;
Bruce Mazlish, *IN SEARCH OF NIXON* (New York: Basic Books, 1972), S. 72 f.
- 109 Watergate: **J. Anthony Lukas**, *NIGHTMARE. THE UNDERSIDE OF THE NIXON YEARS* (New York: Viking, 1976), besonders S. 297 für die Unterredung Nixons mit Haldeman am 20. März 1973.
- 110 Straßentheater der Neuen Linken: **Dotson Rader**, »Princeton Weekend with the SDS«, *New Republic*, 9. Dezember 1967, S. 15 f.;
Greg Calvert zitiert nach *New York Times*, 7. Mai 1967.
Über Aufstieg und Niedergang des SDS vgl.
Kirkpatrick Sale, *SDS* (New York: Random House, 1973).
- 111 **R. G. Davis**, zitiert in *Express-Times* (San Francisco), 21. März 1968.
- 112 Im Original deutsch (A.d.Ü.).
- 113 **Jerry Rubin**, *GROWING (UP) AT THIRTY-SEVEN* (New York: Evans, 1976), S. 49.
- 114 **Otto F. Kernberg**, *BORDERLINE-STÖRUNGEN UND PATHOLOGISCHER NARZISSMUS*, S. 269.
- 115 **Heinz Kohut**, *NARZISSMUS*, Stw S. 107.
- 116 **Edgar Morin**, *L'ESPRIT DU TEMPS* (Paris: Bernard Grasset, 1962), Kap. 10.
- 117 **Kernberg**. a.a.O., S. 234-36;
Jules Henry, *CULTURE AGAINST MAN* (New York: Knopf, 1963), S. 223, 226, 228 f.
- 118 **Joseph Heller**, *WAS GESCHAH MIT SLOCUM?*, S. 234.
- 119 **Joyce Maynard**, *LOOKING BACK: A CHRONICLE OF GROWING UP OLD IN THE SIXTIES* (New York: Doubleday, 1973), S. 3 f.
- 120 Über Realismus und Anti-Realismus im Theater.
Elizabeth Burns, *THEATRICALITY: A STUDY OF CONVENTION IN THE THEATRE AND IN SOCIAL LIFE* (New York: Harper and Row, 1972), S. 47, 76 f.;
Richard Sennett, *THE FALL OF PUBLIC MAN* (New York: Knopf, 1977), S. 208.
- 121 **Eric Bentley**, »I Reject the Living Theatre«, *New York Times*, 20. Oktober 1968.
- 122 Zum Theater des Absurden: **Norman S. Litowitz** und **Kenneth M. Newman**, »The Borderline Personality and the Theatre of the Absurd«, *Archives of General Psychiatry* 16 (1967), S. 268-270.
- 123 **Erving Goffman**, *THE PRESENTATION OF SELF IN EVERYDAY LIFE* (New York: Doubleday, 1959),
dt. *WIR ALLE SPIELEN THEATER. DIE SELBSTDARSTELLUNG IM ALLTAG* (München: Piper, 1969), S. 72.
Über »Selbstdarstellung« vgl. auch
Richard Poirier, *THE PERFORMING SELF* (New York: Oxford University Press, 1971), besonders den titelgebenden Essay S. 86-111.
- 124 In *SLAUGHTERHOUSE-FIVE OR THE CHILDREN'S CRUSADE (SCHLACHTHOF 5 ODER DER KINDERKREUZZUG)*, einem »ein wenig in der telegrafisch-schizophrenen Art von

Geschichten« geschriebenem Roman (d.h. unter absichtlicher Mißachtung des Zeitbegriffes), macht **Kurt Vonnegut** eine beiläufige Beobachtung, die den Eklektizismus, mit dem die moderne Sensibilität sich der Kultur der Vergangenheit zuwendet, aufs deutlichste illustriert: »Was wir an unseren Büchern lieben, sind die Tiefen mancher wunderbarer Augenblicke, die alle gleichzeitig gesehen werden.« Der fragmentierende Effekt der Massenmedien macht, laut **Marshall McLuhan**, »alle Zivilisationen unserer eigenen zeitgleich.«

Es ist von Interesse, diese hochgemuten Äußerungen der zeitgenössischen Sensibilität den Aussagen zweier marxistischer Literaturkritiker, **William Philipps** und **Philip Rahv**, gegenüberzustellen. Sie betonen, daß das kritische Bewußtsein seine Wurzeln notwendigerweise im historischen Bewußtsein hat, im Bewußtsein der Kontinuität. »Wenn der Kritik eine kontinuierliche Entwicklung fehlt, läßt sie ihre eigene Geschichte außer acht, und faßt alle kritische Arbeit vergangener Epochen als Gedankengut ein und derselben Zeit auf. In jedem kritischen Essay lassen sich beispielsweise die Gedanken von Aristoteles, Hegel und Croce friedlich nebeneinander finden ... In diesem Chaos macht sich natürlich die gesellschaftliche Notwendigkeit geltend (d.h. Moden wechseln, das Bewußtsein wandelt sich; neue Generationen wachsen heran und werden von dem angesammelten Gewicht der Vergangenheit beeinflusst), aber nur als unberechenbare, blinde Macht, die die Verwirrung der Kritiker verstärkt, welche die Strömungen eines nie erlahmenden Wandels nicht zu erfassen vermögen.« Obwohl diese Überlegungen auf den literarischen Humanismus der zwanziger und dreißiger Jahre bezogen sind, lassen sie sich mit gleichem Recht für die postmodernistische Revolte gegen die Zeit anführen.

»Die Leute sollen nicht zurückschauen. Ich werde es jedenfalls nicht mehr tun«, schreibt **Vonnegut**. Die bereits zitierte Untersuchung über die *Borderline*-Persönlichkeit und das absurde Theater stellt fest: »Klinisch gesehen veranschaulichen viele *Borderline*-Patienten gerade eine solche Unfähigkeit, frühere Erfahrungen in die Gegenwart zu integrieren, und sie entwickeln geradezu panikartige Gefühle, wenn sie dazu gezwungen werden.«

Kurt Vonnegut jr., *SLAUGHTERHOUSE-FIVE* (New York: Delacorte Press, 1969), dt. *SCHLACHTHOF 5 ODER DER KINDERKREUZZUG* (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1970), S. 8-26;

Marshall McLuhan, *THE MECHANICAL BRIDE* (New York: Vanguard Press, 1951), S. 3; **William Philipps** und **Philip Rahv**, »Some Aspects of Literary Criticism«, *Science and Society* 1 (1937): 213;

Litowitz und **Newman**, »Borderline Personality and the Theatre of the Absurd«, S. 275.

125 **Norman Mailer**, *THE PRESIDENTIAL PAPERS* (London: Andre Deutsch, 1964), S. 284.

126 **Ewen**, *CAPTAINS OF CONSCIOUSNESS*, S. 177. 179 f.

127 **Edgar Wind**, *ART AND ANARCHY* (New York: Knopf, 1963), S. 40.

128 Über die Idee des Details in der modernen Kunst. **Richard Wollheim**, »What Is Art?« (Rezension von Winds Art and Anarchy), *New York Review*, 30. April 1964, S. 8.

129 **Sennett**, *FALL OF PUBLIC MAN*, S. 169.

130 **Andy Warhol**, *THE PHILOSOPHY OF ANDY WARHOL* (New York: Harcourt, Brace, Jovanowich, 1975), S. 7-10.

131 Ironische Distanzierung vom Alltag. Zur Klärung dieser Phänomene vgl. **Stanley Cohen** und **Laune Taylor**, *ESCAPE ATTEMPT: THE THEORY AND PRACTICE OF RESISTANCE TO EVERYDAY LIFE* (London: Allen Lane, 1976); dt. *AUSBRUCHSVERSUCHE. IDENTITÄT UND WIDERSTAND IN DER MODERNEN LEBENSWELT* (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1977, es 898).

132 Schreiben übers Schreiben: **Morris Dickstein**, *GATES OF EDEN* (New York: Basic Books, 1977), S. 219 f., 226 f., 233, 238, 240.

- 133 **Kohut**, NARZISSMUS, S. 201 und 241;
Heller, WAS GESCHAH MIT SLOCUM?, S. 156.
- 134 **Warhol**, PHILOSOPHY, S. 48 f.
- 135 **Luke Rinehart**, THE DICE MAN (1971), zitiert nach
Cohen und **Taylor**, AUSBRUCHSVERSUCHE, S. 204.
- 136 **Roger Callois**, »The Structure and Classification of Games«, in
John W. Loy jr. und **Gerald S. Kenyon**, SPORT, CULTURE, AND SOCIETY
(New York: McMillan, 1969), S. 49.
- 137 Kapitalistische und sozialistische Versionen der Ideologie der nationalen Fitness.
John F. Kennedy, »The Soft American« (1960), erneut in
John T. Talamini und **Charles H. Page**, SPORT AND SOCIETY: AN ANTHOLOGY
(Boston: Little, Brown, 1973), S. 369;
Philip Goodhart und **Christopher Chataway**, WAR WITHOUT WEAPONS
(London, W. H. Allen, 1968), S. 80, 84.
- 138 **Johan Huizinga**, HOMO LUDENS. VERSUCH EINER BESTIMMUNG DES SPIELELEMENTS
DER KULTUR (Amsterdam: Pantheon, 21940)
dt. Reinbek: Rowohlt, 1961, rde 21; **Huizinga**, IM SCHATTEN VON MORGEN
(Zürich/Brüssel: Pantheon, 1948), S. 181.
- 139 Neuere Sportkritik.
Harry Edwards, THE SOCIOLOGY OF SPORT (Homewood, 111.: Dorsey Press, 1973) und
THE REVOLT OF THE BLACK ATHLETE (New York: Free Press, 1969);
Dorcus Susan Butt, PSYCHOLOGY OF SPORT (New York: Van Nostrand Reinhold, 1976);
Dave Meggyesy, OUT OF THEIR LEAGUE (Berkeley: Ramparts Press, 1970);
Chip Oliver, HIGH FOR THE GAME (New York: Morrow, 1971);
Paul Hoch, RIP OFF THE BIG GAME: THE EXPLOITATION OF SPORTS BY THE
POWER ELITE (New York: Doubleday, 1972);
Jack Scott, THE ATHLETIC REVOLUTION (New York: Free Press, 1971).
- 140 Das bedeutet natürlich nicht, daß Virtuosität die Hauptkomponente des Sports ist. Wenn ich hier und andernorts einen Vergleich zwischen athletischem Wettkampf und musikalischer Darbietung impliziere, so möchte ich gerade das Gegenteil zum Ausdruck bringen. Ein Musiker, der das Publikum mit bloßen Kunststücken seiner technischen Brillanz zu verblüffen sucht, wendet sich an den niedrigsten Grad des Verstehens, indem er auf die Risiken verzichtet, die aus dem intensiven emotionalen Engagement für das Material selbst erwachsen. In der befriedigendsten Art der Darbietung vergißt der Spieler, daß überhaupt ein Publikum da ist, und geht völlig in seinem Spiel auf. Beim Sport kommt es auf den Augenblick an, den ein früherer Basketballspieler als den Moment bezeichnet, »wenn alle diese Leute auf den Tribünen keine Rolle mehr spielen«. Der betreffende Spieler, heute ein Wissenschaftler, hängte den hochdotierten Hochleistungssport an den Nagel, als er entdeckte, daß man von ihm den völligen Verzicht auf ein Leben außerhalb des Sports erwartete, hat aber noch heute mehr Einblick in das Wesen von Spiel und Sport als Dave Meggyesy, Chip Oliver und andere Exathleten. Er sagt, bei entschiedener Ablehnung des naiven linken Arguments, demzufolge die »Kommerzialisierung« den Sport korrumpiert hat: »Geld hat [im professionellen Sport] nichts mit Kapitalismus, Veranstaltern oder Berufsspielertum zu tun. Es ist in manchen Spielen das entscheidende Moment: daß es nicht mehr darauf ankommt, wer zuschaut; alles, was zählt, ist der Augenblick, wo die Art und Weise, wie man spielt, darüber entscheidet, welche Mannschaft gewinnt und welche verliert.«
Wenn Virtuosität das A und O des Sports wäre, könnten wir auf Basketball verzichten und uns mit Dribbling und Ballhalten zufriedengeben. Aber zu sagen, daß die wahre Meisterschaft im Sport nicht in einer verblüffenden Technik liegt, sondern im Teamwork,

im Timing, im Gespür für den richtigen Augenblick, in einem Verständnis für die Spielart und in der Fähigkeit, sich im Spiel verlieren zu können, heißt natürlich nicht, daß Spiel und Sport das gleiche bedeuten würden, wenn niemand zuschaute. Es bedeutet schlicht und einfach nur, daß die höhere Art des Spiels in sich unabhängig ist von Beobachtetwerden.

- 141 **Podhoretz** über die hervorragende Leistung. zitiert nach **Michael Novak**, *THE JOY OF SPORTS* (New York: Basic Books, 1976).
- 142 **Scott**, *ATHLETIC REVOLUTION*, S. 97 f.
- 143 »Games Big People Play«, *Mother Jones*, September/Oktober 1976, S. 43; vgl. auch **Terry Orlick**, *THE COOPERATIVE SPORTS AND GAMES BOOK. CHALLENGE WITHOUT COMPETITION* (New York: Pantheon, 1978).
- 144 Jedenfalls ist das modische Geschwätz über das Bedürfnis nach größerer Teilnahme am Sport für eine Erörterung seiner kulturellen Bedeutung völlig unerheblich. Ebenso gut könnten wir die Zukunft der amerikanischen Musik danach bewerten, wie groß die Zahl der amerikanischen Amateurmusiker ist. In beiden Fällen kann eine aktive Teilnahme eine äußerst befriedigende Erfahrung vermitteln; in keinem der beiden Fälle aber sagt der Grad der Teilnehmerschaft viel über Stand und Geltung der Kunst bzw. Sportart aus.
- 145 **Huizinga**, *HOMO LUDENS*, S. 56.
- 146 Tennismatch Connors – Vilas: Ich bin für diese Beobachtungen **Herbert Benham** zu Dank verpflichtet.
- 147 Kampagnen gegen Volksbelustigungen im 19. Jahrhundert. **Robert W. Malcolmson**, *POPULAR RECREATIONS IN ENGLISH SOCIETY, 1750–1850* (Cambridge: Cambridge University Press, 1973), S. 70.
- 148 **Lee Benson**, *THE CONCEPT OF JACKSONIAN DEMOCRACY* (New York: Atheneum, 1964), S. 201.
- 149 **Thorstein Veblen**, *THE THEORY OF THE LEISURE CLASS* (New York: Modern Library, 1934 [1899]); dt. *THEORIE DER FEINEN LEUTE* (München: dtv, 1970), S. 189 f.
- 150 Der Begründer der modernen Olympischen Spiele, Pierre de Coubertin, bewunderte die Engländer und schrieb ihren weltbeherrschenden Erfolg dem charakterbildenden Einfluß des sportlichen Wettkampfs zu. »Ist der Arnoldismus in Frankreich anwendbar?«, fragte er. Philip Goodhart und Christopher Chataway machen in ihrem Buch über den Aufstieg dieses neuen Kults von Sport, Charakterbildung und Herrschaft deutlich, daß die neue Auffassung des Sports von der Mittelschicht vertreten wurde und sich in Opposition zu aristokratischen wie volkstümlichen Traditionen entwickelte. Während Cricket, Boxen und Pferderennen mit dem Glücks- und Wettspiel gleichgesetzt worden waren, versuchte die Mittelschicht den Sport einzusetzen, um Respektabilität, Patriotismus und Manneskraft zu fördern.
Goodhart und **Chataway**, *WAR WITHOUT WEAPONS*, S. 4 f., 28 f.
- 151 **Elting E. Morrison** (Hrsg.), *THE LETTERS OF THEODORE ROOSEVELT* (Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1951), 2, S. 1444; 3, S. 615.
- 152 **Donald Meyer**, *EARLY FOOTBALL*, unveröffentl. Manuskript.
- 153 **Scott**, *ATHLETIC REVOLUTION*, S. 21.
- 154 Ebenda, S. 17-21.
Hoch, *RIP OFF THE BIG GAME*, S. 2-4.

- 155 Wenn die Klischees, auf die hier Bezug genommen wird, auch in der gesamten linken Kritik des Sports verbreitet sind, so bietet Hochs Buch sie doch in üppigster Konzentration und bringt sie im reinsten revolutionären Jargon zum Ausdruck. Vgl. RIP OFF THE BIG GAME, S. 7, 18, 20, 122, 154, 158, 162-166, 217.
- 156 **Edwards**, SOCIOLOGY OF SPORT, S. 334; vgl. **Jerry Rubin**, GROWING (UP) AT THIRTY-SEVEN, S. 180: »Die Wettbewerbs-, Leistungs- und Herrschaftsethik ist der Kern des amerikanischen Systems.«
- 157 **Kohut**, NARZISSMUS, S. 226;
Herbert Hendin, THE AGE OF SENSATION (New York: Norton, 1975), S. 167.
- 158 **Butt**, PSYCHOLOGY OF SPORT, S. 18, 32, 41, 55-58 und passim;
Hoch, RIP OFF THE BIG GAME, S. 158;
Jack Scott, »Sport« (1972), zitiert bei **Edwards**, SOCIOLOGY OF SPORT, S. 338.
- 159 **Cosell**, zitiert bei **Novak**, JOY OF SPORTS, S. 273.
- 160 **Walter Camp**: Meyer, »Early Football«.
- 161 **Meyer**, »Early Football«;
Frederick Rudolph, THE AMERICAN COLLEGE AND UNIVERSITY (New York: Vintage, 1962), S. 385.
- 162 **Novak**, JOY OF SPORTS, Kap. 14.
- 163 **Edgar Wind**, ART AND ANARCHY (New York: Knopf, 1963), S. 18.
- 164 **Novak**, JOY OF SPORTS, S. 276.
- 165 Über den Verfall der Maßstäbe an den Elite-Colleges. *Newsweek*, 6. Februar 1978, S. 69 f.
- 166 **R. P. Blackmur**, »Toward a Modus Vivendi«, in THE LION AND THE HONEYCOMB (New York: Harcourt, Brace and World, 1955), S. 3-31.
- 167 Zu Belegen und Kommentaren zum Bildungsverfall vgl. die Übersicht bei **Jack McCurdy** und **Don Speich**, die ursprünglich in der *Los Angeles Times* erschien, erneut in *Democrat and Chronicle* (Rochester), 29. August 1976; den Bericht von Associated Press über Testergebnisse in *Democrat and Chronicle* vom 19. September 1976; und die Ausgabe der *New York Times* vom 7. November 1974 über die Vereinfachung von Textsammlungen.
- 168 Die Unkenntnis der eigenen Rechte auf Seiten der Bürger, *New York Times*, 2. Januar 1977.
- 169 **Thomas Jefferson**, NOTES ON THE STATE OF VIRGINIA (New York: Harper Torchbooks, 1964 [1785]), S. 139 f., 142.
- 170 **Michael Chevalier**, SOCIETY, MANNERS, AND POLITICS IN THE UNITED STATES: LETTERS ON NORTH AMERICA (New York: Doubleday, 1961 [1838]), Kap. 34.
- 171 **Veblen** über industrielle Disziplin.
Thorstein Veblen, THE THEORY OF BUSINESS ENTERPRISE (New York: Scribner's, 1904), Kap. 9, »The Cultural Incidence of the Machine Process«.
- 172 **Eastman**, NEA über gewerbliche Bildung.
Carl W. Ackerman, GEORGE EASTMAN (Boston: Houghton Mifflin, 1930), S. 467;
Raymond E. Callahan, EDUCATION AND THE CULT OF EFFICIENCY (Chicago: University of Chicago Press, 1962), S. 10.
- 173 Die Proteste gegen die elitäre Kultur und die Mahnung, daß der Mob daran nicht teilhaben dürfe, erschien in einer Artikelreihe in der *Saturday Evening Post* (1912); der Angriff auf die »kultivierte Beschaulichkeit« in einem Artikel in der *Educational*

- Review* (1913), beide zitiert bei
Callahan, EDUCATION AND THE CULT OF EFFICIENCY, S. 50, 102.
 Über die Effizienzbewegung im Bildungswesen vgl. auch
Joel H. Spring, EDUCATION AND THE RISE OF THE CORPORATE STATE
 (Boston: Beacon Press, 1972).
 Zur progressiven Bewegung im Bildungswesen die bedauerlicherweise nahezu
 gänzlich unkritische Arbeit von
Lawrence A. Cremin, THE TRANSFORMATION OF THE SCHOOL:
 PROGRESSIVISM IN AMERICAN EDUCATION (New York: Vintage, 1964).
- 174 **Randolph Bourne**, »Trans-National America« (1916), erneut in
Carl Resek (Hrsg.), WAR AND THE INTELLECTUALS
 (New York: Harper Torchbooks, 1964), S. 107-123;
Mary Antin, THE PROMISED LAND (Boston: Houghton Mifflin, 1912), S. 224 f.;
Norman Podhoretz, MAKING IT (New York: Random House, 1967), Kap. 1.
- 175 **Robert S. Lynd** und **Helen Merrell Lynd**, MIDDLETOWN: A STUDY IN AMERICAN
 CULTURE (New York: Harcourt, Brace, 1956 [1929]), Kap. 14.
- 176 **Katherine Glover** und **Evelyn Dewey**, CHILDREN OF THE NEW DAY
 (New York: Appleton-Century, 1934), S. 318-19.
- 177 **Joel Spring**, THE SORTING MACHINE: NATIONAL EDUCATIONAL POLICY SINCE 1945
 (David McKay, 1976), S. 18-21.
- 178 Zitiert ebenda, S. 87.
- 179 Über studentische Geselligkeit:
Willard Waller, »The Rating and Dating Complex«,
American Sociological Review 2 (1937): S. 727-734;
August B. Hoilingshead, ELMTOWN'S YOUTH (New York: Wiley, 1949), Kap. 9;
James S. Coleman, THE ADOLESCENT SOCIETY: THE SOCIAL LIFE OF THE
 TEENAGER UND ITS IMPACT AN EDUCATION (Glencoe, 111.: Free Press, 1962);
Ernest A. Smith, AMERICAN YOUTH CULTURE: GROUP LIFE IN TEENAGE SOCIETY
 (Glencoe, 111.: Free Press, 1962);
Henry, CULTURE AGAINST MAN, Kap. 6 und 7.
- 180 Debatten über Bildungspolitik in den fünfziger Jahren:
Spring, SORTING MACHINE, Kap. 1-3.
- 181 **Joyce Maynard**, LOOKING BACK (New York: Doubleday, 1973), S. 154.
- 182 **Frederick Exley**, A FAN'S NOTES (New York: Random House, 1968), S. 6 f.
 Wenn ältere Menschen an die jüngeren keine Forderungen stellen, machen sie es ihnen
 nahezu unmöglich, erwachsen zu werden. Einer meiner früheren Studenten, von den
 Bedingungen abgestoßen, denen er sich jetzt selbst als Lehrer am Evergreen State College
 in Washington ausgesetzt sieht, schreibt an seine Kollegen in einer kritischen
 Stellungnahme zu den neuesten Lehrplanänderungen: »Der Verrat an der Jugend am
 Evergreen beginnt bereits mit der (von vielen Lehrern und Verwaltungsbeamten
 geteilten) Annahme, daß die Studenten des ersten Schuljahres ... lediglich daran
 interessiert seien, in ihrer eigenen Subjektivität zu schwelgen und vor wissenschaftlicher
 Arbeit zurückschrecken.« In der Hoffnung, sinkende Einschreibungszahlen aufbessern zu
 können, haben Lehrkörper und Verwaltung die Lehrpläne für das erste Studienjahr in
 einen regelrechten »Laufstall der Selbsterfahrung« verwandelt.
- 183 **Kenneth B. Clark** u.a., THE EDUCATIONALLY DEPRIVED
 (New York: Metropolitan Applied Research Center, 1972), S. 79.

- 184 **Kenneth B. Clark**, Interview am 18. Oktober 1969; hektographiert und vom *Council for Basic Education*, Washington, D. C., verteilt.
- 185 **Clark** u.a., *THE EDUCATIONALLY DEPRIVED*, S. 36.
- 186 Über die Entstehung der Universität:
Laurence R. Veysey, *THE EMERGENCE OF THE AMERICAN UNIVERSITY* (Chicago: University of Chicago Press, 1965), Teil 1;
Oscar Handlin und **Mary F. Handlin**, *FACING LIFE: YOUTH AND THE FAMILY IN AMERICAN HISTORY* (Boston: Little, Brown, 1971), S. 203 f.;
Burton Bledstein, *THE CULTURE OF PROFESSIONALISM: THE MIDDLE CLASS AND THE DEVELOPMENT OF HIGHER EDUCATION IN AMERICA* (New York: Norton, 1976), Kap. 8.
- 187 **Randolph Bourne**, »A Vanishing World of Gentility«, *Dial* 64 (1918): S. 234-235. Aufgrund dieses Kriteriums stellte **Matthews** fest, »daß es in den Vereinigten Staaten keine Universität gibt, an der die Tätigkeit eines Professors angenehmer wäre als in Columbia«. Leider trifft das auf die Verhältnisse in Columbia genauer zu als die idealisierende Beschreibung einer utopischen Universität, wie sie **Frederick P. Keppel**, einer der Dekane von Columbia, gegeben hat: »Ein Kreis junger Menschen, die zusammen leben, arbeiten, denken, träumen und die Freiheit haben, mit ihren Gedanken und Träumen auch ihre Zukunft zu bestimmen; diese jungen, in ständigem wechselseitigem Gedankenaustausch begriffenen Menschen werden von einer Gruppe älterer Studenten, die sie mehr mit Gedanken als mit Überzeugungen konfrontieren und die ihnen dabei helfen, die Gesetze der Natur und die Beziehungen der Menschen für sich selbst zu entdecken, mit der Weisheit der Vergangenheit, den Verhältnissen der Gegenwart und den Visionen der Zukunft bekanntgemacht.« **Randolph Bourne**, ein Columbia-Absolvent, hat mit aller Schärfe auf die Kluft zwischen diesem Ideal und der Wirklichkeit hingewiesen: Die Professoren »betrachten sich keineswegs als ›ältere Studenten‹«; die Lehrpläne kümmern sich wenig um die Vermittlung der »Gesetze der Natur und die Beziehungen der Menschen«; und es herrscht »ein völlig mechanisches und demoralisierendes System der Bewertung geistiger Leistungen nach ›Punkten‹ und ›Credits‹, womit das ›Belegen von Kursen‹ und nicht die Auseinandersetzung mit einem Problem gezüchtet wird ... Scheinbar unaufhaltsam laufen die Prozesse ab, die Maschinerie zur Produktion akademischer Titel wird immer komplizierter, idealistischen Professoren und solchen, die kein Blatt vor den Mund nehmen, setzt man den Stuhl vor die Tür, und immer größere Anteile des Lehrbetriebs werden mittelmäßigen jungen Assistenten überlassen«. Kurz gesagt: »Im amerikanischen College-System gibt es nichts Auffallenderes, als daß die Organisation seiner Verwaltung und ihrer Lehrpläne in diesen letzten Jahren der Standardisierung keineswegs vom Ideal einer ›geistigen Gemeinschaft der Jugend‹ bestimmt gewesen ist.«
- 188 **Louis Kampf** und **Paul Lauter** in der Einführung zu ihrer Anthologie *THE POLITICS OF LITERATURE* (New York: Pantheon, 1972), S. 8. Für ähnliche Auffassungen vgl. **Richard Ohmann**, *ENGLISH IN AMERICA: A RADICAL VIEW OF THE PROFESSION* (New York: Oxford University Press, 1975), und zu ihrer Kritik **Gerald Graff**, »Radicalizing English«, *Salmagundi* Nr. 36 (1977), S. 110-116.
- 189 Zitiert nach einem unveröffentlichten Manuskript von **Gerald Graffe**.
- 190 Diese Formulierungen tauchen in einem Artikel zur Ausbildung der Freiwilligen für das Peace Corps auf, dessen Quelle ich nicht mehr venifizieren kann.
- 191 Über den Verfall der Klassikerkenntnisse: *New York Times*, 29. Mai 1977.
- 192 Eine andere Quelle der Volks- und Spruchweisheit, das Märchen, ist dank der progressiven Ideologen, die die Kinder vor diesen angeblich schreckenerregenden Geschichten bewahren möchten, ebenfalls ausgetrocknet. Die dem Märchen auferlegte Zensur, ebenso wie der Angriff auf die »irrelevante« Literatur im allgemeinen, findet statt im Rahmen

eines generellen Angriffs auf Phantasie und Imagination. Ein psychologisches Zeitalter beraubt die Menschen im Namen von Relevanz und Realismus ihrer harmlosen Sublimierungen; und doch hat diese Schulung des Realitätssinnes, wie **Bruno Bettelheim** deutlich macht, die Diskontinuität zwischen den Generationen verschärft (denn das Kind merkt, daß seine Eltern in einer Welt zu Hause sind, die ihm völlig fremd ist) und das kindliche Mißtrauen gegenüber der eigenen Erfahrung geweckt. Früher umfaßten Religion, Mythos und Märchen genug kindliche Elemente, um Kindern ein überzeugendes Weltbild zu bieten. Die Wissenschaft kann nicht an ihre Stelle treten. Daher der unter jungen Leuten weit verbreitete Rückgriff auf magisches Denken der primitivsten Art: die Faszination von Zauberei und Okkultismus, der Glaube an außersinnliche Wahrnehmung und die ausufernde Vermehrung primitiver christlicher Kulte.

Bruno Bettelheim, THE USES OF ENCHANTMENT: THE MEANING AND IMPORTANCE OF FAIRY TALES (New York: Vintage, 1977); dt. KINDER BRAUCHEN MÄRCHEN (Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1977), besonders S. 49 und 63.

- 193 **Donald Barthelme**, SNOW WHITE (New York: Atheneum, 1967); dt. SCHNEEWITTCHEN (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1968), S. 34 f.
- 194 **Abraham Flexner** und **Frank P. Bachman**, THE GARY SCHOOLS: A GENERAL ACCOUNT (New York: General Education Board), S. 17.
- 195 **Ellen H. Richards**, EUTHENICS: THE SCIENCE OF CONTROLLABLE ENVIRONMENT (Boston: Whitcomb and Barrows, 1910), S. 133.
- 196 **James H. S. Bossard**, PROBLEMS OF SOCIAL WELL-BEING (New York: Harper and Brothers, 1927), S. 577 f.
- 197 **Jessie Taft**, »The Relation of the School to the Mental Health of the Average Child«, *Mental Hygiene* 7 (1923), S. 687.
- 198 **Sophonisba P. Breckinridge** und **Edith Abbott**, THE DELINQUENT CHILD AND THE HOME (New York: Charities Publication Committee, 1912), S. 173 f.
- 199 **Miriam Van Waters**, PARENTS ON PROBATION (New York: New Republic, 1927), S. 80.
- 200 **Edwin L. Earp**, THE SOCIAL ENGINEER (New York: Eaton and Mains, 1911), S. 40 f., 246.
- 201 **Richards**, EUTHENICS, S. 78 f.
- 202 Über die Entstehung der Jugendgerichte:
Anthony Platt, THE CHILD SAVERS: THE INVENTION OF DELINQUENCY (Chicago: University of Chicago Press, 1969), S. 63 (**R. R. Reeder** 1905 über die Strafanstalt als »gute Familie«; **G. W. Howe** 1880 über »virtuelle Waisen«);
Robert M. Mannel, THORNS AND THISTLES: DELINQUENTS IN THE UNITED STATES, 1825-1940 (Hannover, N. H.: University of New Hampshire Press, 1973), S. 149 (Zitate aus **Herbert Lons** JUVENILE COURTS IN THE UNITED STATES) und 156 (**Breckinridge** über Rettung);
Jane Addams, MY FRIEND, JULIA LATHROP (New York: McMillan, 1935), S. 137.
- 203 Über Eingriffe der Jugendgerichte in die Familie:
Platt, THE CHILD SAVERS, S. 143 (**Van Waters** über die human relations-Pflege; Richter **Stubbs** vom Jugendgericht Indianapolis über »persönliche Fühlungnahme«);
Van Waters, PARENTS ON PROBATION, S. 35; 61, 95, 169, 170, 253;
Mennel, Thistles and **Thorns**, S. 142 f.;
Joseph M. Hawes, CHILDREN IN URBAN SOCIETY: JUVENILE DELINQUENCY IN NINETEENTH-CENTURY AMERICA (New York: Oxford University Press, 1971), S. 188.
Über die Krankenrolle vgl.
Talcott Parsons, THE SOCIAL SYSTEM (Glencoe, 111.: Free Press, 1951), Kap. 10;

- Talcott Parsons**, »Illness and the Role of the Physician: A Sociological Perspective«, in **Clyde Kluckhohn** und **Henry A. Murray** (Hrsg.), PERSONALITY IN NATURE, SOCIETY, AND CULTURE (New York: Knopf, 21954) S. 609-617.
- 204 **Van Waters**, PARENTS ON PROBATION, S. 42;
- 205 **Washington Gladden**, SOCIAL SALVATION (Boston: Houghton Mifflin, 1902), S. 105 f., 136, 179, 181, 192, 228.
- 206 Über Elternerziehung:
Frank Dekker Watson, THE CHARITY ORGANIZATION MOVEMENT IN THE UNITED STATES (New York: Macmillan, 1922), S. 115;
Florence Kelley, SOME ETHICAL GAINS THROUGH LEGISLATION (New York: Macmillan, 1905), S. 180-184.
- 207 Über Abwehrreaktion gegen mütterliche »Überverwöhnung«:
John B. Watson, PSYCHOLOGICAL CARE OF INFANT AND CHILD (New York: Norton, 1928);
Arnold Gesell und **Frances L. Ilg**, THE CHILD FROM FIVE TO TEN (New York: Harper, 1946),
dt. DAS KIND VON FÜNF BIS ZEHN (Bad Nauheim: Christian, 1954);
Ernest R. Groves und **Gladys H. Groves**, PARENTS AND CHILDREN (Philadelphia, Lippincott, 1928), S. 5, 116;
über wechselnde Moden und Techniken der Kindererziehung vgl.
Daniel R. Miller und **Guy E. Swanson**, THE CHANGING AMERICAN PARENT: A STUDY IN THE DETROIT AREA (New York: Wiley, 1958), *passim*;
Hilde Bruch, DON'T BE AFRAID OF YOUR CHILD (New York: Farrar, Straus and Young, 1952), S. 38 f.
- 208 Die beiden Groves waren nicht die einzigen, die bereits so früh gewisse störende Auswirkungen der professionellen Elternberatung bemerkten. **Miriam Van Waters** schrieb: »Zum Problem des gestörten Kindes ist so viel alarmierende Populärliteratur geschrieben worden, daß die Diagnose einer Entwicklungsstörung oder eines ernstlichen Handikaps wie Epilepsie oder neurotische Disposition die Eltern geradezu in Verzweiflung stürzt.«
Solche Beobachtungen veranlaßten ihre Urheber jedoch selten, die Weisheit der professionellen Elternberatung in Frage zu stellen. Es lag in der Natur dieser Beratung, daß sie eine Norm der kindlichen Entwicklung aufstellte. Abweichungen von dieser Norm führten unvermeidlich zur Beunruhigung der Eltern, zum Verlangen nach weiteren professionellen Eingriffen und schließlich zu Maßnahmen, die das Leiden oft verstärken, statt es zu lindern.
Wer damals erkannte, daß der Angriff auf den mütterlichen Instinkt das mütterliche Selbstvertrauen untergrub, stand dieser Entwicklung gewöhnlich dennoch ohne Vorbehalte gegenüber, weil dieses von der Medizin zerstörte Vertrauen aus seiner Sicht in erster Linie auf Ignoranz und Selbstzufriedenheit beruhte. So etwa **Sorine Pruette**: »Die heftige Kritik, die Sozialarbeiter, Psychiater und Erzieher an der Art üben, wie die durchschnittliche Mutter mit ihrem Kind umgeht, hat geholfen, eine Selbstzufriedenheit zu zerstören, die der jungen Mutter früher als Schutz diente ... Der Grundsatz, daß Mutter es schon am besten weiß, und das Dogma vom natürlichen Mutterinstinkt sind derart in Ungnade gefallen, daß nur noch Ignoranten und Starrköpfe zu ihnen Zuflucht nehmen.«
Die Autorin eines Buches mit dem Titel GOOD HOUSEKEEPING bemerkte im Jahre 1914: »Seelen voller Liebe erzeugen Köpfe voller Unwissenheit ... »Der Instinkt sagt einer Mutter schon, was sie zu tun hat.« Oh, das ist ein altes Lied, und es ist genauso wissenschaftlich wie die klassische Feststellung, daß der Mond aus grünem Käse besteht ... Wahrlich, dieser Instinkt!«
Lorine Pruette, »Why Women Fail«, in **Samuel Schmalhausen** (Hrsg.),

WOMAN'S COMING OF AGE (New York: Liveright, 1931), S. 247;
Sarah Comstock, »Mothercraft: A New Profession for Women«,
Good Housekeeping 59 (1914); 677.

- 209 Permissivität = Freizügigkeit, Gewährenlassen
- 210 **Bruch**, DON'T BE AFRAID OF YOUR CHILD, S. 57.
In **Lisa Althers** KINFLICKS klagt die Mutter der Heldin, die aus der permissiven Phase kommt: »Wenn ihr in den Jahren ihrer eigenen Mutterschaft irgend etwas eingehämmert worden war, so dies, daß man die Kinder nicht unterdrücken dürfe. Es hätte sie in ihrer kostbaren Entwicklung hemmen können. Um die eigene Entwicklung hatte man sich nicht zu kümmern.«
Die Bedeutung des »erwünschten« Kindes erreichte bereits im Jahre 1912 den Rang eines Dogmas, als **Mary Roberts Coolidge** behauptete, daß organisierte Erziehung zur Mutterschaft im Verein mit verbesserten Methoden der Empfängnisverhütung schon bald aus der Mutterschaft mehr machen würde »als blinden Gehorsam gegenüber der Natur und dem männlichen Geschlecht«. Die Mutterschaft würde, so Mary Coolidge, rasch »zu einer hohen Berufung werden, die bester Vorbereitung und tiefster Hingabe wert« sei. Befreit von der Bürde unerwünschter Kinder würden die Frauen die Kindererziehung nicht mehr als lästige biologische Pflicht, sondern als eine echte Aufgabe empfinden, die sorgfältiges Studium und die Anwendung einer rationalen Technik verlangt. »Wir sind in einem raschen Übergang von bloß instinktiver zu bewußter und freiwilliger Mutterschaft begriffen.« **Lisa Alther**, KINFLICKS (New York: Knopf, 1976), S. 152;
Mary Roberts Coolidge, WHY WOMEN ARE SO (New York: Holt, 1912), S. 334.
- 211 **Benjamin Spock**, BABY AND CHILD CARE (New York: Pocket Books, 1957), S. 3 f.
- 212 **Judd Marmor**, »Psychological Trends in American Family Relationships«, *Marriage and Family Living* 13 (1951), S. 147.
- 213 **Jerome D. Folkman**, »A New Approach to Family Life Education«, *Marriage and Family Living* 17 (1955), S. 20, 24.
- 214 **Bruch**, DON'T BE AFRAID OF YOUR CHILD, S. 7 f., 12, 13, 16 f., 33, 45, 54, 85, 164 f.;
- 215 Dasselbe gilt für die Kritik der Permissivität, wie sie in einer Sammlung von Essays, die **Samuel Liebman** 1959 unter dem Titel EMOTIONAL FORCES IN THE FAMILY herausgegeben hat, durchgehend zum Ausdruck kommt. Diese Aufsätze von Psychiatern enthalten dieselbe Mischung aus Vernunft und Pseudovernunft. In seiner Arbeit THE DEVELOPMENT OF THE FAMILY IN THE TECHNICAL AGE (Die Entwicklung der Familie im technischen Zeitalter) analysiert **Joost A. M. Meerloo** mit großem Scharfsinn die »Überflutung« der Familie durch die Massenkultur und durch halbverdaute psychiatrische Vorstellungen, die dann zu Waffen im Konflikt der Geschlechter und der Generationen wurden. Eine »erzwungene Intellektualisierung der Gefühle« ist, laut Meerloo, ein »Ersatz für reifes Handeln« geworden. Der »Erklärungswahn tritt an die Stelle der angemessenen Handlung. Worte, Worte und nochmals Worte werden produziert, aber kein guter Wille und keine entschiedene Tat. Sogar die Sexualität wird eher verbal als durch Zuneigung zum Ausdruck gebracht.«
In den übrigen Essays weicht die Analyse der »Psychologisierung« und des »Erklärungswahns« jedoch der Kritik einer einzigen Form der »Psychologisierung«, nämlich des Dogmas der Permissivität. **Bertram Schaffer** schreibt, im selben Sinne wie **Hilde Bruch** und **Dr. Spock**, daß »die sogenannte *Human-relations-Schule* sowohl im Bereich der Kindererziehung wie auch im Rahmen des industriellen Managements in Richtung Permissivität zu weit gegangen sei« und allzu schnell angenommen habe, daß »das Kind gar nichts Falsches tun könne«. »Im gegenwärtigen verworrenen Bild der Eltern-Kind-Beziehung haben manche Eltern gemeint, das Konzept [der Vermittlung von Sicherheit] bedeute, daß dem Kind jeder Wunsch und jedes Bedürfnis erfüllt werden solle und es sich

nie abgelehnt fühlen dürfe.« Schaffers Angriff auf die »Abdankung der Autorität in der Familie und am Arbeitsplatz« erinnert an Bruchs Plädoyer für »einen Vater oder eine Mutter, die ohne langwieriges Hin und Her auch einmal nein sagen können«. Die Autoren des Liebman-Bandes, wie auch andere Kritiker der Permissivität, schreiben so, als ob die elterliche Autorität durch wissenschaftliche Ermahnungen und gutes Zureden wiederhergestellt werden könnte, und wiederholen gleichzeitig die gewohnte Warnung davor, die Kindererziehung dem mütterlichen Instinkt zu überlassen. »Wir sind dafür verantwortlich«, so schließt **Lawrence S. Kubie**, »daß wir alles, was früher den unartikulierten Impulsen von Vater und Mutter unter so euphemistischen Klischees wie ›Instinkt‹ und ›Liebe‹ überlassen blieb, erneut kritisch prüfen, denn wir müssen verhindern, daß Mutterliebe nicht mehr ist als maskierte Selbstliebe und Vaterliebe nicht mehr als die Maske unbewußter Zerstörungstriebe.« Die Psychiater haben also wieder einmal das letzte Wort.

Im gleichen Sinne, aber mit mehr Sensibilität für das Übel der Psychologisierung als solches hat **Gilbert J. Rose** die »globale Permissivität in der Kindererziehung« kritisiert: »Die analytische Tendenz, alles Agieren unter dem Verdacht eines möglichen Abreagierens zu sehen«, wird nach Rose, »wenn man sie auf unangemessene Weise aus der analytischen Praxis überträgt«, im Alltagsleben eine Förderung der Passivität. »Manche Eltern sind beispielsweise einfach nicht mehr in der Lage, ein Kind trotz seines Protests ins Bett zu bringen oder seine Aggressivität zu bändigen ... Die Vermeidung eines Werturteils in der Analyse wird manchmal zu moralischer Gleichgültigkeit im Alltagsleben verallgemeinert. Diese Suspendierung des moralischen Bewußtseins, die häufig mit einer Hypertrophie der therapeutischen Haltung einhergeht, führt dazu, daß etwas als ›krankhaft‹ bezeichnet wird, auch wenn es gar keinen klinischen Beweis dafür gibt, oder nicht ›schlecht‹ genannt wird, obwohl es das ganz offenkundig ist. Die naive Vorstellung, daß jede Schlechtigkeit sich aus einer Krankheit erklärt, und daß Schlechtigkeit zwangsläufig entsteht, wenn man mißverstanden wird, ist das Vorurteil einer therapeutischen Moral.«

Samuel Liebman (Hrsg.), *EMOTIONAL FORCES IN THE FAMILY* (Philadelphia: Lippincott, 1959), S. 9, 127-129, 136;

Bruch, DON'T BE AFRAID OF YOUR CHILD, S. 75;

Gilbert J. Rose, »Some Misuses of Analysis as a Way of Life« *International Review of Psychoanalysis* 1 (1974), S. 513-514.

- 216 Über *Parent effectiveness training*:
Bruch, DON'T BE AFRAID OF YOUR CHILD, S. 59;
Haim G. Ginott, BETWEEN PARENT AND CHILD: NEW SOLUTIONS TO OLD PROBLEMS (New York: Avon Books, 1965), S. 31, 36, 38, 39, 59. Vgl. auch
Thomas Gordon, P. E. T. IN ACTION (New York: Wyden, 1976).
- 217 Die Behauptung, daß das *parent effectiveness training* und andere aufgeklärte Techniken der Kindererziehung schon in den fünfziger Jahren entstanden sind, wird nur diejenigen Kritiker überraschen, deren Erinnerung nicht weiter zurückreicht als bis zur letzten Nummer der *New York Times of the Week in Review* und denen die fünfziger Jahre dementsprechend als das finstere Mittelalter der »traditionellen« Kindererziehung erscheinen – eine Epoche, in der beispielsweise »die Sexualerziehung gewöhnlich aus nicht viel mehr bestand als einer kurzen und peinlichen Unterredung«. Nancy MacGrath, eine freischaffende Journalistin, entdeckte im Jahre 1976 mit einiger Verspätung den Kult der Spontaneität und schloß daraus kurzerhand, daß er eine vollständige Umkehrung der von Dr. Spock propagierten »Permissivität« darstelle. In Wirklichkeit hatte Spock mit seinem klaren Hinweis darauf, daß Eltern ebenso bedeutsame Rechte haben wie ihre Kinder – was dann eines der zentralen Dogmen des *parent effectiveness training* wurde –, die Thesen einer Reihe neuer Autoren vorweggenommen. Er und Hilde Bruch verurteilten die permissive Art der Kindererziehung aus genau denselben Gründen, aus denen Nancy MacGrath heute Fitzhugh Dodsons HOW TO PARENT und Lee Salks HOW TO

RAISE A HUMAN BEING attackiert – daß nämlich eine solche Schulung von den Eltern irrtümlicherweise verlangt, »sich den Bedürfnissen des Babys anzupassen, statt zu erwarten, daß das Baby sich den ihren anpaßt«.

Nancy McGrath, »By the Book«, *New York Times Magazine*, 27. Juni 1976, S. 26 f.;

Fitzhugh Dodson, HOW TO PARENT (Los Angeles: Nash, 1970);

Lee Salk, HOW TO RAISE A HUMAN BEING (New York: Random House, 1969).

- 218 Aufgrund dieses Einbruchs der Gesundheitsindustrie in den elterlichen Funktionsbereich findet man, so folgert **Seeley**, »Eltern, die von ihrer Ohnmacht überzeugt sind und sich in der Konfrontation mit den Gegebenheiten an Lehrsätze klammern; sie sind jeder Spontaneität beraubt (oder, was das gleiche bedeutet, zwanghaft bemüht, »spontan zu sein«), von Schuldgefühlen geplagt, in Zweifel über ihre eigene Urteilsfähigkeit, in doppelter Unmündigkeit befangen – dem Kind und dessen Agenten, dem »Experten« gegenüber – sowie verletzlich, schutzlos, leichtgläubig und nur einer Sache sicher: daß der Tag der Erlösung, auch wenn er noch nicht gekommen ist, unmittelbar bevorsteht«. In einem anderen Essay desselben Sammelbandes wies Seeley darauf hin, daß die moderne Gesellschaft eine Art »von sozialer Arbeitsteilung aufweist, bei der die Last der Rationalität ... veräußert und einem Korpus von Spezialisten aufgebürdet wird und folglich jenseits der eigenen Fehlerquellen liegt. Rational wird man demnach nicht aufgrund irgendwelchen inneren und persönlichen Ringens, sondern indem man einen öffentlichen Prozeß in Gang setzt, dem man sich, wenn er einmal läuft, nicht mehr widersetzen kann – einen Prozeß, in dem man sich eine Elite wählt, die für einen selbst und andere diejenige Umwelt schaffen soll, die einem rationalen Verhalten am zuträglichsten ist.«
- John R. Seeley**, »Parents – The Last Proletariat?« (1959), in THE AMERICANIZATION OF THE UNCONSCIOUS (New York: International Science Press, 1967), S. 134, 323, 326.
- 219 **Mark Gerzon**, A CHILDHOOD FOR EVERY CHILD: THE POLITICS OF PARENTHOOD (New York: Outerbridge and Lazard, 1973), S. 222.
- 220 Im Jahre 1976 organisierte das *Center for Policy Research* (New York) einen Kongreß zum Thema Familienfürsorge, der von der Prämisse ausging, daß »die traditionellen öffentlichen Fürsorgemaßnahmen viel, wenn nicht gar alle Legitimität« eingebüßt hätten, und daß die Einweisung in Heime und die professionelle Betreuung weitgehend »suspekt« geworden seien. In ihrem Angriff auf die Heime wie in ihrem Argwohn gegenüber dem »Motiv der Wohltätigkeit« spiegelte diese Konferenz aufs genaueste die gegenwärtige Abwendung von sozialer Fürsorge sowie die revisionistische Theorie wider, die diese Abwendung unterstützt, indem sie die Motive der Reformer abwertet und Heime und Asyle als »totale Institutionen« beschreibt.
- Die Arbeiten von Erving Goffman, Thomas Szasz, Eliot Freidson, David Rothman und anderen haben zur Bildung einer neuen Orthodoxie beigetragen, die sich gegen die Einweisung in Heime und die »Übermacht der Experten« wendet, dabei aber versäumt, die Beziehung zwischen diesen Entwicklungen und dem Aufstieg des modernen Managements oder der Entwertung der Arbeit zu sehen. In der Praxis erhebt sich die Kritik des Expertentums selten über das Niveau einer Konsumentenbewegung, während sie sich in der Theorie bereits zum Klischee verhärtet hat. Für Historiker dient der Begriff der »gesellschaftlichen Kontrolle« in den siebziger Jahren denselben Zwecken wie der Begriff der »Statusangst« in den Fünfzigern. Er bietet eine griffige Allzweckerklärung, die zu jedem Fall und auf jede Gelegenheit paßt und ohne viel Nachdenken gehandhabt werden kann. Mit den Worten von Richard Fox neigen selbst die besten Untersuchungen zur »gesellschaftlichen Kontrolle« dazu, »die Neuheit der aus dem 19. Jahrhundert stammenden Vorstellungen von Unordnung zu übertreiben, die »Kontrolleure« derart zu verdinglichen, daß sie entweder zu einer homogenen Elite werden oder, wie etwa bei Rothman, von der Gesellschaft als Ganzem nicht mehr zu unterscheiden sind, und anzunehmen, daß Institutionen von dieser Elite oder dieser Gesellschaft passiven und formbaren Untertanen aufgezogen werden.

- Erving Goffman**, ASYLUMS: ESSAYS ON THE SOCIAL SITUATION OF MENTAL PATIENTS AND OTHER INMATES (New York: Doubleday, 1961), dt. ASYLE (Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973, es 678);
- Thomas S. Szasz**, THE MYTH OF MENTAL ILLNESS (New York: Harper and Row, 1961), dt. GEISTESKRANKHEIT, EIN MODERNER MYTHOS? (Olten/Freiburg: Walter, 1972);
- Eliot Freidson**, PROFESSIONAL DOMINANCE: THE SOCIAL STRUCTURE OF MEDICAL CARE (New York: Atherton, 1970), dt. DOMINANZ DER EXPERTEN. ZUR SOZIALEN STRUKTUR MEDIZINISCHER VERSORGUNG (München: Urban & Schwarzenberg, 1975);
- David Rothman**, THE DISCOVERY OF THE ASYLUM (Boston: Houghton Mifflin, 1971);
- Richard Fox**, »Beyond »Social Control«: Institutions and Disorder in Bourgeois Society«, *History of Education Quarterly* 16 (1976), S. 203-207.
- 221 **Geoffrey Gorer**, DIE AMERIKANER. EINE VÖLKERPSYCHOLOGISCHE STUDIE, S. 86.
- 222 **Beata Rank**, »Adaptation of the Psychoanalytical Technique for the Treatment of Young Children with Atypical Development«, *American Journal of Orthopsychiatry* 19 (1949): 131-132.
- 223 Beispiele für »perfekte Mutterschaft«:
Peter L. Giovacchini, PSYCHOANALYSIS AND CHARACTER DISORDERS (New York: Jason Aronson, 1975), S. 32, 108 f.
- 224 Über die Psychodynamik der »optimalen Frustration«:
Heinz Kohut, NARZISSMUS, S. 70-76.
- 225 Über narzißtische Bemutterung:
Warren M. Brodey, »On the Dynamics of Narcissism«, *Psychoanalytic Study of the Child* 20 (1965): 184;
Giovacchini, PSYCHOANALYSIS OF CHARACTER DISORDERS, S. 27.
- 226 Über Schizophrenie:
Gregory Bateson u.a., »Toward a Theory of Schizophrenia«, *Behavioral Science* 1 (1956), S. 252-264;
Theodore Lidz, »Schizophrenia and the Family«, *Psychiatry* 21 (1958), S. 21-27;
William McCord u.a., »The Familial Genesis of Psychoses«, *Psychiatry* 25 (1962), S. 60-71.
- 227 Über Schizophrenie und Narzißmus:
Warren R. Brodey, »Image, Object, and Narcissistic Relationships«, *American Journal of Orthopsychiatry* 31(1961), S. 69-73;
L. R. Ephron, »Narcissism and the Sense of Self«, *Psychoanalytic Review* 54 (1967), S. 507 f.;
Thomas Freeman, »The Concept of Narcissism in Schizophrenic States«, *International Journal of Psychoanalysis* 44 (1963), S. 293-303.
- 228 Über »Familiärentologie«:
Brodey, »Dynamics of Narcissism«, S. 188;
Kohut, NARZISSMUS, S. 280.
- 229 **Lyman C. Wynne** u.a., »Pseudo-Mutuality in the Family Relations of Schizophrenics«, *Psychiatry* 21(1958), S. 207, 210 f.;
Kohut, NARZISSMUS, S. 45 f., 92.
- 230 **Annie Reich**, »Early Identifications as Archaic Elements in the Superego«, *Journal of the American Psychoanalytic Association* 2 (1954), S. 218-238;
Annie Reich, »Narcissistic Object Choice in Women«, *American Journal of Psychoanalysis* 1 (1953), S. 22-44. Siehe auch
B. D. Lewin, »The Body as Phallus«, *Psychoanalytic Quarterly* 2 (1933), S. 24-27.

- 231 Über geistesgestörte Studenten und ihre Mütter:
Kenneth Keniston, THE UNCOMMITTED: ALIENATED YOUTH IN AMERICAN SOCIETY (New York: Harcourt, Brace, 1965);
Herbert Hendin, THE AGE OF SENSATION, S. 72, 75, 98, 108, 129, 130, 133, 215, 217;
Giovacchini, PSYCHOANALYSIS OF CHARACTER DISORDERS, S. 60-62.
- 232 **Kenneth Keniston**, **Philip Slater** und andere von **Parson** beeinflusste Kritiker der amerikanischen Kultur haben argumentiert, daß die Kernfamilie, so Keniston, »einschneidende Diskontinuitäten zwischen Kindheit und Erwachsenenalter erzeugt«. Die Kritik des Privatismus«, die ein beherrschendes Thema der neueren linken Kulturkritik geworden ist, findet in der Kernfamilie ein naheliegendes Ziel, da diese angeblich einen zügellosen und anachronistischen Individualismus fördert und die Kinder seelisch verkrüppelt, indem sie unfähig werden, in einer komplexen Gesellschaft, in der man aufeinander angewiesen ist, kooperativ zusammenzuleben. Die Kritik der Kernfamilie, die oft in einem Atemzug mit der linken Psychiatrie eines **R. D. Laing** und **Wilhelm Reich** und mit den Aufrufen zu einer »Kulturrevolution« genannt wird, ist lediglich die jüngste, in den neuesten »Befreiungs«-Jargon gehüllte Version der Anklage, die zuerst von Sozialarbeitern, Erziehern, Strafvollzugsreformern und Sozialpathologen formuliert und von diesen Fachleuten benutzt wurde, um ihre eigene Übernahme von Funktionen der Familie zu rechtfertigen. Wenn die »Kulturrevolution« sich mit der psychoanalytischen Familienkritik verbündet, bestätigt sie damit nur eine der stärksten Tendenzen in der Gesellschaft, die zu kritisieren sie vorgibt.
Keniston, THE UNCOMMITTED, S. 309 f.;
Philip Slater, THE PURSUIT OF LONELINESS (Boston: Beacon Press, 1970), Kap. 3.
- 233 Über den »Verfall des Über-Ichs«:
Jules Henry, CULTURE AGAINST MAN (New York: Knopf, 1963), S. 127, 238, 337;
Arnold A. Rogow, THE DYING OF THE LIGHT (New York: Putnam's, 1957), Kap. 2, »The Decline of the Superego«, bes. S. 67.
- 234 Über sich wandelnde Strukturen des Über-Ich:
Sigmund Freud, DAS ICH UND DAS ES (1923), in GW XIII, S. 237-289;
Henry und Yela Lowenfeld, »Our Permissive Society and the Superego«, *Psychoanalytic Quarterly* 39 (1970), S. 590-607.
- 235 **Joseph Heller**, WAS GESCHAH MIT SLOCUM?, S. 141, 160, 549.
- 236 In der von **Jules Henry** untersuchten Schule schrieb ein elfjähriger Junge voller Dankbarkeit: Mein Vater »bringt mir (*Baseball* und) andere Sportarten bei (und) gibt mir so viel, wie er kann«; der Junge beklagt sich jedoch darüber, »daß er mir nie Schläge gibt, wenn ich etwas Unrechtes gemacht habe«. Henry kommentiert: »Was dieses Kind zu sagen scheint, ist, daß der Vater ... ihm nicht das geben kann, was das Kind seinem eigenen Gefühl nach braucht, um eine wirkliche Person zu werden: die Strafe für seine Missetaten. Die Angehörigen einer permissiven Kultur werden es zweifellos höchst ungerne hören, daß es als eine Entbehrung erlebt werden kann, *keinen* Schmerz zugefügt zu bekommen. Und doch ist es für manche Kinder schmerzlicher, ohne Bestrafung Schuldgefühle ertragen zu müssen als eine Tracht Prügel zu bekommen.
Henry, CULTURE AGAINST MAN, S. 139.
- 237 Das »ruhige« Klassenzimmer. Ebenda, S. 314-317.
- 238 Als die Kolumnistin Ann Landers einer Schülerin riet, sich beim Direktor über andere Studenten zu beschweren, die in der Cafeteria ungehemmt sexuellen Aktivitäten nachgingen, bekam sie zur Antwort, daß der »Direktor wahrscheinlich keine Spur von Rückgrat« habe und die »Lehrer schon wissen, was da passiert und wer die Burschen sind, daß sie aber Schwierigkeiten aus dem Weg gehen wollen und daher den Mund halten«. In derselben Kolumne erschien der Brief eines sechzehnjährigen Mädchens, das nachdrücklich

erklärte, Jugendliche, die sich darüber beklagten, daß sie »unter der Fuchtel [ihrer Eltern] stehen«, sollten sich glücklich preisen, daß sie keine »Eltern haben, die den leichtesten Weg wählen und sich ihren Kindern überhaupt nicht in den Weg stellen, weil sie die Auseinandersetzung scheuen«.

Ann Landers, *Rochester Democrat and Chronicle*, 18. Februar 1978.

- 239 »Die Gemeinschaft hat ihre Sorge für das Kind durch die Schaffung von Institutionen zum Ausdruck gebracht«, schrieb Van Waters. »Geburten finden immer häufiger und selbstverständlicher im Krankenhaus statt, die Fütterung von Kleinkindern ist zu einem esoterischen Ritual geworden, dem sich nur wenige Eltern ohne den Beistand von Fachleuten zu unterziehen wagen; wenn Kinder krank sind, werden sie von Spezialisten umsorgt, die dafür viel besser gerüstet sind als die Eltern ... Auf jeder Stufe der kindlichen Entwicklung schaltet sich irgendeine moderne, organisierte Agentur ein, die den Eltern sagt: ›Wir verstehen davon mehr als Sie‹.«
Van Waters, PARENTS ON PROBATION, S. 36.
- 240 Über gesellschaftliche Kontrolle als »technisches Problem«.
Edgar Z. Friedenberg, COMING OF AGE IN AMERICA: GROWTH AND ACQUIESCENCE (New York: Random House, 1965), S. 73-92.
- 241 **Simon Dinitz** u.a., »Preferences for Male or Female Children: Traditional or Affectional?«, *Marriage and Family Living* 16 (1954), S. 127.
- 242 **Douglas McGregor**, THE HUMAN SIDE OF ENTERPRISE (New York: McGraw-Hill, 1960), S. 21, 23, 35-42, 46, 234, 232-235, 240.
Zur Popularisierung dieser Ideen vgl.
O. William Battalia und **John J. Tarrant**, THE CORPORATE EUNUCH (New York: Crowell, 1973).
- 243 McGregors einflussreiches und für die Kultur der fünfziger Jahre so charakteristisches Buch bedeutete nicht nur eine Stärkung des psychotherapeutischen Angriffs auf die autoritäre Familie, der in diesem Jahrzehnt so nachhaltig vorgetragen wurde; es war auch eine Neuformulierung vieler Themen und Thesen der Familiensoziologie von Parson. Im Jahre 1961 begründete Parson seine Kritik an David Riesmans Analyse des Verfalls der elterlichen Autorität (in DIE EINSAME MASSE [THE LONELY CROWD]) damit, daß die Eltern ihre Kinder dann am besten auf das Leben in einer komplexen Industriegesellschaft vorbereiten, wenn sie ihnen Selbstvertrauen und Selbständigkeit einflößen, anstatt zu versuchen, ihre Erziehung in allen Einzelheiten zu überwachen. Wie Parson, so vertritt auch McGregor die Auffassung, daß die scheinbare Abdankung von Autorität – in diesem Fall die Autorität des Managers – in Wirklichkeit den Übergang zu einer mehr effizienten, wissenschaftlichen und therapeutischen Form von Kontrolle darstelle. Genau wie reaktionäre Schwarzseher (manchmal Seite an Seite mit wohlmeinenden, aber schlechtberatenen Gesellschaftstheoretikern) voreilig den Zusammenbruch der elterlichen Autorität beklagten, so brandmarkten reaktionäre Geschäftsleute die neue, von den Experten für die industrielle Arbeitswelt ins Geschäftsleben eingeführte Nachgiebigkeit und forderten eine Bändigung der Gewerkschaften, einen Widerruf des *New Deal* und die Rückkehr zu den guten alten Zeiten der industriellen Autokratie. McGregor machte mit diesem veralteten Standpunkt kurzen Prozeß. Seines Erachtens beruhte er auf einem Mißverständnis von Autorität und einer Simplifizierung der alternativen Arten von Machtausübung.
»Abdankung ist keine angemessene Antwort auf den Autoritätskult ... nur wenn wir uns von der Vorstellung befreien, wir seien auf eine einzige Dimension beschränkt – die Dimension eines Mehr oder Weniger von Autorität –, können wir unserem gegenwärtigen Dilemma entrinnen.«
Talcott Parsons, »The Link between Character and Society«, in SOCIAL STRUCTURE AND PERSONALITY (New York: Free Press, 1964), dt. »Über den Zusammenhang von Charakter und Gesellschaft«, in

- SOZIALSTRUKTUR UND PERSÖNLICHKEIT
(Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt, 1968), S. 230-296;
McGregor, THE HUMAN SIDE OF ENTERPRISE, S. 31.
Michael Maccoby, GEWINNER UM JEDEN PREIS, S. 109, 132, 145, 156.
- 244 **Donald Barthelme**, »Edward and Pia« in
UNSÄGLICHE PRAKTIKEN, UNSAGBARE AKTE, S. 103;
- 245 **Riane Tennenhaus Eisler**, DISSOLUTION: DIVORCE, MARRIAGE, AND THE
FUTURE OF AMERICAN WOMEN (New York: McGraw-Hill, 1977), S. 170 f.
- 246 **Bertrand Russell**, MARRIAGE AND MORALS (New York: Bantam, 1959 [1929]);
dt. EHE UND MORAL. EINE SEXUALETHIK
(München: Drei Masken Verlag, 1930), S. 138, 157.
- 247 Über die Feier der neuen ehelichen Intimität:
Alvin Toffler, FUTURE SHOCK (New York: Random House, 1970), Kap. 11, 14;
Margaret Mead, »Marriage in Two Steps« (1966), in
Robert S. Winch und **Graham B. Spanier** (Hrsg.), SELECTED STUDIES IN MARRIAGE
AND THE FAMILY (New York: Holt, Rinehart, and Winston, 1974), S. 507-510.
- 248 **Molly Haskell**, FROM REVERENCE TO RAPE: THE TREATMENT
OF WOMEN IN THE MOVIES (Baltimore: Penguin, 1974).
- 249 Über freie Frauen:
Ralph M. Wardle, MARY WOLLSTONECRAFT. A CRITICAL BIOGRAPHY
(Lawrence, Kan.: University of Kansas Press, 1951), Kap. 7-8;
Margaret George, ONE WOMAN'S »SITUATION«: A STUDY OF MARY
WOLLSTONECRAFT (Urbana, 111.: University of Illinois Press, 1970), Kap. 8;
Richard Drinnon, REBEL IN PARADISE
(Chicago: University of Chicago Press, 1961), S. 151;
Ingrid Bengis, COMBAT IN THE EROGENOUS ZONE (New York: Knopf, 1972), S. 16.
- 250 Über den Verfall der Eifersucht:
Willard Waller, THE OLD LOVE AND THE NEW: DIVORCE AND READJUSTMENT
(New York: Liveright, 1930), S. 6 f., 84, 88;
»The Rating and Dating Complex«, *American Sociological Review* 2 (1937): 727-734;
Martha Wolfenstein und **Nathan Leites**, MOVIES: A PSYCHOLOGICAL STUDY
(New York: Atheneum, 1970 [1950]), S. 33;
August B. Hollingshead, ELMTOWN'S YOUTH: THE IMPACT OF SOCIAL CLASSES ON
ADOLESCENTS (New York: Wiley, 1949), S. 237, 317 f.
- 251 Über Filme: **Wolfenstein** und **Leites**, MOVIES, S. 31-33.
- 252 Über den weiblichen Orgasmus:
Heller, WAS GESCHAH MIT SLOCUM?, S. 424;
William Masters und **Virginia Johnson**, HUMAN SEXUAL RESPONSE
(Boston: Little, Brown, 1966),
dt. DIE SEXUELLE REAKTION (Frankfurt/M.: Akademie Verlagsges., 1967);
Anne Koedt, »THE MYTH OF THE VAGINAL ORGASM«, NOTES FROM THE SECOND YEAR:
WOMEN'S LIBERATION (1970), S. 37-41;
Mary Jane Sherfey, »The Evolution and Nature of Female Sexuality
in Relation to Psychoanalytic Theory«,
Journal of the American Psychoanalytic Association 14 (1966), S. 17;
Kate Millet, SEXUAL POLITICS (New York: Doubleday, 1970),
dt. SEXUS UND HERRSCHAFT. DIE TYRANNEI DES MANNES IN UNSERER GESELLSCHAFT
(München: Piper, 1971).

- 253 **Otto F. Kernberg**, BORDERLINE-STÖRUNGEN UND PATHOLOGISCHER NARZISSMUS, S. 274.
- 254 Zitiert in: **Veronica Geng**, »Requiem for the Women's Movement«, *Harper's*, November 1976, S. 68.
- 255 **John P. Siegel**, »The Resolution of the Role Conflict within the Family«, *Psychiatry* 20 (1957): 1-16;
- 256 **Lee Rainwater**, **Richard P. Coleman** und **Gerald Handel**, WORKINGMAN'S WIFE (New York: MacFadden, 1962 [1959]), S. 89.
- 257 **Begin**, COMBAT IN THE EROGENOUS ZONE, S. 210 f.
- 258 »Kein Tag ist sicher vor Nachricht von dir; du gehst spazieren, Vielleicht in Afrika, aber du denkst an mich.«
Sylvia Plath, »The Rival«, in ARIEL (New York: Harper and Row, 1966), S. 48. (Übertragen von **Erich Fried**, ARIEL, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1974, S. 105).
- 259 **Sylvia Plath**, THE BEL JAR (New York: Harper and Row, 1971 [1963]), dt. DIE GLASGLOCKE (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1968, BS 208), S. 102.
- 260 **Geng**, »Requiem for the Women's Movement«, S. 53.
- 261 Für den Rückzug der Feministinnen des 19. Jahrhunderts vgl.
Aileen S. Kraditor, THE IDEAS OF THE WOMAN SUFFRAGE MOVEMENT (New York: Columbia University Press, 1965) und
Ann Douglas, THE FEMINIZATION OF AMERICAN CULTURE (New York: Knopf, 1977).
- 262 **Hendin**, AGE OF SENSATION, S. 49.
- 263 **Bengis**, COMBAT IN THE EROGENOUS ZONE, S. 185.
- 264 Ebenda, S. 109.
- 265 Ebenda, S. 219.
- 266 **Leslie A. Fiedler**, LIEBE, SEXUALITÄT UND TOD, S. 346.
- 267 Sigmund Freud über »psychische Impotenz«:
Sigmund Freud, »Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens« (1912), in GW VIII, 78-91.
- 268 **Juliet Mitchell**, PSYCHOANALYSIS AND FEMINISMS (New York: Pantheon, 1974), dt. PSYCHOANALYSE UND FEMINISMUS (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1976);
Eli Zaretsky, CAPITALISM, THE FAMILY, AND PERSONAL LIFE (New York: Harper and Row, 1976);
Bruce Dancis, »Socialism and Women in the United States, 1900-1917«, *Socialist Revolution* Nr. 27 (Januar-März 1976), S. 81-144.
- 269 »nicht nur einfach ... erfülltes Leben.« Zitiert ebenda, S. 132.
- 270 Der Titel dieses Kapitels ist entlehnt bei
Mark Gerzon, A CHILDHOOD FOR EVERY CHILD: THE POLITICS OF PARENTHOOD (New York: Outerbridge and Lazard, 1973), S. 221.
- 271 Die meisten Historiker und Demographen sind heute der Ansicht, daß das Anwachsen der Lebenserwartung seit dem 18. Jahrhundert einer besseren Ernährung, der Hygiene und einem höheren allgemeinen Lebensstandard, nicht aber Verbesserungen der medizinischen Technologie zu danken sind. Die, oberflächlich gesehen, plausible Erklärung, daß das Absinken der Mortalität aus dem Fortschritt der Medizin resultiert – wie sie von **Rosenfeld** und anderen Vertretern einer technologischen Denkweise akzeptiert worden ist –, wurde, so **William L. Langer**, »von **Thomas McKeown** und **R. G. Brown** im Jahre

1955 so gründlich widerlegt, daß sie seither auch von anderen Forschern auf diesem Gebiet fallengelassen wurde«. Welcher Ansicht diese Forscher auch immer über die wahre Ursache der Bevölkerungsexplosion sein mögen: sie alle schlagen den Einfluß der Medizin gering an. Nach einer Schätzung von McKeown betrug der Anteil der Pockenimpfung in den Jahren zwischen 1848 und 1971 nur 1,6 Prozent an der Senkung der englischen Sterblichkeitsziffer. Sogar die Antibiotika, die die Sterblichkeitsrate unlegbar beeinflußt haben, wurden erst nach 1930 eingeführt und können deshalb nicht zu dem starken Anwachsen der Bevölkerung beigetragen haben, das sich seit dem 18. Jahrhundert statistisch feststellen läßt.

Albert Rosenfeld, PROLONGEVITY (New York: Knopf, 1976), S. 8, 166.

Ein noch aufdringlicheres Beispiel für die medizinische Annäherung an das Problem des Alterns bietet: **Phillip Gordon**, NO MORE DYING: THE CONQUEST OF AGING AND THE EXTENSION OF HUMAN LIFE (Los Angeles: D. P. Tarcher, 1976).

Vgl. auch: **Thomas McKeown** und **R. G. Brown**, »Medical Evidence related to English Population Changes in the Eighteenth Century«, POPULATION STUDIES (1955);

Thomas McKeown, THE MODERN RISE OF POPULATION (New York: Academic Press, 1976), Kap. 5;

William L. Langer, »What Caused the Explosion?«, *New York Review*, 28. April 1977, S. 3-4.

- 272 Anhänger der Theorie vom Altern als soziales Problem werden Harringtons Beschreibung seiner Symptome und der Ängste, die sie heraufbeschwören, ohne weiteres zustimmen – »der Angst, alle unsere Kräfte einzubüßen und verlassen oder gleichgültigen Pflegerinnen überantwortet zu sein; zu wissen, daß der Augenblick nahe bevorsteht, da wir unsere Lieben nicht mehr sehen werden und alles verlöscht«. Während aber Harrington das Heil in der »medizinischen Technik und nirgends sonst« sucht und daran festhält, daß »unser Messias einen weißen Kittel trägt«, argumentieren die Autoren, die Altern als soziales Problem sehen, daß »Kräfteverlust«, »Vereinsamung« und Abhängigkeit von »gleichgültigen Pflegerinnen« Erfahrungen sind, die den Alten von einer gefühllosen Gesellschaft ohne zwingenden Grund auferlegt werden. Das gedankenlose Akzeptieren ihrer sozialen Entwertung macht diese Erfahrungen für die alten Leute noch schmerzlicher.
Alan Harrington, THE IMMORTALIST, zitiert in **Rosenfeld**, PROLONGEVITY, S. 184.
- 273 **H. Jack Geiger**, REZENSION VON ROSENFELDS UND COMFORTS BÜCHERN ÜBER DAS ALTERN, *New York Times Book Review*, 28. November 1976, S. 5.
- 274 **Lisa Alther**, KINFLOCKS (New York: Knopf, 1976), S. 424.
- 275 Wenn man **Comfort** als Verfechter einer mehr »humanitären« Einstellung zum Problem des Alterns ansieht, so erweckt er dieselben Zweifel wie Masters und Johnson als Verfechter einer weniger mechanistischen Einstellung zur Sexualität. **Benjamin DeMott** schreibt über ihre verspätete Wiederentdeckung von »Loyalität und Treue, Unberührtheit und Vertrauen«: »Es scheint mir zumindest fragwürdig, ob der Entschluß von Masters und Johnson, diese verlorengegangenen Begriffe zu rehabilitieren – der übrigens von keinerlei Erkenntnis ihrer eigenen Rolle bei der Diskreditierung und Verunglimpfung dieser Begriffe getrübt ist – als bedeutsame geistige Tat gewertet werden kann.« Für die Äußerungen von Comfort, Kinzel und Sinsheimer vgl.
Kurtzman und **Gordon**, NO MORE DYING, S. 3, 36, 153;
Geiger, REZENSION VON COMFORT UND ROSENFELD, S. 5.
- 276 **Gail Sheehy**, IN DER MITTE DES LEBENS, S. 367.
- 277 **David Hackett Fischer**, GROWING OLD IN AMERICA (New York: Oxford University Press, 1977), S. 132-134.
- 278 Über Sozialisationsmethoden bei den Reichen vgl.: **Robert Coles**, PRIVILEGED ONES: THE WELL-OFF AND THE RICH IN AMERICA (Boston: Little, Brown, 1978).

- 279 **E. L. Godkin** über die »wohlhabenderen und gesitteten Klassen«, zitiert in **David Montgomery**, BEYOND EQUALITY: LABOR AND DIE RADICAL REPUBLICANS, 1862-1872 (New York: Knopf, 1967), S. 371.
- 280 **David Hackett Fischer**, GROWING OLD IN AMERICA, S. 206.
- 281 Die sogenannten amischen Mennoniten – eine christliche, vor allem in Pennsylvania lebende Sekte, die alle moderne Technologie ablehnt (Anm. d. Übersetzers).
- 282 Richter William O. Douglas, der im *Yoder-Prozeß* eine abweichende Meinung vertrat, argumentierte überzeugend *zugunsten* des staatlichen Eingriffs. Gesetzt den Fall, ein Amisch-Kind möchte einen Beruf ergreifen, der es zwingt, mit den kulturellen Traditionen seiner Eltern zu brechen; gesetzt den Fall, es möchte »Pianist, Astronaut oder Ozeanograph« werden. Die Entscheidung des Gerichts würde ihm das, so Douglas, unmöglich machen. Ohne die Kinder selbst nach ihren Wünschen zu fragen, habe das Gericht sie einer dürftigen, rückständigen und engstirnigen Umgebung überantwortet, die sie »unwiderruflich« aus der »neuen und überraschenden Welt der Mannigfaltigkeit« aussperre. Auf den ersten Blick scheinbar überzeugend, erweist sich dieses Argument bei genauerem Hinsehen als klassisches Beispiel für die Sentimentalität einer liberalen Humanität. Hier wird »Mannigfaltigkeit« beschworen, um einem System einheitlichen Schulzwanges Schützenhilfe zu geben und das Kind vor der rückständigen Kultur seiner Eltern durch Übernahme in die sanfte Fürsorge des Staates zu retten. Das Argument ist sentimental vor allem in der Voraussetzung, daß der Staat dem Kind, das sich entschließt, mit den kulturellen Traditionen seiner Eltern zu brechen, die Angst- und Schuldgefühle und das Leid ersparen kann, die ein solcher Bruch nun einmal zwangsläufig mit sich bringt – obwohl doch die Konfrontation damit gerade den psychologischen und erzieherischen Wert dieser Erfahrung ausmacht. In betulich-paternalistischer Weise möchte Douglas die peinigenen Hindernisse, die dem Fortschritt des Kindes im Wege stehen, wegräumen und glätten, vergißt aber dabei, daß der Fortschritt genau darin bestünde, mit solchen Hindernissen fertig zu werden.
- 283 **Kenneth Keniston** u.a., ALL OUR CHILDREN. THE AMERICAN FAMILY UNDER PRESSURE (New York: Harcourt, Brace, Jovanovich, 1977).
- 284 Da der Autor dieser Formulierung, **Thomas L. Haskell**, versucht hat, Kritik an den Expertenberufen mit blinder und vorsätzlicher Opposition gegen die Wahrheit gleichzusetzen, möchte ich hier deutlich machen, daß meine Argumentation nicht als unqualifizierte Verdammung des Spezialistentums mißverstanden werden darf. Nach wie vor stehen die Experten für ganz bestimmte Werte, wie Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Venfizierbarkeit und Dienstauffassung, die sonst gänzlich verfallen würden. Es ist jedoch nicht richtig, wie **Paul Goodman** in seiner sonst so überzeugenden Verteidigung des Expertentums argumentiert (THE NEW REFORMATION – von **Haskell** und anderen als letztes Wort zu diesem Thema zitiert), daß »Experten autonome Individuen sind, die nur der Natur der Dinge und dem Urteil ihrer Fachgenossen verpflichtet und durch einen impliziten oder ausdrücklichen Eid dem Wohl und Wehe ihrer Klienten oder der Gemeinschaft verpflichtet sind«. Die Art und Weise, wie die Experten diese Verantwortung auslegen und sich ihrer entledigen, spiegelt die soziale Umwelt wider, in der sie operieren. Das amerikanische Expertentum ist durch den Manager-Kapitalismus korrumpiert worden, mit dem es sich so eng verbündet hat, ebenso wie sich das Expertentum in der Sowjetunion in noch höherem Maße durch die Diktatur der Partei hat korrumpieren lassen. **Haskell** schreibt: »Mitglied eines Teams von qualifizierten Fachleuten wird man nicht mit Charme oder dank einer guten Herkunft, durch persönliche Beziehungen, hervorragende Charaktereigenschaften oder auch nur gutes Benehmen, sondern ausschließlich durch intellektuelle Leistungen.« Haskell vermag offenbar nicht einzuschätzen, wie leicht »intellektuelle Auszeichnung« mit dem bloßen Erwerb von

Zeugnissen oder, schlimmer noch, durch Loyalität gegenüber einem unausgesprochenen ideologischen Konsensus verwechselt werden kann – wie leicht das unerläßliche Ideal des »uneigennütigen Fachmannes« durch den sozialen und politischen Kontext, in dem es geprägt wurde, verfälscht oder verzerrt werden kann.

Thomas Haskell, »Power to the Experts«, *New York Review*, 13. Oktober 1977, S. 33;

Thomas L. Haskell, THE EMERGENCE OF PROFESSIONAL SOCIAL SCIENCE (Urbana, 111.: University of Illinois Press, 1977), S. 236;

Paul Goodman, »The New Reformation« (1969), erneut in

Irving Howe (Hrsg.), BEYOND THE NEW LEFT (New York: McCall, 1970), S. 86.

285 Über psychiatrische Rechtskritik:

Vilhelm Aubert, »Legal Justice and Mental Health«, *Psychiatry* 21 (1958), S. 111-112.

286 **Seeley**, AMERICANIZATION OF THE UNCONSCIOUS, S. 90.

287 **Ludwig von Mises**, BUREAUCRACY (New Haven: Yale University Press, 1962 [1944]), S. VI, 4, 9, 10, 11 f., 38, 39, 48, 100, 125.

Für eine ähnliche Kritik der Bürokratie vergleiche **Frederick Hayek**,

THE ROAD TO SERFDOM (Chicago: University of Chicago Press, 1944).

288 **Daniel Patrick Moynihan**, »Social Policy: From the Utilitarian Ethic to the Therapeutic Ethic«, QUALITIES OF LIFE (Lexington, Mass.: D. C. Heath, 1967), 7, S. 44.

289 Von **Mises** über gesunden Menschenverstand:

Ludwig von Mises, BUREAUCRACY, S. 125.